„Schon damals fingen viele an zu schweigen …“



Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933 – 1945

"Schon damals fingen viele an zu schweigen ..."

Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933 - 1945

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

Digitized by Project Zikaron
Touro University-NY Libraries
www.zikaron.tourolib.org
2023

Herausgeber
Bezirksverordnetenversammlung
von Charlottenburg

Beschaffung und Sichtung des
Quellenmaterials
Hans Wienicke

Erläuterungen und Textgestaltung
Uwe Otto, Anne Jörg

Druck
Druckwerkstatt der Poelchau -
Oberschule

Berlin-Charlottenburg, 1986

Inhalt

Vorwort	5
"Plötzlich fielen Schüsse" - Charlottenburg und das Ende der Weimarer Republik	7
"Die schlimmen Wochen" - Charlottenburg nach dem 30.Januar 1933	18
Der "Judenboykott" vom 1.4.1933	32
"Deutsch sei Dein Gruß" - Charlottenburg 1933 - 39	35
Die Kirchen nach 1933	53
Schule	64
Arbeitsbeschaffung	80
Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung	83
Das Pogrom vom 9.November 1938 ("Reichskristallnacht")	108
Emigration	113
Opposition und Widerstand	120
"Jubel und Hurra gab es nicht" - Charlottenburg 1939 - 45	130
Kriegsgefangene und Fremdarbeiter	153
Jugendorganisationen und Schule	156
Die jüdische Bevölkerung während des Krieges	178
"Erinnern Sie sich ...?"	205
Versteckte und Verstecker	209
Widerstand	220
"Die ganze Nacht dröhnten die Kanonen" - Charlottenburg während der Schlacht um Berlin	226
Nach Opfern des Widerstands gegen die NS-Diktatur benannte Straßen und Plätze in Charlottenburg	246
Register	251
Bildnachweis	255

Vorwort des Vorstehers Dr. Harald Müller für die Dokumentation "Quellensammlung zur Geschichte Charlottenburgs von 1933 - 1945"

Die vorliegende Dokumentation geht zurück auf einen Wunsch aller in der Bezirksverordnetenversammlung von Charlottenburg vertretenen Fraktionen, der CDU, der SPD und der AL. Ihre Vertreter haben die Arbeit angeregt, ständig begleitet und an der Gestaltung des jetzt vorliegenden Bandes intensiv mitgearbeitet.
"Charlottenburg in der NS-Zeit" ist gewiß eine subjektive Darstellung vom Alltag - so wie ihn Menschen gelegt und erlebt haben und wie sie ihn heute aus ihrer Sicht darstellen. Diese Schilderungen wurden angereichert mit nicht allgemein zugänglichen Zeitdokumenten auf einem kurzgefaßten geschichtlichen Hintergrund. Einige Ereignisse wie etwa die Olympiade 1936 und die 700-Jahr-Feier, deren Bedeutung weit über unseren Bezirk hinausreichen, wurden bewußt ausgelassen.
Die Autoren erheben keinen Anspruch auf eine wissenschaftliche Arbeit, auf Vollständigkeit oder auf eine repräsentative Darstellung geschichtlicher Zusammenhänge. Sie wollten Menschen zu Wort kommen lassen, deren persönliche Erfahrungen in der nationalsozialistischen Zeit in Charlottenburg nicht verloren gehen sollten. Vornehmlich junge Leute können über Aussagen von Zeitzeugen einen anderen Zugang zur Auseinandersetzung mit diesem Teil unserer Geschichte finden. So ist eine Quellensammlung entstanden, die Mitbürger aller Generationen anspricht.
Ich danke sehr herzlich den Charlottenburgern, die ihre Aussagen so bereitwillig zur Verfügung gestellt haben. Ich danke Herrn Hans Wienicke für die Sammlung und Sichtung des Materials und Herrn Dr. Uwe Otto für die begleitenden Texte. Ich danke schließlich den Kolleginnen und Kollegen aus den Fraktionen, die am Entstehen der Arbeit aktiv beteiligt waren.
Möge der Druck eine breite anteilnehmende Leserschaft finden.

Berlin-Charlottenburg im Dezember 1986

Dr. Harald Müller

Bezirksverordnetenvorsteher

"Plötzlich fielen Schüsse" -
Charlottenburg und das Ende der Weimarer Republik

Neuer politischer Mord in Charlottenburg.

Nationalsozialisten greifen Kommunisten an.

In der Hebbelstrasse in Charlottenburg kam es in der Nacht zum Sonntag zu schweren Zusammenstössen zwischen Kommunisten und Nationalsozialisten, wobei ein Kommunist getötet und zwei Kommunisten schwer verletzt wurden.

... Gegen drei Uhr waren Kommunisten, die von einer Versammlung heimkehrten, in der Hebbel-Ecke Schloßstraße von einem Sturmtrupp der Nationalsozialisten angefallen worden. Da die Nationalsozialisten die Übermacht hatten, versuchten die Kommunisten zunächst, der Schlägerei aus dem Wege zu gehen. Plötzlich fielen mehrere Schüsse, durch die zwei Personen getroffen wurden. Der 24-jährige Arbeiter Otto Grüneberg aus der Schloßstraße 23 in Charlottenburg war infolge eines Herzschusses sofort tot. Sein Freund, der 23 Jahre alte Arbeiter Fritz Liere aus der Knobelsdorffstraße 26, erhielt einen schweren Oberarmschuß. Außerdem wurde der Arbeiter Erich Riemenschneider aus der Danckelmannstraße durch drei Messerstiche schwer verletzt. Als das Überfallkommando auf dem Kampfplatz eintraf, versuchten sich die Nationalsozialisten, aus deren Reihen die Schüsse abgegeben worden waren, ihrer Feststellung durch Flucht zu entziehen. Die Beamten konnten aber noch vier Nationalsozialisten festnehmen und der Abteilung Ia vorführen. Bei den Verhafteten fand man Pistolen und einen Dolch.
Bei den Vernehmungen im Polizeipräsidium bestritten die festgenommenen Nationalsozialisten, geschossen zu haben, mußten aber zugeben, an der Schlägerei teilgenommen zu haben.

Berliner Tageblatt, 2.2.1931

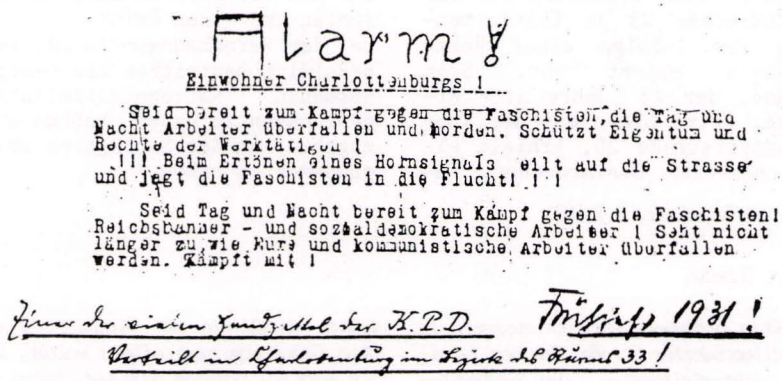
Robert Schulz:

Mit Otto Grüneberg war ich zusammen in der Wilmersdorfer Straße. Das war in einem Lichtspieltheater, den Germania—Lichtspielen. Dort fand in der Nacht eine Veranstaltung der IAH statt. Ungefähr nach Mitternacht war das zu Ende. Ich wohnte damals in der Kirchstr. 6 und Otto Grüneberg ging allein weiter. Als ich kurz vor unserem Haus war, hörte ich einen Schuß! Danach kamen noch drei andere Schüsse. Ich habe mir aber dabei nichts gedacht, weil es damals öfter um

diese Zeit geknallt hat. Am nächsten Tag hörte ich, was los war.
An der Schloßstraße war früher ein Sandkasten, der Streusand für den Winter enthielt. Dort ist Otto Grüneberg noch vorbeigekommen, dann hat er einen Schuß in den Unterschenkel gekriegt, dann einen Bauchschuß, einen in die Lunge, wo ihn der vierte traf, kann ich Ihnen heute nicht mehr sagen. Er wohnte damals in der Schloßstr. 22 im Parterre bei seiner Mutter.
Er schleppte sich noch bis kurz vor sein Haus. Am Rinnstein fiel er dann um. Damals schon war eine Kneipe dort, wo heute die "Kastanie" ist. Die Leute aus der Kneipe brachten einen Stuhl, ein Schupo hat ihn auf den Stuhl gesetzt, und auf diesem Stuhl ist Otto Grüneberg auch gestorben.

Herr Jost
(damals Sektionsbeamter auf dem Polizeirevier Kaiserdamm):

Ich selbst habe in dieser Nacht Dienst getan. Morgens um drei Uhr ging ich meine regelmäßige Streife, da rief mir eine Frau zu: "Herr Wachtmeister, kommen Sie bloß mal mit! Hier in der Schloßstraße ist ein Lokal (es handelte sich um die "Kastanie"), da sitzt jemand drin, der muß verletzt sein. Der blutet!" Ich kam in das Lokal rein, da saß jemand am Tisch. Ich als Wachtmeister konnte immer ohne besondere Gefahr in solche Lokale reingehen. "Wachtmeister, was sollen wir machen?" fragte jemand.
Ich sagte: "Wer ist denn das hier?" - "Das ist der Kommunist Grüneberg!" - "Der sitzt schon zwei Stunden hier?!! Warum holt ihr denn nicht die Feuerwehr, damit er ins Krankenhaus kommt?!!!" - "Draußen steht SA!" - "Wo steht SA?" Von SA war überhaupt nichts zu sehen und zu hören. Ich sagte: "Ich werde euch mal was sagen: Ihr seid daran schuld, daß der Mann hier verblutet!"
Ich selbst mußte nachher einen neuen Dienstmantel bekommen, so sah ich aus! Grüneberg war angeschossen worden, und dort am Tisch hat er gesessen und gejammert. Er hatte einen Brustschuß bekommen und hatte hinten ein riesiges Ausschußloch. Es muß ein Dumdum-Geschoß gewesen sein.
Er ist in meinen Armen verblutet.



Alarm!

Einwohner Charlottenburgs !

Seid bereit zum Kampf gegen die Faschisten, die Tag und Nacht Arbeiter überfallen und morden. Schützt Eigentum und Rechte der Werktätigen !
!!! Beim Ertönen eines Hornsignals eilt auf die Strasse und jagt die Faschisten in die Flucht! ! !

Seid Tag und Nacht bereit zum Kampf gegen die Faschisten! Reichsbanner - und sozialdemokratische Arbeiter ! Seht nicht länger zu, wie Nazi und kommunistische Arbeiter überfallen werden. Kämpft mit !

Einer der vielen Handzettel der K.P.D. Frühjahr 1931 !
Verteilt in Charlottenburg im Bezirk des Sturms 33 !

(Einer der vielen Handzettel der KPD, Frühjahr 1931!, verteilt in Charlottenburg im Bezirk des Sturms 33! - Landesarchiv Berlin)

Heinz Groth (SPD):

Als damaliger Angehöriger der "Sozialistischen Arbeiterjugend" und Mitglied im "Arbeiter-Turn- und Sportbund" (von Kindheit an) wurde ich im Februar 1932 auf der Schloßbrücke in Charlottenburg von ca. 20 SA-Leuten (in Räuberzivil) umringt und überfallen. Diese Strolche hatten das Bestreben, mich über das Brückengeländer in die Spree zu werfen. Nur durch geballte Kraft und Geschicklichkeit konnte ich mich immer wieder vom Geländer losreißen und in Richtung jetzige Mierendorffstraße rennen, um unter der ersten Gaslaterne Schutz zu suchen, damit ich von Passanten gesehen wurde. Wieder wurde ich umringt und gestoßen und geschlagen, und der jüngste Teilnehmer, den man bewußt vorschickte, zertrümmerte mir mit einem Schlagring das Nasenbein. Jetzt schrie ich vor Schmerzen und starkem Bluten um Hilfe; man ließ von mir ab, die außenstehenden bewaffneten SA-Leute zerstreuten sich, und drei bemächtigten sich meiner Mütze, an der das Abzeichen des "Österreichischen Arbeiter Schutzbundes" war, und fuhren mit der Trophäe in einem Taxi zum SA-Lokal Tegeler Weg Ecke Mindener Straße.

Ich suchte das nächste Polizeirevier auf; drei Polizisten begleiteten mich zum Sturmlokal; aber die Durchsuchung blieb ohne Erfolg. Unterwegs wurden wir dann von einem Mädel angesprochen, das alles beobachtet hatte, auch den Haupttäter kannte und uns seinen Namen verriet. Die SPD erstattete für mich Anzeige beim Gericht. Nach Wochen kam es zu einer Gerichtsverhandlung vor dem Jugendgericht. Das Urteil: 14 Tage Haft und Geldstrafe, die dann mit Leichtigkeit von der NSDAP beglichen wurde.

Der Feuerüberfall in Charlottenburg.

Sechs Kommunisten festgenommen.

Die Untersuchungen der politischen Polizei zur Aufklärung des kommunistischen Ueberfalls, der am Abend des 29. August auf ein nationalsozialistisches Verkehrslokal in der Röntgenstrasse in Charlottenburg verübt wurde und bei dem der Nationalsozialist Herbert Gatschke erschossen und zwei weitere Nationalsozialisten schwer verwundet wurden, hat jetzt zur Festnahme von sechs Kommunisten geführt, die wahrscheinlich unmittelbar an dem Ueberfall beteiligt waren. Die Ermittlungen der politischen Polizei sind mit diesen Festnahmen ein gut Stück weitergekommen, so dass man in absehbarer Zeit mit einer endgültigen Aufklärung rechnen kann.

Berliner Tageblatt, 2.9.1932

Mord in Charlottenburg unaufgeklärt.

Die Belohnung für die Ergreifung des Täters wird auf 3000 Mark erhöht.

... Bei den Aussagen im Polizeipräsidium ergaben sich verschiedene Widersprüche, und auch die zusammengebrachten Indizien reichten bei vielen nicht aus, so daß sie aus der Haft wieder entlassen werden mußten. Die Mordtat ist also noch völlig ungeklärt.

Berliner Tageblatt, 6.9.1932

Entlastende Zeugenaussagen.

Der Berliner Sondergerichtsprozess.

Der Sondergerichtsprozess vor der Kammer des Landgerichtsdirektors Tolk wegen des Zusammenstosses in der Röntgenstrasse wird der umfangreichste Sondergerichtsprozess werden, der bisher die Berliner Gerichte beschäftigt hat. Die grosse Zahl der Zeugen verursacht eine Ausdehnung der Beweisaufnahme bis etwa Anfang nächster Woche.

Der gestrige Tag war ausgefüllt mit der Vernehmung der nationalsozialistischen Belastungszeugen. Von den Aussagen ist die des Malers Kwiatkowski, der bei den Vorfällen durch zwei Schüsse verletzt worden war, am bedeutungsvollsten. Kwiatkowski hat die Angeklagten Schall, Heine und Stert wiedererkannt und will ausserdem noch einen vierten Mann gesehen haben, der aus dem Tor des Hauses Nr. 12, in dem das S.-A.-Lokal sich befindet, geschossen haben soll. Interessant waren auch die Aussagen des Kriminalbeamten Frowahn, der in seinen Protokollen von Patronenhülsen gesprochen hatte, die in der Röntgenstrasse an der Stelle gefunden worden sein sollen, an der die Arbeiter gestanden hatten. Diese Patronenhülsen sind jetzt nicht mehr zu finden, und Frowahn erklärt das in der Verhandlung damit, dass die Hülsen auf dem Tisch seines Büros versehentlich fortgekommen sein müssten. Die Polizeibeamten, die kurz nach dem Vorfall in die Röntgenstrasse kamen, haben

keine Patronenhülsen gesehen.

• • • Die interessanteste Aussage macht der Diplomlandwirt Donner, der in dem Eckhause Am Lützow 1, Röntgenstrasse, vier Treppen hoch wohnt. Er sei um 10 Uhr abends nach Hause gekommen, und in der Strasse sei es unruhig gewesen. Er sei dann in seiner Wohnung auf den Balkon getreten und habe kurz darauf Schüsse fallen hören. Die Schützen hätten auf dem Strassendamm gestanden. Drei von ihnen seien nach dem S.-A.-Lokal Röntgenstrasse 12 zurückgelaufen. Die übrigen Leute seien nach der Guerickestrasse zurückgelaufen.

Diese Aussage stützt unbedingt die Aussagen der Angeklagten,

die behaupten, dass die Nationalsozialisten auf dem Strassendamm standen und geschossen hätten.

Berliner Tageblatt, 23.9.1932

Die wahren Schuldigen.

Die Angeklagten im Totschlagsprozess weiter entlastet. — Terror des „Sturm 33".

Berliner Tageblatt, 23.9.1932, Abendausgabe

Die Wendung im Totschlags-Prozess.

Vor der Festnahme der schwerbelasteten nationalsozialistischen Zeugen.

Berliner Tageblatt, 24.9.1932, Abendausgabe

Vorwürfe gegen die Polizei.

Mangelhafte Ermittlungen im Sondergerichtsprozess Röntgenstrasse.

Berliner Tageblatt, 29.9.1932

Der verschwundene Hauptzeuge.

Schwere Belastung des Sturms 33 im Prozess Röntgenstrasse.

Berliner Tageblatt, 5.10.1932

Die Wendung im Prozess Röntgenstrasse:

„Kein dringender Tatverdacht."

Der Staatsanwalt lässt Totschlagsanklage fallen. — Haftbefehle aufgehoben.

Berliner Tageblatt, 5.10.1932, Abendausgabe

Freispruch im Prozess Röntgenstrasse.

Der Vorsitzende wandte sich dann direkt an die Angeklagten und sagte: „Sie sind freigesprochen worden. Sie haben seit gestern Ihre Freiheit bereits wiedererlangt, aber nicht deshalb, weil das Gericht Ihre Unschuld festgestellt hat, sondern weil es Ihre Schuld nicht feststellen konnte. Wenn Sie in Freiheit sind, denken Sie an die Gefahr zurück, in der Sie bis heute geschwebt haben. Mögen die Seelenqualen, die Sie erlitten haben, Ihnen zur Warnung dienen."

Weiter wandte sich der Vorsitzende an die Nationalsozialisten, die Todesurteile gegen die Angeklagten verlangt hatten. Er sagte: „Ich richte ein kurzes Wort noch an die, von denen ich annehmen muss, dass sie mit dem Freispruch nicht einverstanden sein können oder vielleicht auch wollen. Ich hoffe, dass wenigstens recht viele von Ihnen, die heute noch stürmisch den Kopf der Angeklagten von uns verlangten, in kommenden ruhigeren Zeiten, die hoffentlich bald kommen, uns für den Freispruch dankbar sein werden."

Berliner Tageblatt, 7.10.1932

Erläuterungen zum Vorfall "Röntgenstraße"

Am Abend des 29. August 1932 kam eine Gruppe von etwa 40 Kommunisten von einer Versammlung in der Galvanistraße. Sie blieben zusammen, weil man nicht einzeln den Nationalsozialisten, deren "Sturm 33" in der Röntgenstraße im Hause Nr. 12 sein Verkehrslokal hatte, in die Arme laufen wollte. Als die Gruppe der Kommunisten die Röntgenstraße passierte, kam es in Höhe des Lokals zum Zusammenstoß mit den Nationalsozialisten, in dessen Verlauf geschossen wurde. Dabei wurden drei Nationalsozialisten getroffen, einer von ihnen erlag seinen Verletzungen. Welche Seite den ersten Schuß abgab, woher überhaupt die Schüsse fielen, konnte vor Gericht nicht geklärt werden; selbst die Möglichkeit, daß die Schüsse, die die Nationalsozialisten trafen, von eigenen Leuten abgegeben worden waren, ließ sich nicht ausschließen. Bei der Beweisaufnahme ergab sich, daß die Polizei sehr mangelhaft den Tathergang ermittelt hatte, wovon die Nationalsozialisten begünstigt worden waren. Sie traten im Prozeß lediglich als Nebenkläger auf; angeklagt wegen Totschlags und schwerem Landfriedensbruchs waren allein neun Kommunisten. Der Prozeß endete am 6. Oktober gegen 16.00 Uhr mit ihrem Freispruch zulasten der Staatskasse.

Organisiert Häuserschutz-Staffeln gegen die braune Mordpest !

Arbeiter,Angestellte,Kleingewerbetreibende ! Wieder wurde ein junger Arbeiter von faschistischer Mörderhand heimtückisch ermordet.In der Nacht zum 2.Mai schossen Goebbels-Banditen, die sich auf Jagd nach Arbeitern mit roten Nelken befanden, den kaum 21jährigen Erwin Z i e m k e ,Mitglied des Arbeitersportvereins "Libertas"nieder,als er von dem Balkon seiner im zweiten Stockwerk gelegenen Wohnung in der Ufnaustrasse 17 das Treiben der braunen Mordpest beobachten wollte.Eine wohlgezielte faschistische Mordkugel zerriss die Schlagader.Zu Tode getroffen brach Z i e m k e zusammen.

Der Mordüberfall ging vom Sturmlokal der S.A.,Klotzsche, Huttenstrasse 23,unter dem Kommando des Sturmführers Lichtenberg aus.

Flugblatt der KPD, 1932 .

Robert Schulz:

Durch den Rotfrontkämpferbund (RFB) kam ich in die Häuserschutzstaffel im "Roten Kiez". Wir waren in RFB-Kluft, die Häuserschutzstaffel hatte nur blaue Mützen mit einem kleinen Lederriemen. Wir unterstützten die Häuserschutzstaffel, in der auch Otto Grüneberg war.
Außerdem gehörten ihr auch Leute von der SPD-Kampforganisation "Reichsbanner" an. Es waren nicht so viele wie von der Kommunistischen Partei, aber wir standen mit ihnen Schulter an Schulter und kämpften gegen den Faschismus.
Die Reichsbannerleute waren von ihrer Führung enttäuscht. Der preußische Innenminister Severing hatte gesagt, im Falle eines Staatsstreiches werde er das Reichsbanner bewaffnen und die Put-

schisten zum Teufel jagen. Aber das waren nur leere Worte. Beim Papen-Staatsstreich gegen die sozialdemokratische Preußen-Regierung erklärte er dann, er weiche nur der Gewalt.
Ich sah, wie die Reichsbannerleute, die an unserer Seite kämpften, geweint haben!
Unsere Häuserschutzstaffel war ungefähr einhundert Mann stark, vom Reichsbanner waren dabei vielleicht dreißig bis vierzig Mann, die mitgemacht haben.
Sie wohnten auch in diesen Straßen.

Edith Fleischer:

(Sie wohnte in der Danckelmannstraße und gehörte zuerst der SPD-nahen Sozialistischen Arbeiterjugend an, später dem Sozialistischen Jugendverband, der Jugendorganisation der linkssozialdemokratischen Sozialistischen Arbeiter-Partei.)
Unsere Gesprächspartner waren junge linke Gruppen, wie z.B. der Bund proletarischer Jugend und die kommunistische Jugend. Wir hatten mit der KJ viel Gemeinsames, weil die damalige KJ sehr gegen die eigene Partei eingestellt war. Die KJ hatte genau wie wir die Meinung, für die wir bei unseren Parteien kein Verständnis fanden: Wir als Arbeiterparteien oder Arbeitergruppen sollten uns doch zusammentun, denn nur geschlossen könnten wir doch den wirklichen Klassenfeind, die Nazis, die SA, bekämpfen.

Das Ende der Weimarer Republik

Blutige Saal- und Straßenschlachten zwischen den Anhängern der verschiedenen politischen Gruppierungen - wie die geschilderte Schießerei in der Röntgenstraße - waren in den letzten Jahren der Weimarer Republik weder für Charlottenburg noch für die anderen Bezirke von Groß-Berlin oder das gesamte Gebiet des Deutschen Reiches Einzelfälle. Sie häuften sich vielmehr so sehr, daß schließlich nur noch besonders schwerwiegende Gewalttaten von der Polizei registriert wurden und größere öffentliche Aufmerksamkeit erregten.
Während in den gewählten demokratischen Institutionen keine regierungsfähigen Mehrheiten zustandekamen, verlagerten sich die innenpolitischen Auseinandersetzungen von den Parlamenten in die Versammlungslokale und auf die Straße.
Wesentlich trug zu dieser Entwicklung die desolate Wirtschaftslage bei, die mit dem "Schwarzen Freitag" - dem Zusammenbruch der New Yorker Börse am 24. Oktober 1929-zur bis dahin schlimmsten weltweiten Krise führte. Von ihr wurde Deutschland besonders schwer betroffen; denn es geriet nach der Niederlage im I.Weltkrieg und der Inflation von 1923 innerhalb von nur 11 Jahren zum dritten Male in eine Katastrophe. Zwar waren die unmittelbaren Notstände der Inflationszeit mit dem nach der Währungreform vom November 1923 einsetzenden wirtschaftlichen Aufschwung überwunden, die schwierigere Situation auf dem Arbeitsmarkt aber hatte sich auch in den folgenden Jahren nicht entspannt.
In Deutschland lebten 1929 ca. 1,5 Millionen Arbeitslose: nach dem

New Yorker "Börsenkrach" stieg diese Zahl sprunghaft auf mehr als das Doppelte an. Ein Jahr später betrug sie bereits 5 Millionen, und 1932 waren mehr als 6 Millionen erwerbsfähige Menschen in Deutschland arbeitslos. Allein in Berlin, dem größten Industrie- und Handelszentrum des Deutschen Reiches, hatten über 600.000 Einwohner keine Arbeit. Damit waren mehr als ein Drittel der arbeitsfähigen Gesamtbevölkerung - und natürlich die von ihnen materiell abhängigen weiteren Familienangehörigen - auf die Unterstützung durch die staatliche Arbeitslosenversicherung bzw. die kommunale Wohlfahrtpflege angewiesen.
Von dieser aussichtslosen Wirtschaftslage profitierten im politischen Kräfteverhältnis insbesondere die Nationalsozialisten, deren Partei - die NSDAP - vor der Weltwirtschaftskrise von 1929 weder bei regionalen noch nationalen Wahlen größere Bedeutung erlangen konnte. Wachsende Unzufriedenheit mit den Parteien, die die Weimarer Demokratie vertraten - den sogenannten "staatstragenden Parteien" - sowie die allgemeine Hoffnungslosigkeit aber machten jetzt nicht nur die erwerbslose Arbeitnehmerschaft, sondern auch Teile der Kaufmannschaft und des selbständigen Handwerks, deren Umsätze drastisch zurückgingen, und der Beamtenschaft, der aufgrund einer Verfügung vom 1.12.1930 die Gehälter gekürzt worden waren, gegenüber radikaler Propaganda anfällig.
Die krisenhafte Zuspitzung der wirtschaftlichen und politischen Lage gegen Ende der Weimarer Republik läßt sich an den Wahlen, die in dieser Zeit stattfanden, in zweierlei Weise ablesen:
Zum einen kommt es wegen der Unfähigkeit, dauerhafte parlamentarische Mehrheiten zu bilden, zu einer wahren Inflation von Wahlgängen, so daß sich die Parteien - und natürlich auch die Bevölkerung - in einem nahezu pausenlosen, zunehmend härter geführten Wahlkampfgeschehen befinden.
Im Jahre 1932 waren die Wahlberechtigten in Berlin zu fünf überregionalen Urnengängen aufgerufen: zu einer Landtagswahl, zwei Reichstagswahlen sowie zu zwei Stimmabgaben zur Wahl des Reichspräsidenten. Dabei gab es allein in Preußen - und nur in den Monaten Juni und Juli - 461 gewaltsame politische Auseinandersetzungen, von denen sich zahlreiche in Berlin ereigneten; in ihrem Verlaufe wurden 82 Personen getötet und ca. 400 ernsthaft verletzt.
Zum anderen spiegeln die Wahlergebnisse selbst die krisenhafte Entwicklung der Weimarer Demokratie wieder. Nachdem der 1928 gewählte Reichstag wegen der mehrheitlichen Mißbilligung der Notverordnungen des Reichskanzlers Brüning aufgelöst worden war, wurden Neuwahlen für den 14. September 1930 festgesetzt. Bei dieser Wahl vermehrte die NSDAP die Anzahl ihrer Parlamentssitze von 12 auf 107; sie erzielte mit über 18% der abgegebenen Stimmen ihr bisher weitaus bestes Ergebnis und wurde hinter der SPD zur zweitstärksten Reichtstagsfraktion. In Berlin lag sie mit einem Stimmenanteil von 14,6% deutlich unter dem Reichsdurchschnitt; im Bezirk Charlottenburg jedoch mit 18,46% sogar geringfügig darüber. Damit wurde die NSDAP auch in Charlottenburg nach der SPD zur zweitstärksten Partei, während in Berlin insgesamt die KPD sehr deutlich vor ihr rangiert.
Nach wiederum vorfristiger Auflösung des Reichstages fand die nächste Wahl im Juli 1932 statt. Dabei verdoppelte die NSDAP ihr Ergebnis von 1930 und wurde mit 37,4% der Stimmen zur stärksten

Partei. In Berlin erhielt sie mit 28,65% beträchtlich weniger Stimmen; das Charlottenburger Ergebnis (33,13%) aber lag wieder deutlich über dem Gesamtberliner Stimmenanteil.
Bereits am 12. September 1932 wurde auch dieser Reichstag wieder aufgelöst, nachdem Hitler als Führer der nun größten Fraktion den ihm angebotenen Posten eines Vizekanzlers in einer von Franz v. Papen gebildeten Regierung abgelehnt hatte. Die Neuwahlen vom 6. November brachten der NSDAP zwar einen leichten Stimmenrückgang (33%), grundsätzlich aber änderten sie nichts an der völlig desolaten innenpolitischen Situation.
Anfang 1933 nahmen v. Papen und Hitler deshalb erneut Kontakt auf; am 22. Januar akzeptierte v. Papen Hitlers Forderung nach dem Posten des Reichskanzlers. In den folgenden Tagen gelang es, den zunächst widerstrebenden Reichspräsidenten v. Hindenburg zur verfassungsrechtlich notwendigen Zustimmung zu veranlassen. Am 28. Januar trat General v. Schleicher, der zwischenzeitlich zum Kanzler ernannt worden war, von seinem Amt zurück, und zwei Tage später - am 30. Januar 1933 - wurde Adolf Hitler als neuer Reichskanzler vereidigt.
In dieser Zeit, in der Auflösungen und Neuwahlen des Reichstages sowie die vergeblichen Versuche, regierungsfähige Mehrheiten zu bilden, einander in immer hektischerem Tempo jagten, verloren die Gemeindeverwaltungen im Bewußtsein der Bevölkerung immer mehr an Bedeutung. Die breite Masse der Bevölkerung, heißt es dazu im Verwaltungsbericht von Charlottenburg (1932 - 36), nähme am Geschehen in den Bezirksparlamenten kaum noch Anteil, sie würde sogar diesen Gemeindevertretungen rundweg ihre Rechtsmäßigkeit absprechen.
Die letzte Bezirksverordnetenwahl in Berlin vor der Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten fand am 17. November 1929 statt. Sie brachte im wesentlichen jenen Parteien Sitze in der Charlottenburger Bezirksversammlung, die in annähernd vergleichbarer Stärke auch das politische Kräfteverhältnis in Deutschland insgesamt bestimmten. Lediglich der Anteil der Arbeiterparteien SPD und KPD war mit zusammen nicht ganz 40% traditionell beträchtlich geringer als in der Berliner Wählerschaft insgesamt, wo er bei ca. 53% lag.
Die erst nach diesem Wahltermin einsetzenden großen und für das Ende der Weimarer Republik entscheidenden innenpolitischen Veränderungen fanden im Charlottenburger Rathaus keinen unmittelbaren Niederschlag, da in der Folgezeit keine Bezirkswahlen durchgeführt wurden. So entsprach die Zusammensetzung des Bezirksparlaments schon bald nicht mehr dem tatsächlichen Wählerverhalten der Charlottenburger: Während z.B. die NSDAP seit 1929 in der Bezirksversammlung mit 7,8% der abgegebenen gültigen Stimmen über 3 Sitze verfügte, erreichte sie in den Reichstagswahlen von 1930 und 1932 nicht nur - wie beschrieben - weitaus höhere Ergebnisse, sondern machte den Bezirk mit Stimmenanteilen, die regelmäßig deutlich über dem Groß-Berliner Durchschnitt rangierten, auch zu einer NSDAP-Hochburg innerhalb der Stadt.
Charlottenburg gehörte nicht zu den Berliner Arbeiterbezirken; der Anteil der Selbständigen sowie der leitenden Beamten und Angestellten, der Angestellten in nicht-leitender Position und - damit ursächlich zusammenhängend - der Hausangestellten und Dienstboten

an der Gesamtbevölkerung des Bezirks war laut Berufszählung vom Juni 1933 größer als generell in Berlin, während der der Arbeiter unter dem Durchschnitt lag.
Innerhalb des Bezirks verteilten sich die verschiedenen sozialen Gruppen nicht gleichmäßig, sondern konzentrierten sich in einzelnen Straßenzügen und inselartigen Wohngebieten. Mietskasernen oder auch die sogenannten "Flachbauten" mit überwiegender Arbeiterbevölkerung gab es an der Bezirksgrenze zu Moabit, vor allem aber in der Wallstraße (der heutigen Zillestraße) und im "Kleinen Wedding" zwischen Knobelsdorffstraße und Friedrich-Karl-Platz (der heutige Klausener Platz) sowie zwischen Nehringstraße und Sophie-Charlotte-Platz. Umgeben waren diese Arbeiterquartiere von Gebieten, in denen Handwerksmeister und Inhaber kleinerer Geschäfte lebten und arbeiteten, kleinere Angestellte und Beamte ihre Wohnungen hatten.
Ganz anders war die soziale Zusammensetzung am und um den Kurfürstendamm, in der Umgebung des Tauentzien, im Hochschulviertel und in Westend. Die Wohnungen dort waren in der Regel groß und komfortabel, hatten separate Eingänge für das Dienstpersonal.
Trotz der über den gesamten Bezirk verteilten Mischbevölkerung war aber auch Charlottenburg von den Folgen der Wirtschaftskrise stark betroffen: mehr als 20% der Wohnbevölkerung war im Winter 1932/33 ohne Arbeit, in zahlreichen Arbeitsstätten war der Betrieb eingestellt worden; das Statistische Landesamt zählte im Oktober 1932 in Charlottenburg über 1000 leerstehende Geschäftslokale (330 Läden, 159 Werkstätten und Fabriken, 168 Büros, 362 Lagerräume und sonstige Einrichtungen). Menschenschlangen drängten sich vor den Arbeitsvermittlungen, den Stempelstellen der Arbeitsämter und den bezirklichen Wohlfahrtsämtern, in den öffentlichen Wärmehallen und den Volksküchen.
In diesem Klima allgemeiner Not, in dem immer mehr Menschen ihre Existenz bedroht oder zerstört sahen, wuchs die Bereitschaft der Bevölkerung, die sich noch an der Wahl der Charlottenburger Bezirksverordneten im Jahre 1929 nur zu 65% beteiligt hatte, parteipolitische Veranstaltungen zu besuchen. Dabei zeichnete sich vor allem die Tendenz ab, radikalen politischen Forderungen der NSDAP zu folgen und dafür auch auf die Straße zu gehen.

"Die schlimmen Wochen" - Charlottenburg nach dem 30. Januar 1933

Am Abend des 30. Januar 1933 - des Tages, an dem Hitler vom Reichspräsidenten v. Hindenburg zum Regierungschef ernannt worden war - feierten die Anhänger der NSDAP den "Tag der Machtergreifung" mit einem triumphalen Fackelzug durch das Brandenburger Tor zum Reichstagsgebäude.
Auf dem Heimweg von dieser Kundgebung kam es in der Stadt zu zahlreichen Zusammenstößen vorwiegend zwischen SA-Verbänden und politischen Gegnern des neuen Regimes, denen - vielfach im buchstäblichen Sinne - siegestrunken demonstriert wurde, wer von jetzt an die "Herren im Staate" wären. Einer der schwersten Zwischenfälle, bei dem zwei Menschen getötet wurden, ereignete sich in Charlottenburg; Schauplatz war die von Arbeitern bewohnte Wallstraße (die heutige Zillestraße), die die Mitglieder der Charlottenburger SA gewiß nicht zufällig auf ihrem Rückmarsch passierten.
Die Auseinandersetzung löste im gesamten Bezirk in den unmittelbar folgenden Tagen eine Verfolgungswelle aus, deren Opfer die Gegner der Nationalsozialisten oder als Gegner Verdächtigte waren. Zu den Maßnahmen, von denen insbesondere die traditionellen Charlottenburger Arbeiterquartiere betroffen waren, gehörten Razzien, Wohnungsdurchsuchungen, Verhaftungen, Beschlagnahmungen. Damit wurde vom ersten Tage an die Einstellung der Nationalsozialisten zur neu gewonnen Macht deutlich, die Goebbels ohne jeden Skrupel so beschrieb: "Wir Nationalsozialisten haben aber niemals behauptet, daß wir Vertreter eines demokratischen Standpunktes seien, sondern wir haben offen erklärt, daß wir uns demokratischer Mittel nur bedienen, um die Macht zu gewinnen, und daß wir nach der Machteroberung unseren Gegnern rücksichtslos alle die Mittel versagen würden, die man uns in Zeiten der Opposition zugebilligt hatte."
Sofort nach seiner Ernennung zum Reichskanzler setzte Hitler am 1. Februar 1933 die Auflösung des Reichstages durch und ordnete Neuwahlen für den 5. März an, die ihm in einem aus der Position der Regierung geführten Wahlkampf die ja noch immer fehlende parlamentarische Mehrheit verschaffen sollten. Am 27. Februar brach im Reichstagsgebäude ein Brand aus. Die Nationalsozialisten beschuldigten wider besseres Wissen die Kommunisten der Brandstiftung, die angeblich einen allgemeinen Aufstand einleiten sollte. Unter diesem Vorwand wurde am 28. Februar die "Verordnung zum Schutz von Volk und Staat" - die sogenannte Reichstagsbrandverordnung - erlassen, die alle wesentlichen verfassungsmäßigen Rechte aufhob und außerdem der Regierung die Befugnisse der Länder übertrug. Damit waren u.a. die Überwachung politischer Versammlungen und die Kontrolle der gesamten Presse sowie die präventive Verhaftung politisch mißliebiger Personen formal legalisiert, so daß ein auch nur annähernd fairer Wahlkampf nicht mehr stattfinden konnte. Dennoch erreichte die NSDAP bei den Märzwahlen ihr Ziel der absoluten Mehrheit nicht. Im gesamten Reich erhielt sie knapp 44% der Stimmen, in Berlin lag ihr Anteil sogar nur bei 34,6% - Charlottenburg allerdings wählte, wie schon in den vorangegangenen Reichs-

tagswahlen, auch diesmal wieder mit 38,6% NSDAP-Stimmen deutlich über dem Berliner Durchschnitt.
Die Anullierung der Mandate aller gewählten kommunistischen Abgeordneten sowie die Verringerung der SPD-Fraktion durch Verhaftung einiger Abgeordneter verschafften der NSDAP nachträglich die trotz aller Benachteiligungen anderer Parteien nicht erzielte Parlamentsmehrheit.
Im Zuge der Regierungsbildung wurde am 13. März das "Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda" neu gebildet; der ehemalige Bezirksverordnete von Charlottenburg und Berliner Gauleiter der NSDAP Dr. Joseph Goebbels erhielt die Leitung des Ministeriums. Eine seiner ersten Amtshandlungen bestand in der Übernahme des Berliner Funkhauses an der Masurenallee.
Am 15. März wurde Julius Lippert, Bezirksverordneter der NSDAP in Charlottenburg und Führer der NSDAP-Stadtverordnetenfraktion Staatskommissar für Groß-Berlin und versah damit das Amt des Berliner Oberbürgermeisters.
Mit den Stimmen der Abgeordneten der Zentrum-Partei, die im Reichstag die notwendige Zweidrittelmehrheit sicherten, wurde am 24. März 1933 das "Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Staat" - das sogenannte Ermächtigungsgesetz - beschlossen, das die Regierung mit allen legislativen Vollmachten ausstattete. Gesetze sowie internationale Verträge bedurften damit nicht mehr der Zustimmung der von der Verfassung bestimmten Organe, sondern konnten allein von der Regierung erlassen werden. So hatten die Reichstagsbrandverordnung und das Ermächtigungsgesetz innerhalb von knapp einem Monat den Nationalsozialisten die Möglichkeit in die Hand gegeben, die Demokratie in Deutschland endgültig zu zerstören und die Grundlage für eine Alleinherrschaft zu errichten: Nachdem die NS - Betriebszellen bei den Betriebsrätewahlen im März 1933 keine Erfolge verbuchen konnten, wurden am 2. Mai die Freien Gewerkschaften zerschlagen, ihr Besitz beschlagnahmt, zahlreiche Gewerkschaftsführer verhaftet; an die Stelle des ADGB (Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund) trat vom 10. Mai an die DAF (Deutsche Arbeitsfront), die von den Nationalsozialisten für alle deutschen Arbeiter, Angestellten und Unternehmer organisiert wurde.
Am 22. Juni erfolgte das Verbot der SPD - die KPD konnte schon seit der Reichstagsbrandverordnung nur noch im Untergrund arbeiten - und in den folgenden Wochen lösten sich die bürgerlichen Parteien unter dem Druck der NSDAP selbst auf.
Am 14. Juli schließlich wurde die NSDAP per Gesetz, das die Neugründung von Parteien verbot, zur einzigen in Deutschland zugelassenen Partei. Als es dann im Januar 1934 auch zur Auflösung der Länderparlamente und zur Übernahme ihrer Hoheitsrechte durch die Reichsgewalt kam, war Deutschland endgültig zu einem zentral gelenkten Einparteienstaat geworden.

Großrazzia in der Wallstraße.

Wegen des Feuerüberfalles vom Montag.

Die Politische Polizei unternahm gestern nachmittag in Zusammenarbeit mit Beamten der Kriminalpolizei und einem umfangreichen Schupoaufgebot eine großangelegte Razzia in der Wallstraße in Charlottenburg, wo in der Nacht zum Dienstag der Polizeiobermeister Zauritz und der Sturmbann-Führer Maikowski bei einem kommunistischen Feuerüberfall auf einen vom Fackelzug zurückkehrenden Trupp des Sturmes 33 ermordet worden waren. An der gestrigen Aktion, die gegen 4 Uhr nachmittags begann und erst um ½8 Uhr beendigt war, nahmen etwa 450 Beamte teil. Nachdem die Polizei sämtliche Zugänge zur Wallstraße von der Berliner bis zur Spreestraße für den Wagen- und Fußgängerverkehr gesperrt hatte, wurden sämtliche Höfe systematisch durchsucht. – Die Beamten beschlagnahmten mehrere Pistolen, Revolver, Armeewaffen und etwa 400 Schuß Munition. Vier Personen wurden zwangsgestellt und der Politischen Polizei zugeführt.

Berliner Lokal-Anzeiger, 2.2.1933

Herr Jost:

Joseph Zauritz war mein Kamerad. Wir waren zusammen sechs Jahre bei derselben Polizei-Bereitschaft. Er war unpolitisch, ein grundsolider Mann, auf deutsch gesagt, ein Bauernjunge.
Nach Berlin war er gekommen, weil es hier für ihn bei der Polizei Aufstiegsmöglichkeiten gab.
Er kam durch einen eigenen Fehler ums Leben. Er hatte einen Befehl nicht gehört. Es hatte geheißen: "Wenn die SA in die Wallstraße marschiert und dort Rabatz machen will, dann sollen sie das allein machen! Aber ohne uns!"
Als wir am Wilhelmplatz standen (jetzt Richard-Wagner-Platz), fragte jemand: "Wo ist denn der Joseph geblieben?" Dann hörten wir mit Schrecken, daß er erschossen worden war.



Polizeiwachtmeister Jost
Sektionsbeamter des Polizeireviers Kaiserdamm (1.5.1934)

Die Ehrung der Toten der historischen Nacht.

SA., Schupo und Stahlhelm.

Kanzler und Minister im Dom. – Auch der Kronprinz anwesend.

Unter gewaltiger Anteilnahme der Berliner Bevölkerung fand am Sonntagmittag im Dom und auf dem Invalidenfriedhof die Trauerfeier für die in der Nacht zum vergangenen Dienstag nach dem historischen Fackelzug in der Wallstraße von Kommunisten Erschossenen, den Sturmführer Hans Eberhard Maikowski und den Polizeiobermeister Joseph Zauritz, im Beisein von Vertretern der Reichs- und der kommissarischen Staatsregierung statt. An dem Trauerzug, der sich vom Dom durch den Lustgarten nach dem Invalidenfriedhof bewegte, nahmen sämtliche dienstfreien Beamten der Schutzpolizei, die Berliner und Brandenburger SA., SS. und Hitlerjugend sowie der Berliner Stahlhelm teil. Die staatlichen Gebäude hatten die preußische Flagge auf Halbmast gesetzt.

Maikowski wurde auf dem Invalidenfriedhof beigesetzt, während der Wagen mit der Leiche des Polizeioberwachtmeisters Zauritz an der Bhnenstraße aus dem Trauerzug abbog und nach der Kaserne Chausseestraße fuhr, von wo aus die Leiche im Transportauto sofort in die schlesische Heimat des Toten übergeführt wurde.

Berliner Lokal-Anzeiger, 6.2.1933

Das Staatsbegräbnis

Für die in der Wallstrasse Erschossenen, den Polizeiobermeister Joseph Zauritz und den nationalsozialistischen Sturmführer Maikowski, fand gestern ein Staatsbegräbnis statt, an dem sich die Berliner und Brandenburger S.-A.-Leute, die Hitler-Jugend und der Stahlhelm beteiligten.

Bei der Trauerfeier im Dom waren Reichskanzler Hitler, Reichsminister Göring, der Polizeipräsident Berlins, Melcher, der Kommandeur der Berliner Schutzpolizei, Oberst Poten, und höhere Offiziere der Schutzpolizei zugegen. Auch der Kronprinz war erschienen. Pfarrer Hossenfelder hielt die Gedächtnisrede.

Während der Sarg des Schupobeamten vom Invalidenfriedhof aus in die Heimat des Erschossenen befördert wurde, fand die Beerdigung des Sturmführers Maikowskis auf dem Invalidenfriedhof statt.

Zur selben Zeit, wo die Trauerfeier im Dom stattfand, erschienen Kommunisten in der Wallstrasse und legten vor dem Hause Wallstrasse 24, wo der Oberwachtmeister Zauritz erschossen wurde, zwei grosse Kränze mit Schleifen nieder. Die Schleifen trugen die Inschrift: „Die revolutionären Arbeiter Charlottenburgs ihrem von der N. S. D. A. P. ermordeten Freund, dem Polizeibeamten Joseph Zauritz." Die Kränze wurden von der Polizei beschlagnahmt.

Nach der Beerdigung Maikowskis auf dem Invalidenfriedhof kam es beim Abmarsch der S.-A.-Truppen zu Zwischenfällen. An der Ecke der Gormann- und Mulackstrasse wurden mehrere Schüsse abgegeben. Gegen 7 Uhr kam es in der Strausberger Strasse zu einem Zusammenstoss, bei dem mehrere Nationalsozialisten leicht verletzt wurden.

Berliner Tageblatt, 6.2.1933

Urteil im Maikowski-Prozeß

Höchststrafe: 10 Jahre Zuchthaus

Lärmszenen bei der Verkündung

Unter ungeheurem Publikumsandrang wurde heute morgen nach einer zehntägigen Beratungspause im Maikowski-Prozeß der 46. Verhandlungstag eröffnet. Nachdem noch einigen Angeklagten das letzte Wort erteilt war, zog sich das Gericht zu einer kurzen Beratung zurück. Gegen ¾12 Uhr verkündete der Vorsitzende i. Anwesenheit des Landgerichtspräsidenten und des Vizepräsidenten das Urteil.

Es wurden verurteilt die Angeklagten:

Mühler wegen schweren Landfriedensbruches, Raufhandels und wegen anderer Delikte zu acht Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust,

Kurt Rossel wegen versuchten Mordes in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von zehn Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust,

Fleschenberg wegen gemeinschaftlich versuchten Mordes in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch und anderen Delikten zu einer Gesamtstrafe von sieben Jahren Gefängnis,

Leese wegen gemeinschaftlich versuchten Mordes in Tateinheit mit schwerem Landfriedensbruch und anderen Delikten zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust,

Chorazky wegen Landfriedensbruchs und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von acht Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust,

Willi Borcherdt wegen einfachen Landfriedensbruchs und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Zuchthaus und fünf Jahren Ehrverlust,

anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von vier Jahren Gefängnis,

Wolthe und Mohr wegen Vergehens gegen das Schußwaffengesetz zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis.

Die übrigen Angeklagten erhielten Gefängnisstrafen von sechs Monaten bis zu vier Jahren.

Der Angeklagte Kolasa wurde freigesprochen.

Die Untersuchungshaft wird bei allen Angeklagten angerechnet.

Schon während der Urteilsverkündung wurden dauernd Zwischenrufe aus dem Zuhörerraum laut, die sich zum Schluß der Urteilsverkündung zu ungeheuren Lärmszenen steigerten, so daß der Vorsitzende die Sitzung unterbrechen mußte.

Während der Pause, in der der Zuhörerraum ge-

Braun, Bösing und Schmidt wegen einfachen Landfriedensbruchs und anderer Delikte ein jeder zu einer Gesamtstrafe von sieben Jahren Gefängnis,

Leder wegen einfachen Landfriedensbruchs und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis,

Thonke wegen einfachen Landfriedensbruchs und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis, ebenso Wolff. Schucker zu fünf Jahren Gefängnis, Bieber zu vier Jahren Gefängnis, Müller und Steinmann zu je drei Jahren Gefängnis, Arend und Fleischer zu je zwei Jahren Gefängnis, alle wegen Landfriedensbruches und Raufhandels,

Plessow wegen Beihilfe zum Landfriedensbruch und anderer Delikte zu einer Gesamtstrafe von sechs Jahren Gefängnis,

Theodor Pohl wegen Landfriedensbruchs und

kannt wurde, setzte sich der Tumult im Gebäude und auf den Straßen fort.

●

Dieses Urteil erfüllt eine Bedingung: Es entspricht dem nüchternen Buchstaben des Gesetzes. Es konnte nicht anders lauten, denn dem geltenden Gesetz mußte Genüge geschehen. Die ungeheure Enttäuschung jedoch, die es zweifellos im Volke und besonders bei den alten Mitkämpfern Hans Eberhard Maikowskis, die sein bitteres Sterben ungesühnt sehen, hervorrufen wird, und die Lärmszenen, die der Urteilsverkündung folgten, beweisen mit Deutlichkeit und Schärfe, wie notwendig die Aufrichtung eines wahrhaft deutschen, dem natürlichen Volksempfinden entsprechenden Rechts an Stelle eines kalten, lebensfeindlichen Paragraphensystems **geworden ist.**

Angriff, 26.2.1934



Gedenkfeier für Maikowski in der Wallstraße am 30.1.1934 (SA-Stabschef Röhm am Mikrofon)

Berlin, den 18. Februar 1943

Betr.: Ermordung Maikowski - Zauritz.

1.) In anliegendem Aktenstück sind die Aussagen der Zeugen Hahn, Deh und Lukas über die Ermordung Maikowskis gesammelt.
Nach diesen Aussagen sollen Maikowski und Zauritz von einem SA-Mann Buske und nicht von Kommunisten erschossen worden sein. Die Aussagen sind im Juli 1933 beim Geheimen Staatspolizeiamt zu Protokoll gegeben worden. Die Zeugen hatten solange geschwiegen, um der Bewegung nicht zu schaden.

2.) Herrn Generaloberst D a l u e g e vorgelegt. Ich schlage vor, die Akten zu vernichten.

Groß-Razzia in Charlottenburg

Ein Kommando von 1000 Mann durchsucht Wohnungen von Marxisten

Im Anschluß an die in den letzten Wochen und Tagen durchgeführte Aktion des Sonderkommissariats der Politischen Polizei wurde heute in den frühen Morgenstunden eine neue Razzia — wohl eine der größten und umfangreichsten, die die Reichshauptstadt jemals erlebt hat — und zwar diesmal in Charlottenburg, in einem Wohnviertel, das im Volksmund den Namen „Klein-Moskau" hat, eingeleitet.

Mit einem großen Aufgebot an Schutzpolizei, SS.-Hilfspolizei und SA.-Leuten; das insgesamt 1000 Mann unter der Führung des Kommandeurs der „z. b. V.", Oberstleutnant Wecke, vereinigte, wurden 7.30 Uhr morgens die sechs Charlottenburger Häuserblocks, die sich zwischen der Sophie-Charlotte-Straße und der Nehringstraße auf der einen Seite und der Garde-du-Corps-Straße und der Knobelsdorffer-Straße in der anderen Richtung, abgesperrt. Sämtliche Wohnungen und Häuser wurden vom Keller bis zum Dachgeschoß systematisch abgesucht. Die Suchkommandos der Schutz- und Kriminalpolizei förderten viele Waffen aller Art, zahlreiches kommunistisches Zersetzungsmaterial sowie anderes Material zutage.

Die einzelnen Motorradfahrer der Kraftwagenstaffeln der z. b. V. trafen um 7.30 Uhr von mehreren Seiten zugleich an den Bezirk „Klein-Moskau" heran. Gleichzeitig näherten sich zwei Lastkraftwagen des Polizeikommandos West, deren Insassen um den gesamten Häuserkomplex in wenigen Augenblicken eine Postenkette legten, so daß niemand mehr das abgesperrte Gebiet betreten oder verlassen durfte. Personen, die zu ihren Arbeitsstätten wollten, mußten sich ausweisen und wurden an den einzelnen Durchlaßstellen, an denen besondere Kriminalbeamte warteten, auf Waffen durchsucht. Die Dächer der Häuser wurden ebenfalls besetzt. Zur gleichen Zeit drangen die ersten Suchkommandos der Kriminal-, Schutz- und Hilfspolizei in die Häuser, besonders in die Wohnungen der der Polizei bekannten Kommunisten, ein. Zur Unterstützung der Polizei wurden außerdem von der Standarte I der SA. 200 Mann herangezogen.

Berliner Lokal-Anzeiger, 4.3.1933



Razzia am 28.4.1933 in Charlottenburg, Danckelmannstraße 10 (auf dem Mannschaftswagen Schupos, im PKW Beamte der politischen Polizei.)

Herr Jost:

Aufgabe des Sektionsbeamten war schon vor 1933, die Situation in einem bestimmten Teil des Reviergebietes, in einer "Sektion", genau zu kennen. Insbesondere mußte er die Bewohner des Gebiets kennen, mußte wissen, wer für eine bestimmte Straftat in Frage kam, mußte einen Überblick über die politischen "Frontlinien" in den einzelnen Häusern haben. Der Sektionsbeamte hielt diese Kenntnisse in einem Notizbuch fest.

(Zu den Razzien 1933):
Wenn so eine Aktion gestartet wurde, dann kam zuerst die politische Polizei: "Wo ist der Sektionsbeamte?" Von dem haben sie sich alles notiert. Aber wir durften nicht in Erscheinung treten. Das war die Taktik der Polizei: Wir wollten doch den Kontakt mit der Bevölkerung behalten! Wenn wir dabei eingegriffen hätten, dann hätten wir uns doch gar nicht mehr sehen lassen können!
Wir haben zwar die Unterlagen gegeben, aber den Einsatz hat nur die politische Polizei gemacht. Die Beamten, die Sie auf dem Bild sehen, sind alle nicht von uns.
Die ganze Schutzpolizei, die hier eingesetzt wurde, kam aus Neukölln. Das war früher ein Prinzip der Polizei: Wir wurden ausgetauscht. Die Charlottenburger Polizei wurde meist im Wedding eingesetzt. Das war aus taktischen Gründen.



Razzia am 28.4.1933, Potsdamer Straße (heute Seelingstraße) nahe der Ecke Danckelmannstraße 13 (rechts hinten neben dem LKW ein SS-Mann, vor dem Hause Potsdamer Straße 13 zwei Angehörige der 'Abteilung z.b.V. Wecke')

Edith Fleischer:

Ja, solche Bilder sind mir bekannt! Wenn ich morgens um halb acht zur Arbeit ging, dann mußte ich durch diese Massenansammlungen von SA und Polizei. Die Razzia fing z.B. am Ende der Danckelmannstraße an, und wir wohnten in der Mitte. An der Stelle, bis zu der die Razzia durchgeführt werden sollte, standen schon SA-Leute und Polizisten, die jeden, der aus dem Hause kam, befragten, wer er sei, wo er herkomme, wohin er wolle. Auch ich mußte dort beweisen, daß ich zur Arbeit wollte. Die SA-Leute und Polizisten hatten Listen dabei, auf denen Sie Sozialdemokraten, Gewerkschafter, Kommunisten vermerkt hatten. Diese Razzien fanden damals sehr häufig statt, aber die Durchsuchungen waren noch nicht so gründlich wie in späteren Jahren.
In der Zeit vom 30. Januar bis zum 5. März 1933 war es am schlimmsten. Schornsteine rauchten beinahe ununterbrochen. Das bedeutete: Es war wieder gerade Razzia, und die Leute verbrannten Papiere. Mein Vater war Sozialdemokrat, nicht aktiv, aber er war eingeschriebenes Mitglied. Er hatte seine linke Einstellung, und wir hatten auch allerhand Bücher und Schriften. Das wurde alles in die Öfen gesteckt. Leider Gottes ging dadurch sehr viel wertvolles Material verloren. Die Öfen faßten nicht viel. Zu viel konnte man nicht verbrennen, denn wenn man beim Verbrennen erwischt wurde, dann wurde man sofort verhaftet. Wir haben so manche Verhaftung miterlebt.
Unsere Wohnung wurde öfter, aber nur flüchtig, auf den Kopf gestellt, weil mein Vater kein aktives Mitglied irgendeiner Bewegung ist. Sie haben gar nicht mal so sehr nach Papieren gesucht, sie wollten nach meinem Gefühl mehr die Menschen in Angst und Schrecken versetzen. Denn die Machtübernahme, die mit dem 30. Januar noch längst nicht erreicht war,



Razzia am 28.4.1933 (die Polizei zeigt ein beschlagnahmtes Gemälde).

sollte durch die legale Wahl am 5. März erst richtig besiegelt werden.
Durch diese Einschüchterungen wollten die Nazis die Leute davon abschrecken, vorher in einer geschlossenen Aktion gegen die beginnende Naziherrschaft anzugehen.
Unsere Gruppe hatte vereinbart:
Jeden Freitag mußte einer von unserer Gruppe am Stuttgarter Platz erscheinen. Wenn er nicht kam, dann wußten wir: Die Gruppe ist aufgeflogen.
Am 5. Dezember 1933 ging ich zum Stuttgarter Platz, und niemand war da. Ich ging sofort nach Hause und schaffte mein ganzes Material in einer Holzkiste auf den Hängeboden im Flur unserer Wohnung. Dabei half mir meine zweite Mutter. Meine Adler-Schreibmaschine, die ein gutes Mittel zur Identifizierung gewesen wäre, steckte ich in einen Korb mit schmutziger Wäsche.
Am nächsten Morgen kamen zwei uniformierte SS-Leute in das Büro des Rechtsanwalts, bei dem ich arbeitete (Kantstraße 83). Ich mußte mit ihnen mitgehen. Schon vorher haben sie in der Danckelmannstraße 15 eine Haussuchung vorgenommen, komischerweise haben sie die Schreibmaschine, die das beste Mittel gewesen wäre, mich festzunageln, nicht gefunden. Sie hatten die Wohnung relativ gründlich durchsucht. Nach der Haussuchung hatten die Gestapo-Leute im Flur gestanden und meine zweite Mutter gefragt, ob sie wisse, ob ich noch irgendwo anderes Material hätte. Unter diesem Hängeboden stehend hatte sie geantwortet: "Nein, das ist mir nicht bekannt." Danach waren die Gestapo-Leute eigenartigerweise auch gleich gegangen.
Sie holten mich aus dem Rechtsanwaltsbüro. In dem Auto, das unten in der Kantstraße stand und in das ich gesetzt wurde, lag ein ganzer Haufen Bücher. Darunter auch Werke von Rilke und Hesse. Diese Bücher hatte ich stehengelassen, weil ich dachte, es könne keinem, der Haussuchung machte, einfallen, Rilke oder Hesse mitzunehmen.
Außerdem war aber noch Literatur dabei, die mit meiner Mitgliedschaft im FKK zusammenhing. Und diese Hefte, die auch Aktaufnahmen enthielten, nahm die Gestapo auch mit.
Sie haben nur diese wenigen erwähnten Bücher mitgenommen, weil ich doch alles Wesentliche in der großen Holzkiste hatte: mein ganzes marxistisches Propagandamaterial, unsere Flugschriften, die Flugblätter. Ich hatte von jedem einen Durchschlag gemacht, und das war alles oben in dieser großen Holzkiste.
Die mußten doch irgendetwas mitnehmen, sie konnten doch nicht die Wohnung verlassen, ohne etwas mitgenommen zu haben.
Unsere Gruppe war aufgeflogen, und die Namen der Mitglieder waren bekanntgeworden. Die anderen Gruppenmitlieder hatte man auch verhaftet.

Lucia Schulz:

Wir hatten fünf-, sechsmal am Tage Haussuchung. Die Kommunistische Partei hatte uns gesagt: "Sucht jedesmal nach der Haussuchung die ganze Wohnung durch! Denn sie können ja etwas reinschleppen und liegenlassen!" Zu dem Zeitpunkt war mein Mann schon weg. Ich habe diesen Rat, die Wohnung nach jeder Haussuchung zu durchsuchen, immer befolgt. Einmal fand ich dabei auf dem Kleiderschrank ein Flugblatt: Zersetzungsmaterial für die Reichswehr. Das haben sie mir da oben raufgelegt. Zehn Minuten später war wieder Haussuchung. Aber da war schon wieder alles weg!
Wenn man freigelassen wurde, war damit immer eine Auflage verbunden: Man mußte sich an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Uhrzeit "stellen". Einmal stand an der Wilmersdorfer Straße/Grünstraße ein Bekannter von mir, und ich habe nicht gewußt, daß der sich stellen mußte. Ich bin auf ihn zugegangen und habe gesagt: "Tag, Erich!" Er drehte sich um und kehrte mir den Rücken zu und sprach nicht mit mir! Ich dachte: "Was ist denn mit dem los?!! Der kennt mich doch schon seit Jahren!" Ich erzählte

das später einer Bekannten: "Der Erich sieht mich gar nicht mehr an, was ist bloß mit dem los?!!" "Mensch, geh bloß nicht an den ran, der muß sich doch stellen!" Wenn er mich angesprochen hätte, dann hätten sie mich mitgenommen. Als Köder stand er da.

Edith Fleischer:

Plötzlich sah man, daß Leute in die SA eingetreten waren, oder man hörte es von Nachbarn oder Bekannten. Schon damals fingen viele an zu schweigen - aus Angst. Plötzlich sah man jemand in Nazi-uniform, der vorher Rotfront war. Und diese Leute waren die schlimmsten, weil sie zur Zeit der Machtergreifung genau wußten, wer damals Rotfrontkämpfer gewesen und nicht zur SA übergelaufen war. Durch sie hatten die Nazis dann die Namen.

E. Dubneck:

Mein Bruder mußte eines Tages im Jahre 1933 ins Rathaus Charlottenburg, um einem Bekannten in einer Steuerangelegenheit zu helfen.
Gerade an diesem Tage wurden auf einem Fensterbrett des Rathauses Marken der RGO gefunden.
Daraufhin sperrte man das Rathaus ab und hielt alle Leute, die drin waren, fest. Meinen Bruder nahm man mit zum Alexanderplatz. Dort wurde er zwei Tage lang verhört. In diesen zwei Tagen kamen sie auch zu uns und machten Haussuchung. Auf den Hängeböden sahen sie nach, auch im Keller, die ganze Wäsche rissen sie aus den Fächern. Bei meinem Bruder fanden sie fünfzig Mark. Das war verdächtig für sie, weil er doch arbeitslos war! Aber scheinbar verfolgten sie das nicht weiter.

E. Blisse:

Mein Mann stand am Friedrich-Karl-Platz, der plötzlich von SS abgeriegelt wurde. Alle Männer, die auf der Straße waren, wurden festgenommen und abtransportiert. Auch mein Mann wurde nach Schöneberg in einen Keller verschleppt. Dort wurde er verhört, dabei auch verprügelt. Er mußte acht Tage lang an der Wand stehen. Danach haben sie ihn ins Westend-Krankenhaus geschafft.

Thälmann festgenommen.

Der KPD.-Führer in Charlottenburg entdeckt.

Der Vorsitzende des Zentralkomitees der Kommunistischen Partei Deutschlands, der frühere Reichstagsabgeordnete Ernst Thälmann, ist gestern nachmittag in der Uhlandstraße 9 in Charlottenburg von Polizeibeamten überraschend festge-

> nommen worden. Nach Feststellung seiner Identität auf dem 121. Polizeirevier in der Cuxstraße in Charlottenburg wurde er zusammen mit seinem gleichfalls festgenommenen Sekretär zur Politischen Polizei gebracht.
>
> Ernst Thälmann, Kutscher in Hamburg und „Reitergeneral" in Sowjetrußland, der nach seiner Flucht aus seiner Hamburger Wohnung sich nicht, wie man zunächst vermutete, nach Dänemark gewandt hatte, sondern sofort nach Berlin gekommen sein dürfte, hatte im Hause Lützower Straße Nr. 9 in der 1. Etage bei einem Dreher, dem Kommunisten Hans Kuczinski, gewohnt.
>
> Thälmann hauste tagsüber auf einem Laubengrundstück und suchte erst abends die Wohnung auf. Offensichtlich hat er kurz vor der Verhaftung belastendes Material verbrannt. Als er sah, daß ein Fluchtversuch aussichtslos war, ließ er sich abführen.

Berliner Lokal-Anzeiger, 4.3.1933

Heinz Groth:

Das Volkshaus hier in Charlottenburg wurde ca. um die Jahrhundertwende gebaut. Im 3-stöckigen Vorderhaus in der ehemaligen Rosinenstraße 3 - 4 waren die zweite und dritte Etage bewohnt. In der ersten befanden sich das Domizil der SPD und das Jugendheim für die SAJ, das an allen Tagen genutzt wurde. Die Räumlichkeiten bestanden aus dem Aufenthaltsraum für Versammlungen und kleinere Veranstaltungen, der Bibliothek mit vielen guten Büchern, Garderobe, Küche und Toiletten. An zwei Nachmittagen in der Woche wurden in den letzten Jahren bis zur Zerschlagung der Weimarer Republik aus Spenden der noch in Arbeit stehenden SPD-Mitglieder für Erwerbslose und Rentner Kaffee, Tee, Kakao und Brötchen gereicht. Im Erdgeschoß waren zwei Läden der Konsum-Genossenschaft untergebracht, eine Lebensmittelfiliale und eine Fleischerei. Über den Hof befand sich das Konsum-Warenhaus, das eigentliche Volkshaus. In diesen Räumen fanden in den früheren Jahren kulturelle- und Tanzveranstaltungen statt.
Bei der Machtergreifung 1933 wurde der Konsum aufgelöst, das SPD-Heim beschlagnahmt, Mobiliar und Bücher von der SA auf der Straße verbrannt. In den Kellern des ehemaligen Volkshauses hauste dann die SA, die andersdenkende Menschen dort zu Tode prügelte.

Robert Schulz:

Es hat nicht mehr lange gedauert, bis sie auch mich holten - aus der Wohnung. Ich kam in das Gebäude des Volkshauses in der Rosinenstraße. Als ich dort eingeliefert wurde, waren im Keller schon dreißig bis vierzig Genossen von mir drin. Sie haben uns alle an die Zentralheizung gebunden, dort mußten wir stundenlang stehen. Später kam der Sturmführer herein und verlangte, daß wir die Namen der Genossen sagten. Das haben wir nicht getan.
Wir durften dann wählen: Entweder Schulterriemen, Koppel oder Peitsche. Damit

haben sie uns bis zur Bewußtlosigkeit geschlagen. Nach zwei Tagen bin ich nach Hause gekommen. Ich mußte mich dann alle zwei Tage bei der Polizei melden.

Edith Fleischer:

Im Verhör sagte ich nicht mehr, als ich sagen wollte. Sie merkten, daß aus mir nichts herauszuholen war. Da führten sie mich in den Keller des Gestapo-Gebäudes. Dort mußten die Insassen der Zellen die Fenster aufmachen. Zwei uniformierte SS-Leute begleiteten mich. Ich habe in der Prinz-Albrecht-Straße keinen einzigen Zivilisten gesehen. Die schwarzuniformierten SS-Leute zwangen mich, in alle Zellenfenster hineinzusehen und mir die zerschlagenen Gesichter dieser Menschen zu betrachten. Die SS-Leute sagten, wenn ich weiter bei meinem Schweigen bliebe, dann werde mir dasselbe passieren.
Man brachte mich wieder nach oben, und wieder wollte ich nichts sagen. Daraufhin steckte man mich nach unten in eine Zelle und schloß die Tür hinter mir zu. In der Zelle blieb ich acht Tage lang. Immer wieder wurde ich zu den Verhören nach oben geholt. Beim letzten Verhör sagte man mir noch, wenn ich weiter so verstockt bliebe, dann käme ich in die Rosinenstraße - in den SA-Prügelkeller in Charlottenburg.
Daß man mich danach laufen ließ, habe ich vielleicht dem Schweigen meiner verhafteten Genossen Zander und Drucker zu verdanken.
Man ließ mich laufen mit dem Hinweis, ich bliebe unter ständiger Beobachtung und müsse bei jedem Schritt, den ich gegen das Regime unternähme, mit erneuter Verhaftung rechnen.
Als die schlimmen Wochen 1933 vorbei waren, nach den Wahlen im März, herrschten in Charlottenburg "Ruhe und Frieden". Die sogenannten "Störenfriede", zumindest die namhaften, hatte man nach dem 5. März sofort ausgeschaltet, beseitigt. Die Betreffenden waren spurlos verschwunden, und wir konnten uns denken, wohin sie verschwunden waren. Zu den Leuten hingehen konnte man nicht. Ich konnte nicht einmal zu meinen alten Freunden gehen, da ich nicht wußte, ob sie beschattet wurden oder ich selbst.



Der "Judenboykott" vom 1.4.1933

Bestandteil des Parteiprogramms der NSDAP von 1920 war folgender Abschnitt: "Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksicht auf Konfession. Kein Jude kann daher Volksgenosse sein."
In Charlottenburg lebten - laut Volkszählung vom Juni 1933 - 27.013 Einwohner jüdischen Glaubens; ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung des Bezirks lag mit ca. 7,9% ungefähr doppelt so hoch wie im Gesamtberliner Durchschnitt (3,8%). Schon vor 1933 waren diese Bürger - insbesondere von der SA - bedroht und drangsaliert worden, nach der Übernahme der Regierungsgewalt durch die Nationalsozialisten aber begann für sie ein von der Staatsmacht selbst, wie im Parteiprogramm verklausuliert angekündigt, organisierter Leidensweg, der über die gesellschaftliche Diskriminierung zur physischen Vernichtung führte. Dabei galt als Jude nach der nationalsozialistischen Rassendoktrin, die ein wesentlicher Bestandteil der Ideologie war, nicht nur, wer der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörte, sondern auch jeder Christ oder Atheist, der jüdische Vorfahren besaß.

Achtung! Deutsche!

Diese jüdischen Inhaber der

5 P/G-Läden

sind **Schädlinge** und **Totengräber** des deutschen Handwerks. Sie zahlen dem deutschen Arbeiter Hungerlöhne.

Der Hauptinhaber ist der

Jude „Nathan Schmidt".

Dieser Name soll dem deutschen Volke glauben schenken, es handele sich um christliche Geschäfte **Kunter mit der Maske**, vertraut auf das deutsche Handwerk

Darum meidet diese Geschäfte und deckt Eure Einkäufe in

„Spezial-Fachgeschäften"

des deutschen Handwerks, Handels und Gewerbes.

Die deutschen Handwerksfachgeschäfte.
Zunft der Sattler und Feintäschner.

Die jüdischen Filialen sind: **„Alligator"**, Tauentzienstr.

Leipziger Straße 124 | Kottbuserdamm 2–3
Königstraße 52 | Wilmersdorfer Straße 54
Friedrichstraße 143–149 | Steglitz, Schloßstraße 33

Neukölln, Bergstraße 9.

Eins der in Millionen Exemplaren in Berlin und anderen deutschen Großstädten verteilten Boykott-Flugblätter. Die „Hungerlöhne", die angeblich nur jüdische Kapitalisten dem deutscher Arbeiter zahlen, sind die staatlich festgesetzten Tarifsätze, für die der Stahlhelmminister Seldte verantwortlich ist. Diese Flugblätter werden nach wie vor verteilt.

aus: Der Aufruf, 15. April 1933

aus: "Der Aufruf" vom 15.4.1933

Nachdem es bereits unmittelbar nach der Regierungsbeteiligung der NSDAP zu einer antijüdischen SA-Demonstration auf dem Kurfürstendamm gekommen war, fand die erste allgemeine, von Gewalttätigkeiten begleitete, von der NSDAP in aller Öffentlichkeit angekündigte Aktion gegen die jüdische Bevölkerung am 1. April 1933 statt. Ohne Widerspruch der Regierung - in der die NSDAP die Koalitionsmehrheit stellte - wurde zum Boykott jüdischer Geschäfte, jüdischer Ärzte und Rechtsanwälte aufgerufen; entsprechende Plakate und Flugblätter waren von Aktionskomitees, die auch über Listen mit den Namen jüdischer Geschäftsleute, Ärzte, Rechtsanwälte usw. in ihrem jeweiligen Einsatzgebiet verfügten, vorbereitet worden. In Versammlungen und Verlautbarungen wurde offiziell als Vorwand für den eintägigen Boykott darauf hingewiesen, daß er die "Antwort gegen die Greuelhetze der Juden im In- und Ausland" sei.



"Eine Klebekolonne der SA bei der Arbeit am Kurfürstendamm"

Illustrierter Beobachter, 15.4.1933

Mit Plakaten und Leimtöpfen.

Singend rückt eine SA.-Abteilung mit Plakaten und Leimtöpfen bewaffnet den Kurfürstendamm entlang. Kaum ein Geschäft, das — nicht jüdisch ist. Die SA. muß feststellen, daß ihre Propagandaplakate nur zu einem kleinen Teil genügen. Die einzelnen Trupps betreten die Geschäfte, lassen sich die Pässe der Geschäftsinhaber und des Personals vorzeigen. Wenige Sekunden später ist der rote Zettel am Schaufenster befestigt. Vor einem jüdischen Kaffeehaus, das gewöhnlich um diese Vormittagsstunde schon überfüllt war, steht ein baumlanger SS.-Mann. Nicht ein einziger Gast sitzt an den Marmortischen.

In der Berliner Straße, am Kaiserdamm, in der Wilmersdorfer Straße in Charlottenburg, überall das gleiche Bild: der Boykott ist durchgeführt. Nur ganz wenige Juden wagen es, in den jüdischen Geschäften Einkäufe zu tätigen. Sie versuchen, Hinterausgänge zu benutzen, werden entdeckt und ausgepfiffen. Auch in Wilmersdorf, in Steglitz und Friedenau ist die Aktion in vollem Gange.

Berliner Illustrierte - Nachtausgabe, 1.4.1933

Lore Lohmüller:

Ich erinnere mich an das Kaufhaus Veit am Friedrich-Karl-Platz (jetzt Klausener Platz). Auch dieses jüdische Geschäft wurde boykottiert. Es war ein altes Kaufhaus, das schon lange in Charlottenburg bestanden hatte. Wer ihm die Treue hielt, der mußte sich heimlich hinten hereinschleichen. Aber sehr lange hielt sich dieses Kaufhaus dann nicht mehr, denn es wurde von einem anderen, nichtjüdischen Geschäftsmann übernommen.

Wally Grodka:

Vor den jüdischen Geschäften stehen die braunen Horden mit Plakaten, die davor warnen, "bei Juden zu kaufen". Ahnungslos betrete ich morgens die Straße, um Milch zu holen. Ich bemerke die hastenden Menschen, wie sie erregt die Straßen entlanglaufen. Jemand hält mich an und fragt, was los sei. Er ist empört ob dieser Maßnahme. Obwohl ich keinen Grund habe, in einen anderen Laden zu gehen, treibt es mich doch in eines der angeprangerten Geschäfte. Beim Verlassen desselben nimmt man mich mit den Worten in Empfang: "Wußten Sie nicht, daß Sie bei einem Juden waren?" Ich bejahe diese Frage. Zornbebend stellt sich ein "Kämpfer für Volk und Führer" vor mich hin und fuchtelt mit den Händen in der Luft herum. So etwas nenne sich deutsche Frau, eine Schande sei das, und ich würde schon noch erfahren, was das nach sich bringe. Unter Drohungen will er mich zur Ortsgruppe bringen, um mich feststellen zu lassen, was aber an meiner energischen Abwehr scheitert.

Herr Freudenthal:

1933, zur Zeit des ersten Boykotts jüdischer Geschäfte haben sie zwar bei mir keine Scheiben eingeschlagen, aber sie haben an die Fensterscheibe einen Stern angemalt und ein Schild angebracht: "Kauft nicht beim Juden!" So ein Schild haben sie auch vor die Tür gestellt. Ich habe dieses Schild genommen und im Laden abgelegt. Da kamen dann gleich SA-Leute rein und schrien los: "Was fällt Ihnen ein?!!" Sie wollten das Schild wieder nehmen, aber ich packte auch zu und hielt es fest. Da riefen sie: "Lassen Sie das los!" und zückten ein Beil und drohten, damit zuzuschlagen. Da habe ich natürlich losgelassen. Dann haben sie mich rübergeschleppt zur Ortsgruppe und dachten wunder, was sie nun für eine Heldentat vollbracht hatten. Die Ortsgruppenleute, die mich kannten, weil sie ja Kunden von mir waren, sagten: "Den lassen Sie mal wieder laufen! Den kennen wir, der ist Arier!"

Ingeborg Schneider-Lüschow

Ich erinnere mich noch deutlich an die Bilder in den verschiedenen Straßen, in der Gegend Leibnizstraße bis hin zur Sybelstraße, auch in der Kantstraße. Wir hatten dort sehr viele Geschäfte mit jüdischen Inhabern. Es gab erregte Diskussionen zwischen den Leuten und uniformierten SA-Männern. Die SA-Leute hatten die Sturmriemen an ihren Mützen festgezogen. Sie schimpften auf die Juden, riefen: "Nicht beim Juden kaufen!" Ich erinnere mich auch noch an Plakate: "Kauft nicht beim Juden!" Die Menschen waren alle sehr aufgeregt. Ich sehe vor mir Bilder von größeren Menschengruppen. Die Leute hatten Angst vor den SA-Leuten, viele hatten geballte Fäuste oder einen entsprechenden Gesichtsausdruck. Man merkte, daß sie nicht damit einverstanden waren, aber es galt die Parole: "Mund halten, oder man ist gefährdet!"

"Deutsch sei dein Gruß" - Charlottenburg 1933 - 39

Für die Nationalsozialisten war mit der Erlangung der absoluten Macht im Staate keineswegs das politische Ziel erreicht. sondern lediglich die Voraussetzung geschaffen worden, das Leben in Deutschland nach ihren Vorstellungen umzugestalten.In einer Rede, September 1933, verkündete Hitler, daß der Vereinigung aller Staatsmacht in einer Hand (die, wie wir heute wissen, auf dem Wege über Wahlen, gewalttätige Einschüchterung politischer Gegner, Wahlmanipulationen und schließlich Aufhebung aller wesentlichen verfassungsmäßigen Rechte zustandegekommen war) als nächster Schritt die Errichtung einer totalitären Gesellschaftsordnung zu folgen habe:
"Am 30. Januar 1933 wurde die nationalsozialistische Partei mit der politischen Führung des Reiches betraut. Ende März war die nationalsozialistische Revolution abgeschlossen, soweit es die restlose Übernahme der politischen Macht betrifft. Allein nur der, dem das Wesen dieses gewaltigen Ringens innerlich unverständlich blieb, kann glauben, daß damit der Kampf der Weltanschauungen seine Beendigung gefunden hat. Dies wäre dann der Fall, wenn die nationalsozialistische Bewegung nichts anderes wollte als die sonstigen landesüblichen Parteien ... Weltanschauungen aber sehen in der Errichtung der politischen Macht nur die Voraussetzung für den Beginn der Erfüllung ihrer eigentlichen Mission."
Hitlers Mission bestand darin, das nationalsozialistische Parteiprogramm zu verwirklichen und so das gesamte Leben in Deutschland an der Ideologie der neuen Machthaber auszurichten. Vorbild und zugleich Träger dieser Aufgabe war die Parteiorganisation. Nach dem "Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat" vom 1. Dezember 1933 was die NSDAP "die Trägerin des deutschen Staatsgedankens und mit dem Staate unlösbar verbunden."
Innerhalb kurzer Zeit wurden alle gesellschaftlichen Lebensbereiche - das politische, wirtschaftliche, soziale und kulturelle Dasein der deutschen Bevölkerung - neu organisiert, zentral gelenkt und genau überwacht. Der individuelle Spielraum des einzelnen Staatsbürgers reduzierte sich dabei immer mehr, bis schließlich jede nicht ausdrücklich von der Partei und Staat erlaubte Aktivität - und bestand sie auch in einer noch so harmlosen Freizeitgestaltung - mindestens in den Verdacht der Illegalität geraten konnte. Wichtige Stützen der totalitären Staats- und Gesellschaftsordnung wurden die von den Nationalsozialisten neugegründeten bzw. über den bisherigen Parteirahmen hinaus erweiterten Massenorganisationen. Für jede Altersgruppe, jeden Berufsstand, jede Freizeitbeschäftigung bestand die entsprechende, von den Nationalsozialisten gelenkte Organisation, so daß jeder Staatsbürger von einer oder auch mehreren dieser Massenorganisationen erfaßt werden konnte. Auf diese Weise war es möglich, alle Menschen in Deutschland durch die nationalsozialistische Propaganda zu erreichen und sie unter ständiger Kontrolle zu halten.
Die neue "deutsche Lebensform" in der alles umfassenden "Volksgemeinschaft", wie sie die Nationalsozialisten anstrebten, bestimmte nicht nur die gesellschaftlichen Strukturen, sie prägte bis in

scheinbar unwesentliche, äußerliche Verhaltensvorschriften hinein auch das Alltagsleben. Wer sich ihr zu entziehen versuchte, machte sich als Feind der neuen Ordnung verdächtig.

Alltag in der Diktatur

Der "Hitlergruß" - auch "Deutscher Gruß" - bestand im Erheben des gestreckten rechten Armes bis in Schulterhöhe und den Worten "Heil Hitler". Bereits vor 1933 war diese Form des Grüßens unter Nationalsozialisten üblich, nach der Übernahme der Macht durch die NSDAP wurde sie allgemein erwartet, obwohl sie weder bei der Begegnung in der Öffentlichkeit, noch im Umgang mit Behörden formal vorgeschrieben war. Wer den "Deutschen Gruß" vermied oder bewußt nicht anwendete, konnte deshalb zwar nicht bestraft werden, mußte allerdings damit rechnen, daß sein Verhalten als Zeichen politischer Unzuverlässigkeit gewertet wurde und Konsequenzen haben konnte. Gefordert wurde diese Grußform in allen Organisationen der NSDAP, bei offiziellen Veranstaltungen und auch zwischen Lehrern und Schülern im Unterricht (zu Beginn und am Ende jeder Stunden).

Betrifft: Hitlergruss !

Bei der Anwendung des Grusses kann man vielfach eine nachlässige Haltung beobachten. Ich erinnere daran, dass der rechte Arm mit der offenen Hand lang ausgestreckt wird und zwar so, dass die Fingerspitzen in Augenhöhe sind. Je zackiger die Armbewegung ist, um so angenehmer wird der Betreffende auffallen.

In den letzten Versammlungen habe ich schon darauf hingewiesen, dass auch uns persönlich nicht bekannte Parteimitglieder zu grüssen sind. Es kommt dabei nicht darauf an, wer zerst grüsst, sondern dass wir uns überhaupt grüssen.

Parteigenossen und Parteigenossinnen ! - Ich bitte alle vorstehenden Punkte zu beachten und danach zu handeln.

Ich erinnere an das Ziel :

Alle anständigen Deutschen sind Nationalsozialisten.

Nur die besten Nationalsozialisten sind Parteigenossen.

Heil Hitler !

Ortsgruppenleiter.

Hans Löwenstein:

Die Leute, mit denen ich als Sternträger (ab 1941) zusammengekommen bin, wenn ich beim Kaufmann war oder im Bäckereiladen, die haben zu mir nicht "Heil Hitler" gesagt. Aber sonst war es gang und gäbe, wenn man in ein Geschäft reingekommen ist, hat man "Heil Hitler" gesagt. Ich kann mich nicht erinnern, daß auch nur ein Charlottenburger in der Waitzstraße, wo ich gewohnt habe, "Guten Tag" oder "Auf Wiedersehen" gesagt hat. Das wäre schon eine Provokation gewesen.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

In meinem Berufsleben habe ich immer wieder erlebt, daß viele Kollegen den Hitlergruß ironisch machten. Ich kannte z.B. einen jungen Mann, der nie "Heil Hitler" sagte, sondern "Halben Liter! Halben Liter!", wenn er die Hand hob. Auf Bitten meines Chefs hin sollte ich auch "Heil Hitler" sagen. Der Chef wollte nicht, daß die Kollegen wüßten, daß ich Halbjüdin war. Mit einer Ausnahme waren wir in der Firma nicht für den Hitlergruß. Ein Kollege sagte immer, wenn ich ihn mit "Heil Hitler" begrüßte: "Wieso?". Einmal als ich ihn alleine traf, fügte er noch hinzu: "Bin ich Arzt?!!"

Hans Scholz:

Am KaDeWe waren Lautsprecher aufgestellt, wenn Hitler eine Rede hielt. Und die Leute standen mit erhobenem Arm einem Lautsprecher zugewandt. Daneben war ein zweiter Lautsprecher, da standen sie auf diesen ausgerichtet. Zum Mitmachen wurde man aber nicht gezwungen, oder man rettete sich in den nächstgelegenen Hauseingang, um nicht grüßen zu müssen.

Charlotte Israel:

Und wenn sie dann ankamen mit ihren Standarten und "Die Fahne hoch", dann habe ich bloß geguckt, wo ein Hausflur ist, wo ich verschwinden kann. Man mußte ja mit der erhobenen Hand dastehen. Da bin ich verschwunden, bis die vorbei waren. Ich habe mich immer gedrückt.

Ingeborg Schneider-Lüschow

Es muß ungefähr im Jahre 34 oder 35 gewesen sein. Mein Vater ging in Charlottenburg irgendetwas besorgen, und zwar in der Gegend um die Berliner Straße, heute Otto-Suhr-Allee, nahe der Wilmersdorfer Straße. Als er neben anderen Leuten am Bordstein stand, um die Straße zu überqueren, marschierte mal wieder ein Trupp Hitlerjugend auf. Es waren Fünfzehn- bis Siebzehnjährige, der Fahnenträger voran. Ehe mein Vater sich versah, hatte er plötzlich die kräftige Jungenhand eines etwa Siebzehnjährigen im Gesicht. Der hatte ihn und auch die umstehenden Männer und Frauen geohrfeigt, weil, wie er sagte, "diese Schweine" die Fahne nicht rechtzeitig gegrüßt hätten. Es war Vorschrift, jede Hitler- oder Nazi-Fahne zu grüßen, ob sie vom Jungvolk war oder von welcher Gliederung auch immer. Man mußte die rechte Hand hochreißen.

(Anmerkung: Bis 1938 reichte Charlottenburg noch bis zum Wittenbergplatz.)

Durch das "Reichsflaggengesetz" vom 15. September 1935 wurde die Hakenkreuzfahne, die seit 1920 das Zeichen der NSDAP war, zur alleinigen deutschen Reichs- und Nationalflagge erklärt; dadurch war die schwarz-rot-goldene Fahne abgeschafft. In seinem Buch "Mein Kampf" erklärt Hitler die Symbolik der Hakenkreuzfahne: "Im Rot sehen wir den sozialen Gedanken der Bewegung, im Weiß den nationalistischen, im Hakenkreuz die Mission des Kampfes für den Sieg des arischen Menschen und zugleich mit ihm auch den Sieg des Gedankens der schaffenden Arbeit, die selbst ewig antisemitisch war und antisemitisch sein wird."
Zu allen nationalen Feier- und Gedenktagen mußte geflaggt werden. Dieser Flaggenzwang bestand nicht nur für sämtliche öffentlichen Gebäude und Einrichtungen, sondern auch für jedes private Wohnhaus - mindestens eine Hakenkreuzfahne mußte am Haus sichtbar aufgehängt sein. Bei Versäumnis oder Zuwiderhandlung gegen diese Vorschrift kam es zur Anzeige; ein spezielles Strafmaß dafür war nicht festgelegt, sondern lag im Ermessen der "Geheimen Staatspolizei", die diese Anzeigen entgegennahm.



Fahnenweihe der NSDAP

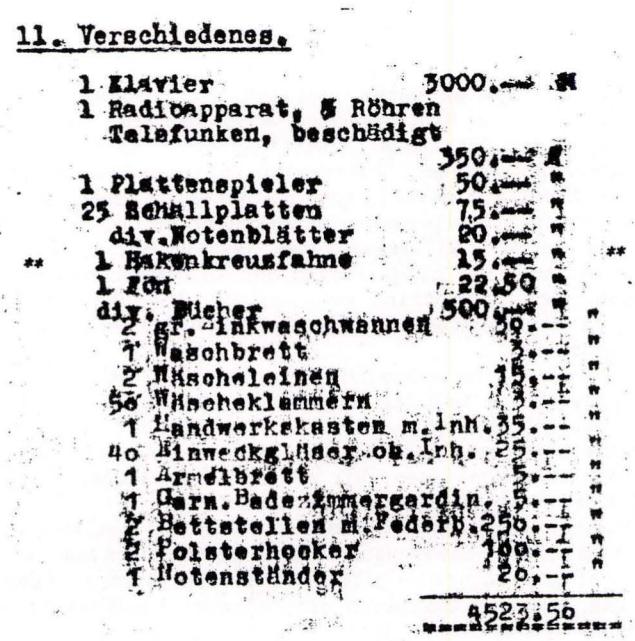
Ilse Baumgart:

Wir mußten ständig flaggen, und meine Eltern haben lange nur die schwarzweißrote Fahne rausgehängt, solange sie noch erlaubt war. Später mußten wir beide Fahnen haben, die schwarzweißrote Fahne und die Hakenkreuzfahne. Schließlich wurde die schwarzweißrote Fahne verboten.

Frau Reuter:

Ich habe, bevor ich ausgebombt wurde, eine Hausratsaufstellung gemacht und alles detailliert aufgeschrieben, was ich besaß.
Als ich neulich in meinen alten Akten nachsah, habe ich zu meinem Mann gesagt: "Ich wußte gar nicht, daß ich eine Hakenkreuzfahne hatte, dabei habe ich sie hier aufgeschrieben."

Wir mußten flaggen. Der Hausobmann der NSDAP hat rausgeguckt, und zu dem, der keine Fahne draußen hatte, ist er raufgegangen! Der wurde gemeldet. Meine Eltern brauchten nicht, sie wohnten im Gartenhaus, aber ich wohnte vorne. Alles, was nach der Vorderfront zur Straße war, mußte flaggen.



11. Verschiedenes.

1	Klavier	3000.—	M
1	Radioapparat, 5 Röhren Telefunken, beschädigt	350.—	M
1	Plattenspieler	50.—	"
25	Schallplatten	75.—	"
	div. Notenblätter	20.—	"
** 1	Hakenkreuzfahne	15.—	" **
1	Ofen	22.50	"
	div. Bücher	500.—	"
2	gr. Zinkwaschwannen	30.—	"
1	Waschbrett	3.—	"
2	Wäscheleinen	15.—	"
50	Wäscheklammern	3.—	"
1	Handwerkskasten m. Inh.	35.—	"
40	Einweckgläser ob. Inh.	25.—	"
1	Ärmelbrett	5.—	"
1	Garn. Badezimmergardin.	5.—	"
2	Bettstellen m. Federn	250.—	"
2	Polsterhocker	100.—	"
1	Notenständer	20.—	"
		4523.50	

Aus einer Haushaltsliste von Frau Reuter

Waltraud G.:

Meine Eltern sind in eine Gegend gezogen, in der noch sehr viele jüdische Mitbürger wohnten. Da wurde nicht so darauf gesehen, daß man die Fahne hinaushing. Ich erinnere mich allerdings, daß eine Mitschülerin zu mir sagte: "Na, deine Mutter ist wohl auch Jüdin, denn ihr flaggt ja gar nicht!" Später, in den Kriegsjahren oder kurz vor dem Krieg, hat meine Mutter die Fahne immer um die Stange gelegt, als ob der Wind sie hochgeweht hätte. Oder sie hat dann angefangen, Fenster zu putzen, so daß die Fahne auch wieder weg war.

Lore Lohmüller:

Ich wohnte im Hinterhaus, aber geflaggt haben wir mit einer schwarzweißroten Fahne. Aus Angst haben wir allerdings in der Mitte ein Hakenkreuz daraufgenäht. Die anderen Mieter haben aufgepaßt, daß sogar im Hinterhaus geflaggt wurde.

Vom Winter 1933/34 an wurde jährlich mit großem Propaganda- und Werbeaufwand in den Wintermonaten eine Spenden- und Sammelaktion veranstaltet, die den Namen "Winterhilfswerk" (WHW) trug. Durchgeführt wurde sie von der "Nationalsozialistischen Volkswohlfahrt" (NSV), die dabei von anderen nationalsozialistischen Verbänden sowie prominenten Einzelpersonen unterstützt wurde.
Aufgabe der im Mai 1933 gegründeten NSV war es, sich im nationalsozialistischen Sinne aller Fragen der Volkswohlfahrt und Fürsorge anzunehmen. Den Unterschied zwischen der NSV und den bisherigen, staatlichen Wohlfahrtseinrichtungen beschrieb Reichsminister Dr. Joseph Goebbels:
"Wir gehen nicht vom einzelnen Menschen aus, wir vertreten nicht die Anschauung: man muß die Hungernden speisen, die Durstigen tränken und die Nackten bekleiden - das sind für uns keine Motive. Unsere Motive sind ganz anderer Art. Sie lassen sich am lapidarsten in dem Satz zusammenfassen: Wir müssen ein gesundes Volk besitzen, um uns in der Welt durchsetzen zu können."
Dieser Aussage entsprechend kam der Erlös der zahlreichen von der NSV organisierten Sammlungen nicht allen, sondern ausgewählten Hilfsbedürftigen zugute - politisch unzuverlässigen Personen, Familien, die aufgrund angeblich erbbedingter Krankheiten in soziale Not geraten waren, sowie jüdische Mitbürger waren von der Unterstützung ausgeschlossen. Da die NSV sofort nach ihrer Gründung Einfluß auf die bestehenden staatlichen Fürsorgeeinrichtungen nahm - so auch in Charlottenburg - blieben sie von diesen Auswahlprinzipien nicht unberührt.
Neben dem "Winterhilfswerk" war der sogenannte "Eintopfsonntag" ein weiterer Bestandteil regelmäßiger Sammelaktionen. An bestimmten Sonntagen wurde dazu aufgerufen, statt des Sonntagsbraten nur ein schlichtes Eintopfgericht zu kochen und das dadurch gesparte Haushaltsgeld der NSV, die an diesen Tagen vielfach auch gemeinschaftliche Eintopfessen auf öffentlichen Plätzen veranstaltete, zu spenden.
Denselben Zweck verfolgte die "Lebensmittelpfundsammlung". Helfer des WHW verteilten dazu an die privaten Haushalte Tüten mit entsprechendem Aufdruck, die, mit in der eigenen Küche gesparten Lebensmitteln (Mehl, Zucker usw.) gefüllt, wieder abzugeben waren.

Hans Scholz:

Das einzige, was irgendwie in unser Familienleben (ich wohnte noch bei meinen Eltern) eingriff, war der Eintopfsonntag. Da durfte kein Braten gegessen werden, sondern Eintopf, und es hieß, es werde kontrolliert. Nun will ich nicht sagen, daß bei uns jemand gewesen wäre, der kontrolliert hätte, aber es empfahl sich doch unter dem allgemeinen Druck, sich dieser Macht zu beugen und dann eben Eintopf zu kochen. Die sammelten dann das angeblich gesparte Geld.



Öffenliches Eintopfessen an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

DEUTSCHE VOLKSGENOSSEN!

Zunächst möchte ich Ihnen dafür danken, dass auch Sie zu den Sammlungen der Pfundspende beigetragen und uns dadurch geholfen haben, unsere bedürftigsten Volksgenossen zusätzlich zu betreuen. Es wird Ihnen sicherlich eine Genugtuung sein, mit Ihren Kräften an dem guten Gelingen des Winterhilfswerkes mitgewirkt zu haben.

Das Eintopfgericht fällt künftig fort, desgl. die Gehaltsabzüge für das Winterhilfswerk. Die Pfundspende wird aber beibehalten, denn neue Aufgaben erwarten uns, und noch ist viel Not in Deutschland zu beseitigen. Wir bitten daher auch künftig um Ihre Mitwirkung. Sich und uns ersparen Sie viel Zeit und Arbeit, wenn Sie dafür sorgen würden, dass die Pfundspende spätestens am Montag jeder Woche an die Ihnen bekannten Mitarbeiter abgeliefert wird. Bringen Sie bitte unserem Mitarbeiter die Pfundspende in seine Wohnung und erleichtern Sie ihm dadurch seine Arbeit. Wenn es Ihnen möglich ist, dann liefern Sie zu Beginn j.Mts. die Pfundspende gleich für den ganzen Monat ab, denn

Sie haben dann nur einmal den Weg zu machen und erleichtern uns die Buchungsarbeiten.

Vielleicht denken Sie auch beim Einkauf daran, dass auch die bedürftigen Volksgenossen einmal den Wunsch haben, nicht nur Graupen oder Hülsenfrüchte zu essen, dass uns nicht nur die billigsten Lebensmittel willkommen sind. Besonders fehlt es an Fetten. Im Sommer wird es zweckmässig sein, statt Fett zu liefern, einen Teil Ihrer monatlichen Pfundspende in barem Gelde zu zahlen, damit wir die besonders notwendigen und leichtverderblichen Lebensmittel kurz vor der Ausgabe selbst einkaufen können.

Zum Schluss noch eine Bitte, die uns besonders am Herzen liegt. Haben Sie schon daran gedacht, welche Organisation alle die vielen Arbeiten zu bewältigen hat, von denen die Pfundspende nur einen kleinen Teil darstellt? Wissen Sie, dass sowohl das Winterhilfswerk als auch die kommende grosse Aktion "Mutter und Kind" von der

N.S. Volkswohlfahrt (NSV)

durchgeführt wird? Wissen Sie, dass deren Mitarbeiter ehrenamtlich tätig sind, von morgens bis abends arbeiten, um die Bedürftigen zu betreuen? Ist es da für Sie ein Opfer, lediglich Mitglied der NSV zu werden?

Die einmalige Aufnahmegebühr beträgt 50 Pfg., der monatliche Mindestbeitrag 1,- (für Pgg. und Erwerbslose, auch für erwerbslose Ehefrauen von Berufstätigen, nur 50 Pfg.) Zeigen Sie daher Ihre Volksverbundenheit und werden Sie Mitglied der NSV.

Ich würde mich freuen, wenn Sie noch heute einen Spaziergang zu unserer neuen Geschäftsstelle machen und Ihre Beitrittserklärung dort persönlich abgeben würde. Auch der Einsammler der Pfundspende nimmt gern Ihre Beitrittserklärung entgegen.

H e i l H i t l e r !

gez. B r a n d t
Gruppenwalter der N.S.Volkswohlfahrt
Ortsgruppe Westend
Charlbg. Kastanienallee 1
J-9 4109

Heinz Oehlert:

Meine Tante war Sammlerin für die NSV. Sie verkaufte Abzeichen für das Winterhilfswerk, ging mit der Sammelbüchse auf die Straße.
Ich machte für sie die gesamten schriftlichen Arbeiten, die damit zusammenhingen: Ich führte die Listen und machte die Abrechnungen.

Ihr Zellenleiter war ein Schneidermeister in der Bleibtreustraße. Ihm brachte sie das gesammelte Geld.
Für das Winterhilfswerk sammelten wir Kinder vom Jungvolk am Sonnabend.
Wir hatten einmal im Jahr schulfrei und zogen mit Abzeichen und Sammelbüchse herum.

Charlotte Meiser:

In den Lokalen wurde sehr viel gesammelt, z.B. bei Wendel am Richard-Wagner-Platz. Das Geklapper mit den Sammelbüchsen, das Aufdrängen von Winterhilfsabzeichen nahm überhand. Man traute sich am Sonnabend oder am Bierschoppenabend gar nicht mehr in die Lokale: Hatte ein Sammler das Lokal verlassen, dann kam nach kurzer Zeit der nächste! Wir sagten dann immer: "Ihr Kollege ist gerade hiergewesen!"
Auf einer Parteidienststelle wurde ich auch einmal mit der Sammelbüchse bedrängt. Ich hatte der NSDAP Papierwa-

ren geliefert und brachte nun die Rechnung dafür. Das Geld bekam ich nicht sofort, ich mußte warten. Als mir ein Pg. die Büchse vor die Nase hielt, sagte ich: "Erstens verdiene ich nicht viel an Ihrem Auftrag, und zweitens: Bezahlen Sie erst mal Ihre Rechnung, bevor ich was in die Büchse schmeiße!"

43

NS.-Volkswohlfahrt

Gau .....

Kreis .....

Ortsgruppe .....

Aufnahme-Erklärung

(deutlich ausfüllen)

Mitgl.-Nr.

(Wird von der Reichsverwaltung ausgefüllt)

Ich erkläre hiermit meinen Eintritt in die NS.-Volkswohlfahrt (NSV.). Hinsichtlich meiner Abstammung sind die Voraussetzungen für den Erwerb des vorläufigen Reichsbürgerrechts (§§ 1 und 2 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. 11. 1935*)) — falls verheiratet, auch für meinen Ehegatten — erfüllt. Ich gehöre keinem Orden (religiöse Orden ausgenommen), keiner Freimaurerloge oder einem ähnlichen Geheimbunde an und werde einem solchen während der Dauer meiner Zugehörigkeit zur NSV. nicht beitreten. Ich erkläre, daß ich nach besten Kräften die Bestrebungen der NSV. unterstützen werde. Mir ist bekannt, daß ich durch meine Beitrittserklärung zur NSV. nicht gleichzeitig die Mitgliedschaft zur NSDAP. erwerbe. Ich verpflichte mich zur Zahlung einer Aufnahmegebühr von 0,50 RM. und eines monatlichen festen Beitrages. — Der Mindestbeitrag für Mitglieder der NSDAP. beträgt 0,50 RM. Der Mindestbeitrag für Nichtparteigenossen beträgt 1,— RM.

1. Name: .....
2. Vorname: .....
3. Geboren am: ..... in .....
4. Staatsangehörigkeit: .....
5. Ledig — verheiratet — verwitwet: .....
6. Wohnort: .....
7. Straße u. Nr. .....
8. Beruf: .....
9. Eintritt in die NSDAP.: ..... (lt. Mitgliedskarte bzw. -Buch)
10. Mitgliedsnummer der NSDAP.: .....

*) Danach gelten bezüglich der Abstammung vorläufig als Reichsbürger die Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes sowie die Staatsangehörigen, die von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Großelternteilen abstammen (jüdische Mischlinge), sofern sie nicht nach § 5 dieser Verordnung als Volljuden anzusehen sind.

Wenden!

11. Angehöriger einer Gliederung: ..... (SA., SS., NSKK., HJ., NSDStB., NS.-Frauenschaft)
12. Ämter in der NSDAP.: .....
13. Waren Sie Mitglied der Partei, einer Gliederung oder eines angeschlossenen Verbandes **(auch der NSV.)** und sind Sie

a) ausgetreten ..... oder wurden Sie

b) ausgeschlossen ..... Grund: .....

1. Um welche Organisation handelt es sich? .....
2. Ortsgruppe dieser Organisation: .....
3. Zeitpunkt des Austritts bzw. Ausschlusses: .....

Aufnahmegebühr RM .....

Monatsbeitrag „ .....

Werbebeitrag „ .....

Zusammen RM .....

....., den ..... 19...

(Eigenhändige Unterschrift)

Werbruck 1 (V/1938 1 000.000)

Heinz Oehlert:

Im Landwehrkasino in der Jebenstraße fanden Weihnachtsfeiern der NSV statt. Ich selbst nahm als Kind an einer solchen Feier teil. Diese Feier war politisch bzw. sozialpolitisch eingefärbt. Zwar kam nicht der Weihnachtsmann in SA-Uniform, aber der Ortsgruppenleiter sprach.
Es gab eine Kaffeetafel mit Kakao und Kuchen, auch der Weihnachtsbaum fehlte nicht. Schließlich erhielten wir Geschenke. Ich kann mich noch an ein blödes Geschenk erinnern, das ich bei dieser Gelegenheit bekam: ein antisemitisches Kinderbuch vom Stürmer-Verlag, heute würde ich sagen: eine Art Nazi-Comic-Heft.

N. S. D. A. P.
Ortsgruppe Westend

Charlottenburg, den 17.12.35
Adolf-Hitler-Platz 2

An alle P o l i t i s c h e n - L e i t e r !

Lt. Gauanordnung haben wir uns dem W.H.W. zum Austragen der Weihnachtspakete für die Bedürftigen zur Verfügung zu stellen.

Das Austragen der Pakete erfolgt am Donnerstag und Freitag, den 19.+20 Dezember.

Ich bitte sich an einem der beiden Tage, möglichst schon Donnerstag, nach der Arbeitszeit auf der Ortsgruppe der N.S.V. Lindenallee 50 einzufinden. Name und Amt sind dem Amtsleiter Pg. Mansfeld zwecks Eintragung mitzuteilen.

Anzug: Uniform, wo keine vorhanden, Braunhemd. Es soll damit erreicht werden, dass die Verbundenheit zwischen der Partei und den ärmsten Volksgenossen sichtbar unter Beweis gestellt wird.

Diejenigen Politischen-Leiter, welche auch kein Braunhemd besitzen, haben trotzdem an diesem Dienst teilzunehmen und bitte ich bei dem Austragen die Armbinde anzulegen.

Betrifft: Weihnachtsfeier am 22. Dezmber 1935.

Die Weihnachtsfeier für die von dem W.H.W. betreuten Volksgenossen, findet am 22.12.35. um 19. Uhr in dem Gemeindesaal der Epiphanienkirche statt. Um auch hier die Verbundenheit zum Ausdruck zu bringen, nehmen alle Politischen-Leiter ebenfalls teil. Familienangehörige können mitgebracht werden. -Anzug: Uniform oder Braunhemd soweit vorhanden. Die Trägerin der Feier ist die Partei.

Teilnahme ist kostenlos.

Eintrittskarten sind auf unserer Geschäftsstelle erhältlich. Die Plätze müssen eine 1/4 Std. vorher eingenommen sein.

Heil Hitler
gez. Heinsch
Ortsgruppenleiter

Ilse Schmidtgen-Schmieden:

Ich selber habe von der Wohlfahrt einiges bekommen, Kohlen und Lebensmittel und auch einen Zuschuß zur Miete in Höhe von 8 Mark, glaube ich, weil ich ein Zimmer hatte für 25 Mark.



Ehrenurkunde

Dem ehrenamtlichen Helfer
im Winterhilfswerk des
Deutschen Volkes 1936-37

Dörthe Brenner

in dankbarer Anerkennung
für aufopfernden Dienst im
Kampfe gegen Hunger und
Kälte.

REICHSBEAUFTRAGTER

REICHSMINISTER



Stimmbezirk .....

Erinnerung an die Volksbefragung am Sonntag, den 19. August 1934.

167

Ihr Wahllokal befindet sich .....

Ulmen Allee 31

.....

Falls Sie bis mittags nicht an der Wahlurne erschienen sind, werde ich mir erlauben, Sie nochmals persönlich an Ihre Pflicht zu erinnern. Ich bitte Sie daher, zur Erleichterung meiner Arbeit in den Vormittagsstunden zu wählen und diese Aufforderung im Wahllokal abzugeben.

Der Wahlhelfer der N. S. D. A. P.

Druck: Joh. Weidlich, Spandau, Stresowplatz 5.

Charlotte Israel:

Ich erinnere mich an eine "Wahl" oder "Abstimmung" in den dreißiger Jahren. Auf dem Wahlzettel war damals ein großer und ein kleiner Kreis, und das Kreuzchen sollte man in dem großen Kreis machen.
Ich sagte noch zu meinem Mann: "Ach, was soll der Quatsch! Was soll ich da wählen! Ich gehe nicht hin!"
Es war schon dreiviertel sechs, und bis 6 Uhr war die Wahl. Plötzlich klingelte es bei uns. Es waren zwei SS-Leute. Ich bekam bald einen Ohnmachtsanfall, daß solche Leute da standen! "Sie haben Ihrer Wahlpflicht noch nicht genügt!" sagte einer der beiden. - "Ach, es ist ja noch Zeit!" Ich habe die Dumme gespielt. - "Zeit ist nicht mehr!" - "Na ja, gut, ich komme dann gleich!" - "Nein, nein, ich nehme Sie gleich mit!" - "Die paar Schritte kann ich doch laufen!" - "Nein, nein, kommen Sie, wir haben unseren Wagen draußen!"
Das Wahllokal war in der Schule in der Sybelstraße. Weil es schon so spät war, war ich die einzige Wählerin. Als ich mit dem Stimmzettel hinter einen Vorhang gehen wollte, riefen die Männer, die bei der Wahlurne saßen: "Nee, nee! Sie können ja gleich hier bleiben, sie brauchen doch nicht dahinter wählen!" Da habe ich gedacht: "Ich muß jetzt im großen Kreis das Kreuz machen!"
Dafür schäme ich mich noch heute.

N.S.D.A.P. Gau Groß-Berlin
Ortsgruppe Westend

Charlottenburg, den 14.August 1934.
Adolf-Hitler-Platz 2

Sonderrundschreiben zur Volksbefragung am 19.August 1934.

An a l l e Parteigenossen und Parteigenossinnen!

Am 19.August 1934 hat das Deutsche Volk Gelegenheit, seinem Führer A D O L F H I T L E R in einem einzigartigen Treuebekenntnis seinen Dank abzustatten.

Wir als die Träger der Weltanschauung haben durch restlosen Einsatz bis zu diesem Tage dafür zu sorgen, dass auch der letzte Volksgenosse seine Pflicht erfüllt.

Wenn wir unsere Pflicht erfüllen, können wir dasselbe von dem Deutschen Volke erwarten.

Am Donnerstag, den 16.August 1934 findet um 20 Uhr auf dem

Friedrich-Karl-Platz

eine grosse Kundgebung statt. Die Parteigenossen der Ortsgruppe mit sämtlichen Gliederungen treten um 7 Uhr 15 in der Soorstrasse Ecke Haeselerstrasse an.
Die Frauen werden vollzählig auf dem Platze erwartet.
Karten zu 10 Pfennig werden durch die Blockleiter abgegeben.
Für weitere Kundgebungen müssen wir uns jeden Tag bereit halten.

Ab Freitag, den 17.August 1934 sind die Fahnen des Dritten Reiches zu hissen.

Es ist für einen noch nie dagewesenen Fahnenschmuck zu sorgen.

Am Abstimmungstag haben sich sämtliche Parteigenossen und Parteigenossinnen ab 7 Uhr morgens zur Verfügung des zuständigen Zellenleiters zu halten, soweit sie nicht schon vorher für besondere Aufgaben eingesetzt sind.

Der Abstimmungspflicht ist unbedingt schon um 8 Uhr früh nachzukommen.

Parteigenossen und Parteigenossinnen! Wir müssen uns klar darüber sein, dass das Ergebnis des 19.August 1934 schon aus aussenpolitischen Gründen ein durchschlagender Erfolg sein muss.

Heil Hitler!
gez. Heinsch
Ortsgruppenleiter



Organisation der NSDAP in Charlottenburg

413

170390

Der Reichsorganisationsleiter der NSDAP.
Hauptorganisationsamt
München 33

Ortsgruppe
Kreis Nr.
Gau Nr.

Fragebogen für Parteimitglieder
Stand 1. Juli 1939

Block
Zelle

Parteistatistische Erhebung 1939

Dieser Fragebogen ist bis spätestens 3. Juli 1939 genau und gut leserlich von jedem Parteigenossen auszufüllen und zum Abholen bereit zu halten bzw. der zuständigen Ortsgruppe zuzustellen. Für Parteimitglieder, die z. Zt. bei der Wehrmacht Dienst tun oder sonst vorübergehend abwesend sind, ist der Fragebogen von der Ortsgruppe, notwendigenfalls mit Hilfe der Angehörigen des Parteimitgliedes, auszufüllen.
Jedes Parteimitglied hat nur einen Fragebogen auszufüllen!

E Dienstkleidung und eigene Ausrüstung als Politischer Leiter

An Dienstkleidung und eigener Ausrüstung sind vorhanden: (Zutreffendes ankreuzen)

								a braun	b grau
1	Stiefel (schwarz)	X	6	Dienstmantel	X	11	Brotbeutel und Feldflasche		X
2	Schuhe und Gamaschen		7	Dienstmütze Wehrmachtsschnitt IV	X				
3	Diensthose (hellbraun)	X	8	Leibriemen (hellhavannabr. 60 mm br.)	X	12	Tornister		X
4	Dienstbluse (hellbraun)	X	9	Pistole PPK. mit Tasche	X	13	Zeltbahn		X
5	Dienstrock (hellbraun)	X	10	Kochgeschirr	X				

N.S.D.A.P.
Gau Groß-Berlin
Ortsgruppe Westend.

Charlottenburg, den 23. 5. 35

An die politischen Leiter der Ortsgruppe
Westend

Betr.: Gau-Rundschreiben Nr. 76/35.
Uniformtragen im Beruf.

Wiederholt ist darauf hingewiesen worden, dass es der Partei abträglich sein kann, wenn die Parteigenossen ihre Partei-Uniform in Ausübung ihres Berufes tragen. Das Erscheinen vor Gericht in Uniform ist von der Reichsleitung mehrfach streng verboten worden.

Trotzdem kann immer wieder festgestellt werden, dass Parteigenossen in der Ausübung ihrer beruflichen Tätigkeit Uniform tragen. Bei Beanstandungen haben solche Parteigenossen sogar zugegeben, dass sie sich z. B. bei Behörden im Umgang mit dem Publikum erfolgreicher durchsetzen, wenn sie nicht Zivil, sondern die Unifrom der N.S.D.A.P. tragen.

Dazu ist die Uniform nicht verliehen worden. Wer sich in seiner beruflichen Tätigkeit in Zivil nicht durchsetzen kann, trägt wahrscheinlich die Partei-Uniform überhaupt zu unrecht.

Ich verbiete deshalb mit sofortiger Wirkung das Uniformtragen bei Ausübung des Zivilberufes. Die Uniform ist nur für den Dienst in der Partei verliehen worden.

Heil Hitler!
(gez.) Görlitzer,
stellv. Gauleiter.

Betr.: Reichsparteitag 1935.

Der diesjährige Parteitag findet vom 10. - 16. September 1935 in Nürnberg statt. Nähere Einzelheiten folgen später.

Heil Hitler!
(gez.) Heinsch
Ortsgruppenleiter.

NSBO/DAF
Ortswaltung Westend.

Charlottenburg, den 30.Juli 1935.
Kaiserdamm 95.

R u n d s c h r e i b e n No. 76

Betrifft: Anweisungen für den Jahres-Amtswalter-A p p e l l des KreisesI der DAF am 9. August d. J.

Der Jahresamtswalter-Appell des Kreis I der DAF muss wieder ein Bild von tadelloser Organisation und Disziplin darstellen. Schon das „äusserliche Bild" des Appels muss für die Beurteilung des Könnens

und des Geistes des Amtswalter-Korps ausschlaggebend sein.

Vor allen Dingen dürfen keine H ü t e getragen werden!

Wer als Arbeiter der Stirn und der Faust, und ausserdem als Amtswalter der DAF, heute noch nicht einmal über eine Mütze verfügt, soll b a r h ä u p t i g kommen.

Regenschirme und Spazierstöcke dürfen nicht mitgebracht werden; das sind Instrumente für Greise und Tanten.(Auch Aktentaschen sind nicht mitzubringen.)

Während des offiziellen Appells darf nicht geraucht werden!

Der Ortswalter wird sein Ortsbereich abschreiten und die Namen von rauchenden oder sich sonst vorbeibenehmenden Amtswaltern feststellen und an den Kreis weitergeben.

Gau Gross-Berlin
Ortsgruppe Westend.

Adolf-Hitlerplatz 2.
Fernruf: J.3. 2494.

Rundschreiben für den Monat Juli 1935.

Aufbawahren! Sehr wichtig! Mehrfach durchlesen!

Meine lieben Parteigenossen und Parteigenossinnen!

1. Auf Anordnung des Reichspropagandaleiters, Pg. Dr. G o e b b e l s , finden im Juli keine Veranstaltungen statt. Um jedoch den politischen Leitern, soweit sie sich nicht in Urlaub befinden, Gelegenheit zu geben, die Kameradschaft zu pflegen und sich über die politische Entwicklung zu unterrichten, werden auch im Juli die jeden Dienstag im Lokal Renner, Königin Elisabethstr.6, stattfindenden Ausspracheabende durchgeführt. Die Teilnahme ist freiwillig. Anzug: Zivil. Den Parteigenossen ist der Besuch dieser Abende hiermit ebenfalls anheimgestellt. Ich bin überzeugt, dass diese Abende auch zahlenmässig lohnend sein werden, da es keine Arbeits-, sondern Erlebnisstunden sind. Die Teilnahme an der am 12.7.35 im Geschäftszimmer stattfinden Ortsgruppenleitungssitzung ist für alle Amtsleiter ebenfalls freiwillig.
2. Die in den letzten Monaten eingerissene Gleichgültigkeit, die sich auch bei der letzten Mitgliederversammlung gezeigt hat, veranlasst mich zu den nachfolgenden Ausführungen.
Der Führer sagte auf dem Reichsparteitag 1934 unter anderem folgendes:

Das Ziel muss sein:
A l l e a n s t ä n d i g e n D e u t s c h e n s i n d N a t i o n a l s o z i a l i s t e n . N u r d i e b e s t e n N a t i o n a l s o z i a l i s t e n s i n d P a r t e i g e n o s s e n .

Dieses bedeutet, dass in dem Ausleseprozess, der dauernd vor sich geht, alle Gleichgültigen ausscheiden müssen. Nationalsozialismuss lässt sich nur durch die Tat beweisen. Die Gleichgültigkeit ist ein Zeichen des fehlenden Tatwillens. Durch die Gleichgültigkeit und Teilnahmslosigkeit der Bürger der Vorkriegszeit gegenüber den Belangen des Volkes, ist es den Volksfeinden möglich gewesen, das alte Reich zu zerschlagen. Wir können und werden nicht zulassen, dass diese Grundfehler auch in unseren Reihen Platz greifen. Die Tugenden der Einsatzbereitschaft und des Pflichtbewusstseins haben uns gross gemacht und müssen auch jetzt - und zwar dau-

ernd- vorgelebt werden. Im Vorleben ruht das ganze Geheimnis nationalsozialistischer Erfolge. Parteigenossen und Parteigenossinnen! Werdet alle Nationalsozialisten der Tat! Ich erwarte, dass sich jeder Parteigenosse, der nicht körperlich behindert ist, als politischer Leiter zur Verfügung stellt. Jede Parteigenossin aber, gehört in die Frauenschaft! ~~Nur im~~ Kreise dieser Tatmenschen können Sie das herrlische Erlebnis einer wahren Kameradschaft finden. Aus diesem Erlebnis erwachsen dann die Kräfte, die uns alle Widerstände des Lebens mit Leichtigkeit überwinden lassen. Parteigenossen und Parteigenossinnen! Ich erwarte, dass Sie aus Vorstehendem die entsprechenden Folgerungen ziehen werden. Zur Zeit ist jeder politische Leiter überlastet. Bei dem Verkauf von Plaketten, Karten usw. findet er zu wenig Unterstützung durch die Parteigenossenschaft. Es geht nicht an, in dem Blockleiter nur den lästigen Mahner zu sehen. Er ist das Vorbild des Nationalsozialismus der Tat. Mit Recht kann er grösste Hochachtung für sich fordern. Fast täglich kann es ihm geschehen, dass er, aus dem Beruf kommend, vor dem Essen wichtige Parteiarbeit erledigen muss. Bei ihm steht die Familie der Partei gegenüber ganz selbstverständlich zurück. Er soll jedem mürrischen Parteigenossen gegenüber ein freundliches Gesicht machen, darf selbst nie eine Laune zeigen. Sagt er aber jemandem einmal Bescheid, wenn er drei bis vier mal vergeblich gekommen ist, so wird gleich eine Beschwerde an den Ortsgruppenleiter losgelassen. Ich ersuche Sie alle, die es angeht, die Arbeit des Blockleiters zu erleichtern. Jedes Parteimitglied muss die Adresse seines Blockleiters, Zellenleiters und Sektionsleiters kennen und wissen, ob es zur Sektion I oder II gehört. Die von dem Blockleiter vorgeschriebenen Fristen sind unbedingt einzuhalten. In Fällen, bei denen plötzliche Reisen eine Fristeneinhaltung verhindern, sind die Angehörigen zur Erledigung aufzufordern. Die Fristen des Arbeitsplanes muss sich jeder auf seinem Kalender vormerken, damit dem Blockleiter unnötige Erinnerungen erspart bleiben. Es muss jedem zur Selbstverständlichkeit werden, dass alles, was von der Partei stammt, als das wichtigste des täglichen Lebens anzusehen ist. - Jetzt heisst es, noch mehr denn je zusammenhalten und jeder, ganz gleich wie lange er in der Partei ist, muss fanatischer Willensträger unserer Idee werden. Bei der Entscheidung über den Wert des Einzelnen geht es nicht um die Dauer der Parteizugehörigkeit, sondern um die Frage: Welches sind die Leistungen? Die Zellen-und Blockleiter werden hiermit aufgefordert, zwecks Übernahme eines Amtes an die Parteigenossen heranzutreten. Vor allem ist es notwendig, die Vertretung der beurlaubten politischen Leiter zu übernehmen. Nicht genügend begründete Entschuldigungen sind mir mitzuteilen.

Parteigenossen und Parteigenossinnen! Sehen Sie in Vorstehendem nicht nur eine unliebsame Kritik, sondern die ehrliche Sorge um die Erhaltung unseres Kampfgeistes. Die Ortsgruppe soll und muss Ihnen eine grosse Familie sein, in der Sie wohl ab und zu einmal Ärger haben, in der die Freude aber weitaus überwiegt. So wie die Familie der Hauptpfeiler eines Volkes und Staates ist, so ist es die Ortsgruppe für die Partei.

H e i l H i t l e r

gez: H e i n s c h

Ortsgruppenleiter.

Betrifft: Parteiabzeichen.

In letzter Zeit habe ich die Beobachtung gemacht, dass es manche Parteimitglieder für richtig halten, kein Abzeichen zu tragen. Ob es nun Gedankenlosigkeit ist, oder andere Beweggründe vorliegen, sei dahingestellt - in jedem Falle entspricht es nicht der Haltung eines Parteigenossen.

In dem Träger des Parteiabzeichens erkennt man das Parteimitglied.

Der inneren seelischen Haltung entspricht auch die äussere und diese muss bei einem Parteimitglied nur vorbildlich sein. Diese vorbildliche Haltung ist stets unter Beweis zu stellen. Hier ist Bescheidenheit nicht angebracht.

Denken Sie daran, dass wir zu jeder Tageszeit Propagandisten unserer Idee sein müssen. In Zukunft werde ich jedes Mitglied der Ortsgruppe ohne Parteiabzeichen zur Rede stellen.

N. S. D. A. P.
Ortsgruppe Westend

Charlottenburg, den 21.3.36
Adolf Hitler Platz 2

Ausweis

Der politische Leiter Pg. Mag. Rosenberg
ist von mir beauftragt mit der Einwohnerschaft der Häuser 23 - 33 im Königsweg Verhandlungen zu führen.

Der Gau Gross-Berlin der N.S.D.A.P. beabsichtigt, am Dienstag den 24.3.36 gelegentl. der An und Abfahrt des Führers zur Deutschlandhalle, die durch den Königsweg erfolgt, eine gr. Illumination u. sonstige Ausschmückungen an den Häuserfronten vorzunehmen. Ich gebe der Hoffnung Ausdruck, das auch Sie entspr. der Bedeutung dieser Massnahme sich zur Verfügung stellen werden.

Heil Hitler !
gez. Heinsch
Ortsgruppenleiter.



Aufmarsch einer NS-Betriebszellenorganisationsgruppe des statistischen Reichsamtes auf dem Kurfürstendamm/Schlüterstraße am 5.5.1933

Die Kirchen nach 1933

Bereits vor der Übernahme der Staatsgewalt durch die Nationalsozialisten bildete sich innerhalb der evangelischen Kirche unter dem Einfluß der NSDAP eine nationalsozialistische Glaubensbewegung mit der Bezeichnung "Deutsche Christen". Ihr Ziel war es, die selbständigen Landeskirchen und unterschiedlichen Bekenntnisrichtungen zu einer zentral gelenkten und kontrollierten Reichskirche zusammenzufassen. An der Spitze einer nach dem nationalsozialistischen Führerprinzip zu organisierenden Nationalsynode als oberster gesetzgebender und kirchenleitender Institution sollte ein Reichsbischof stehen.
Da auch zahlreiche Geistliche und Laien, die mit den theologischen und politischen Vorstellungen der "Deutschen Christen" nicht übereinstimmten, aber dennoch für eine einheitliche Leitung der evangelischen Kirche in Deutschland waren, kam es am 27. Mai 1933 zur Wahl des ersten Reichsbischofs, des Pfarrers Friedrich v. Bodelschwingh. Mit massiver Unterstützung der Nationalsozialisten erreichten die "Deutschen Christen", deren Kandidat v. Bodelschwingh nicht gewesen war, dessen Rücktritt und machten am 23.6.1933 den Militärpfarrer Ludwig Müller zum neuen Reichsbischof.
Am 5. September 1933 beschloß die preußische Generalsynode, in der die "Deutschen Christen" die Mehrheit besaßen, die Anwendung des "Arierparagraphen" (s. dort) für Geistliche und Kirchenbeamte. Dies war der entscheidende Anlaß zur Gründung des "Pfarrernotbundes" durch Pfarrer Martin Niemöller, aus dem die "Bekennende Kirche" hervorging.Nachdem selbst das 1935 von der nationalsozialistischen Führung neu eingerichtete Reichskirchenministerium innerhalb der evangelischen Kirche keine Vereinheitlichung in nationalsozialistischem Sinne erreichen konnte, setzte eine Welle von Amtsbehinderungen und Verhaftungen für Geistliche der "Bekennenden Kirche" ein.
Da die katholische Kirche in Deutschland nicht - wie die evangelischen Landeskirchen - selbständig war, wurde das Verhältnis zwischen ihr und dem nationalsozialistischen Staat in anderer Weise geregelt. Dazu schloß das Deutsche Reich am 20. Juli 1933 mit dem Vatikan einen Vertrag. Dieses "Reichskonkordat" war der erste internationale Vertrag der Regierung Hitlers und wurde von den Nationalsozialisten als uneingeschränkte Anerkennung ihres Regimes durch einen ausländischen Staat entsprechend gefeiert. Im Konkordat, das völkerrechtlich verbindlich die Rechte der katholischen Kirche im vertragschließenden Staate festlegte, erklärte sich der Vatikan u.a.damit einverstanden, die "in Deutschland bestehenden besonderen Verhältnisse" anzuerkennen, die Mitgliedschaft in politischen Parteien für Geistliche und Ordensangehörige auszuschließen, die Beschöfe in einem Treueeid auf das Deutsche Reich zu verpflichten und die Betreuung der christlichen Gewerkschaften einzustellen; dafür sicherte der nationalsozialistische Staat die "Freiheit des Bekenntnisses und der öffentlichen Ausübung der katholischen Religion", den ungehinderten Religionsunterricht sowie Gründung und Betreibung katholischer Privatschulen zu.
An die letztgenannten Vertragspunkte allerdings hielt sich der nationalsozialistische Staat schon kurze Zeit später nicht mehr:

1936 wurden die katholischen Privatschulen geschlossen, zwei Jahre später auch alle bestehenden Jugendverbände der katholischen Kirche aufgelöst.

Verein der Freunde der Evangelischen Volkskirche in Gustav Adolf.

Charlottenburg 1, den 30. 6. 1933
Sömmeringstraße 18.

Der kommissarische Präsident des Ev. Oberkirchenrats macht in einem Aufruf an die Geistlichen vom 26. ds. Mts. darauf aufmerksam, „daß **kirchenpolitische Betätigung** sowohl von der Kanzel herunter als in den Gemeinden oder der sonstigen Oeffentlichkeit wegen der damit unter Umständen verbundenen Kritik staatlicher Maßnahmen die **Gefahr strafgerichtlicher Verfolgung** besonders aufgrund der letzten scharfen Notverordnungen mit sich bringt." Bei dieser Sachlage ist **unseren Bestrebungen** zu sehr beträchtlichem Teil **der Boden entzogen**. Aber auch was uns an Möglichkeit zu weiterer kirchlicher Arbeit bliebe, wird durch die in der kirchlichen Neuordnung liegende Forderung auf organisatorische Vereinheitlichung der kirchengemeindlichen **Vereinsarbeit eingeengt und selbst in seinen Resten in Frage gestellt**. Es würde zweifellos auch bei dem neuen Verfahren, die kirchlichen Körperschaften nicht durch Wahlen, sondern durch Ernennung zu bilden, **bei einer Aufrechterhaltung unseres Vereins** denen, die in ihm verblieben, **der Weg zur Mitarbeit in Gemeinde und Kirche**, wie wir sie mit frohem Willen geleistet, **versperrt** sein. Bei dieser Lage hat der Vorstand, beraten von unseren beiden Pfarrern, gestern abend **einstimmig beschlossen, den Verein**, der uns dreizehn Jahre hindurch die Form unserer Gemeinschaft bot, **aufzulösen und den Mitgliedern zu empfehlen, daß sie sich der Gemeindegruppe der Glaubensbewegung „Deutsche Christen" anschließen** möchten. Ihre **Bereitschaft hierzu haben mit den Pfarrern die Vorstandsmitglieder alsbald erklärt.** Den restlichen Kassenbestand, der — die Fraktionskasse eingerechnet — nach Bezahlung der Kosten dieser Mitteilung noch etwa 100 Mark betragen wird, übergeben wir der Gemeindegruppe „Deutsche Christen" mit der Bestimmung, ihn dem „Frauenbunde" zur Weihnachtsbescherung zu überweisen, falls dieser nach der in Kürze zu erwartenden Vereinigung und Neuorganisierung der Frauenvereine noch als Bezirksgruppe oder dergl. bestehen sollte. Andernfalls soll das Geld der gemeindlichen Gesamtfrauenorganisation für den gleichen Zweck zufallen.

Wir sprechen die Erwartung aus, daß die Freunde **unserer herzlichen und ernsten Aufforderung zum Eintritt in die Gemeindegruppe „Deutsche Christen" vollzählig folgen werden**. Beitrittserklärungen legen wir diesem Rundschreiben bei. Wir bitten sie auszufüllen und werden sie **binnen drei Tagen** durch unsere Vertrauensleute abholen lassen, um sie an den Führer der „Deutschen Christen", Herrn Baudirektor E. Mueller, Ilsenburger Straße 40, weiterzugeben. Der Eintritt in diese Gruppe bedeutet keinen „Parteiwechsel". Denn es wird künftig keine „Parteien" in der Kirche mehr geben, und die „Deutschen Christen" werden die einzige Vereinigung sein, in der die aktiven Kirchenglieder sich werden sammeln können.

Bewahren Sie uns die Freundschaft, die uns bisher verbunden hat. Miteinander wollen wir auch weiterhin den Anschluß an Kirche und Gemeinde behalten, um mit der alten Treue auch in den neuen Formen zu dienen. Zu den uns aus gemeinsamer Arbeit bekannten Leitern der Gemeindegruppe „Deutsche Christen" dürfen wir das Vertrauen haben, daß sie unserer Art und unserer Arbeitsbereitschaft mit Verständnis und bestem Willen gegenüberstehen.

Ihnen immer verbunden:

Picht. Vorsitzender. **Lipp,** Pfarrer. **Paarmann,** Pfarrer.

Pfarrer Paarmann

Charlottenburg 1, den 6.Juli 1933.
Siemensdamm 2.

Sehr geehrter Herr D. Schubring!

Diesen Brief zu schreiben wird mir bitter schwer. Ich will das Herbste kurz vorausschicken. Wir haben am 30.6.unseren Verein der Freunde der evangelischen Volkskirche aufgelöst. Der Vorstand - Pfarrer Lipp und ich eingeschlossen- ist der Gemeindegruppe "Deutsche Christen" beigetreten und hat den anderen Mitgliedern durch anliegendes Rundschreiben den gleichen Schritt empfohlen. Ob Lipp und ich deswegen aus dem Protestantenbund austreten müssen, ist uns nicht klar. Dürfen wir ohne Verheimlichung bleiben, so möchten wir gern -wenn anders der Protestantenbund weiterbesteht- unsere Mitgliedschaft aufrecht erhalten... Wir sahen doch den rücksichtslosen und nicht zu brechenden Willen des neuen Staates, sich auf jedem Gebiet, auch auf dem kirchlichen, die volle Macht zu gewinnen. Mußten nicht, die unter uns obenan standen, noch viel klarer sehen, was sich begeben würde? Mußten sie nicht all das Durch- und Gegeneinanderschreien der Kirchen, der Confessionen, der alten und der neuen Richtungen mit starker Stimme zum Schweigen bringen, das unentrinnbar kommende zeigen und uns, die wir den Gemeinden Leiter sein sollen, eine klare Losung geben? Nichts derart geschah. Sie stritten statt dessen um die Herren Reichsbischöfe....

... So habe ich denn handeln müssen allein aus eigener Entscheidung, und -da die Kirche sich mir vereg nur bestimmt durch die Rücksicht auf die Gemeinde um mich her und auf mein eigenes Gwissen. Danach habe ich gehandelt.-

Ich bin nicht leichtherzig zu den Deutschen Christen gegangen. Ich darf auch sagen, daß ich allerhand Zeug habe, in ihren Reihen zu stehen. Ich bin gelernter und arbeitserfahrener Nationalist. Ich bin nie ein Mensch der Kaste gewesen. Immer habe ich mich volkverbunden und volkbedingt gefühlt. Das große Experiment der Staatstotalität fürchte ich nicht: es muß sich ja selbst regulieren. Aber es wäre schöner und besser gewesen, wenn die Kirche im Ganzen und die Partei im Ganzen die Zeit und ihre Notwendigkeiten erkannt, wenn sie nicht die einzelnen hätte einzeln Weg suchen lassen. . .

Auszug aus einem Brief des Pfarrers der Gustav-Adolf-Kirchengemeinde

T R E U L A S S T U N S S E I N !

Monatsanzeiger und Nachrichtenblatt
d e s
Evangelischen Jungmännerbundes Gustav Adolf

Berlin - Charlottenburg

Oktober 1 9 3 3 .

Die evangelische Jugend Berlins grüßt den Führer der deutschen evangelischen Kirche Reichsbischof Müller. Aus allen Teilen Berlins kommend vereinigten sich an der Siegesallee sechs gewaltige Säulen (40.000 Mann) und ziehen mit Fackeln durch das Brandenburger Tor die Linden entlang. Kommando! Stumm grüßen die Sechserreihen das von Fackeln beleuchtete Ehrenmal, wo,wie am Lutherdenkmal ein Kranz des Jugendwerkes niedergelegt wurde. Dann im Lustgarten vor dem Dom der Vorbeimarsch am Führer. Vor dem Schloß wird der Reichsführer der Ev. Jugendverbände stürmisch begrüßt. Er dankt dem Reichsbischof,daß dieser die Aufgabe gezeichnet habe, Deutschlands Jugend für das Evangelium der Reformation zurückzugewinnen. U n t e r d e r F a h n e d e s n e u e n R e i c h e s u n d d e m K r e u z e J e s u C h r i s t i m a r s c h i e r t d a s E v . J u g e n d w e r k i n a l l e Z u k u n f t .

Monatsplan für Oktober 1933. *Jungmännerbund*

Mittwoch, d. 4. Jugendmissionstag 1933 im Saalbau Friedrichshain.
Sonnabend, d. 7. Unser Glaube. Von der Erlösung. Pfr.Herzog.
Mittwoch, d.11. L i e d e r - A b e n d. R.Richter.
Sonnabend, d.14. Wicherns Lebensgang bis zum Einzug ins Rauhe Haus. Diakon Böhm.
Sonntag,d.15. Jugendgottesdienst in der Kaiser Wilh.Ged.Kirche.
Montag, d.16. Beginn der Führertagung des Ostbundes im Ev.Jungmännerwerk Deutschlands in Potsdam. 16.-19.10.33.
Dienstag, d.17. Von der Führertagung: 16 Uhr Runfunkübertragung: "Die Ev.Jugend als Kampftruppe der Kirche." Oberkonsistorialrat Peter.
Mittwoch, d.18. L i e d e r - A b e n d . R.Richter. Von der Führertagung: Die körperl.Ertüchtigung der deutschen Jugend. Reichssportführ.v.Tschammer-Osten.
Donnerstag,d.19. Generalappell des Berliner Jungvolks.
Sonnabend, d.21. L i e d e r - A b e n d . R.Richter.
Mittwoch, d.25. Luther der Mann deutschen Kampfes - was hat er uns heute zu sagen. stud.theol.Richter.
Sonnabend, d.28. Unser Glaube. Von der Heiligung. Pfr.Herzog.
Sonntag,den 29. Jugend-Feierstunde. Näheres am Brett.

Unser Heim ist an den obigen Zusammenkünften ab 8 Uhr geöffnet. Nordhauser Straße 8.

Jungschar.

Unsere Jungscharler (Schüler bis 14 J.) kommen jeden Sonnabend von 5-7 Uhr im Heim Nordhauser Straße 8 zusammen.

Buben-Stunde:
Alle Knaben bis zum 8.Lebensjahre kommen zu frohem Spiel jeden Mittwoch von 4½-5½ im Jugendheim zusammen. Leitung:Frau Böhm.

Führer:Diakon G.B ö h m , Bln.-Charlottenburg Quedlinburger Str.24.

Glockenfeier

7. April 1934

an der neuen
Guſtav Adolf-Kirche
zu Charlottenburg.

Erſte Hakenkreuzglocke Deutſchlands.



Vaterlandsglocke
im Guſtav Adolf-Kirchengeläut Charlottenburg.

Schwinge und klinge mit heiligen Tönen,
Laß deine eherne Stimme erdröhnen,
Glocke, für unſer Vaterland.

Ueber der Zeiten heißem Gedränge
Laß ſie ſchweben die hehren Klänge
Gleich eines Adelers Flug in's Land.

Will der Sieg uns die Seele füllen,
Will harte Kampfnot uns umhüllen,
Glocke, klinge und ſinge mit.

Unter dem Hakenkreuz gibt's Gelingen,
Leitet dein Klang, wie mit Adlers Schwingen,
Schirmend und ſchützend jeglichen Schritt.

Wenn uns das Irdiſche mählich entgleitet,
Führe uns du, die Seelen geleitet,
Glocke, aus unſerm Erdenland.

Zu dem Vater über den Sternen,
Aus dem Nahen und aus den Fernen
Rufe uns alle in's Gottesland.

E. H.

Zur Glockeneinholung am 7. April 1934.

Die Guſtav-Adolf-Gemeinde weiht ihre neue Kirche.

Am geſtrigen Sonntag wurde die Guſtav-Adolf-Kirche in Charlottenburg in Anweſenheit von Vertretern des Staates, der Partei und der Kirche durch den Reichsbiſchof feierlich ihrer Beſtimmung übergeben. Schon lange vor Beginn der Feier füllte die Gemeinde, die, obwohl inzwiſchen auf 54 000 Seelen angewachſen, zwei Jahrzehnte hindurch ohne eigenes Gotteshaus geweſen iſt, ihre neue Kirche bis auf den letzten Platz.

Zu Beginn der Feier übergab der Schöpfer des Baues, Profeſſor D. Otto Bartning die Schlüſſel, wobei er im Namen aller Werkleute der ſtolzen Freude über die Vollendung des Baues Ausdruck gab, aber auch des Bedauerns darüber, daß man eine in zweijähriger Bauzeit lieb-gewordene Arbeit aus der Hand legen müſſe. Propſt Eckert gab als Stellvertretender Biſchof von Berlin die Schlüſſel an den Gemeindekirchenrat weiter, indem er die Gemeinde aufrief zu lebendiger Gemeinſchaft, in der Chriſtus das erſte Wort ſpreche, wo aber immer die Tat dem geſprochenen Worte

folge. Als Letzter erhielt Pfarrer Paarmann, der geschäftsführende Geistliche der Gemeinde, die Schlüssel.

Die Reihe der Glückwünsche eröffnete Ministerialrat Jäger, der der Gemeinde die Glückwünsche des Ministerpräsidenten Göring übermittelte. Ihm schlossen sich an Bürgermeister Bärndt, der Reichsleiter der Deutschen Christen, Präsident Kinder, der Großberliner Obmann der Deutschen Christen, Pfarrer Bausch, der Ortsgruppenleiter der NSDAP Täubert und Staatsanwaltsrat Brandel von der Gemeindegruppe der Deutschen Christen. Pfarrer Paarmann dankte im Namen der Gemeinde allen Glückwünschenden, insbesondere Ministerialrat Jäger für sein reges Interesse, das er dem Bau und der Gemeinde entgegengebracht habe.

Der Reichsbischof legte seiner Predigt das Wort zugrunde, das er der Gemeinde als Widmung in die von ihm gestiftete Altardecke geschrieben hatte: „Herr, wohin sollen wir gehen, Du hast Worte des ewigen Lebens . . .“ Es sei das erste Mal, so bekannte er, das er als Träger des hohen schweren Amtes eine Kirche weihe. Er schloß mit dem Wunsch, daß die Kirche für die Gemeinde der wahre Mittelpunkt und eine wirkliche Heimat in allen Nöten und Sorgen des Alltags werden möge.

Der Chor der Gustav-Adolf-Gemeinde unter Leitung des Organisten Helmut Banning, verstärkt durch das Berliner Kammerorchester unter Leitung von Walter Drwensky, gab mit der Aufführung einer Bach-Kantate der Feier den musikalischen Rahmen. Am Nachmittag fand, wieder unter zahlreicher Beteiligung, der erste Kinder- und Jugendgottesdienst statt.

Berliner Börsen-Zeitung, 17.9.1934



Einweihung der Gustav-Adolf-Kirche im September 1934



Einweihungsgottesdienst in der Gustav-Adolf-Kirche

Gottesdienst
zur
Jahresfeier der Machtübernahme
durch den Reichskanzler Adolf Hitler:

Dienstag, den 30. Januar, abends 8 Uhr,
in der Lützower Kirche.

Festgottesdienst
zur Erinnerung an den Tag des deutschen Aufbruchs
30. Januar 1933.
(Abgehalten in der Gustav Adolf-Kirche am 29. Januar 1935).

Dank- und Bittgottesdienst
der Gustav Adolf-Kirchengemeinde zu Berlin-Charlottenburg
zum Geburtstage unseres Führers
am Montag, dem 19. April 1937, abends 8 Uhr.

(Es singt der Männer-Chor „Mozart" Charlottenburg
Vorsitzender: Paul Höde — Chormeister: Adolf Gehmert, Leibnizstr. 40 III)

Rüstgottesdienst
am Vorabend des Feiertages der nationalen Arbeit
des deutschen Volkes
in der Gustav Adolf-Kirche zu Charlottenburg
Freitag, den 30. April 1937, abends 8 Uhr.

Unter Mitwirkung:
Männerchor „Mozart" Charlottenburg
(Vorsitzender: Paul Höde — Chormeister: Adolf Gehmert).

An die N S D A P Ortsgruppe Charlottenburg Nord

Jlsenburgerstr. 31.

Auf Wunsch der Ortsgruppe gebe ich nachstehenden Bericht über den Volksgenossen Eugen B e n d e r, Charlottenburg, Kais. Aug. Allee 85.
Bei den Vorarbeiten des Baues der neuen evanglischen Gustav Adolf Kirchengemeinde in der damals noch ungeteilten Ortsgruppe Charlot - tenburg Nord haben Mitglieder des Gemeindekirchenrats bezw. der Baukommission die Forderung aufgestellt, dass keine jüdische Unternehmer bezw. Lieferungsfirmen zur Offerten Abgabe oder Ausführungsarbeiten herangezogen werden sollten, sondern nur rein arische Firmen.
Diese zu Recht bestehende Forderung wurde mit Rücksicht auf die vielen Arbeitslosen in der Gemeinde, unter denen sich sehr viele Pg. befanden, gestellt. Sie wurde am besten dadurch gewährleistet, wenn Vorsorge getroffen wurde, schnell und sicher Arbeit und Brot schaffen, wenn mit den ausführenden Arbeiten nur arische Unternehmungen betraut wurden.
Als diese Frage zur Verhandlung kam, war der damalige Aelteste Bender mit diesen Grundsätzen nicht einverstanden, denn er erklärte: "christliche Abnehmer finde er für seine Ware kaum, er mache hauptsächlich nur mit Juden Geschäfte".
Daraus habe ich die Folgerung ziehen müssen, dass Bender nicht abgeneigt war, jüdische Unternehmer bezw. Lieferungsfirmen bei dem Neubau der evangelischen Gustav Adolf Kirche heranzuziehen.
Ich habe es jedoch als meine Pflicht erachtetmich sofort mit der Ortsgruppe Charlottenburg Nord in Verbindung zu setzen, dass von den beim Kirchbau zu beschäftigenden Firmen die Arbeitslosenaus der Gustav Adolf Gemeinde d. h. aus der Ortsgruppe Charlottenburg Nord beschäftigt werden sollten.
Die Aufklärungsarbeit der Partei hat sich dann auch sehr zum Guten für den Neubau der Kirche ausgewirkt.

Aus dem Brief eines Denunzianten vom 18.7.1936

Verband
der evangelischen Kirchengemeinden
in der Hauptstadt Berlin
Der Vorstand

Berlin-Charlottenburg 2, den 10. August 1936
Marchstr. 4/5

Tgb.Nr. A 1856/36

Unter Hinweis auf die Bekanntmachung im Kirchlichen Amtsblatt 1936, Seite 113, bitten wir Sie, den Diakon ~~- die Gemeindeschwester -~~: ..... auf den Führer und Reichskanzler durch Handschlag zu verpflichten.

Den beiliegenden Nachweis über die erfolgte Verpflichtung bitten wir uns baldigst - Anschreiben ist nicht erforderlich - zurückzusenden.

Im Auftrage:

An

den Herrn Vorsitzenden
des Gemeindekirchenrates
der evangelischen Kirchengemeinde
Berlin -

Die Ortsgruppen-
leiter der Partei sind brav kirchlich und samt ihren Helfern Kirchenälteste und Gemeindeverordnete bei uns -Ein Zellenleiter hat im Kreise der ihm unterstellten Blockwarte antikirchliche Töne angeschlagen. Darüber hat einer der Blockwarte bei dem Ortsgruppenleiter Beschwerde erhoben, und der hat den Beschwerdeführer in der Ortsgruppenversammlung über die "Kirchliche Lage" sprechen lassen. Das gutkirchliche Referat wurde von der Versammlung mit Befriedigung aufgenommen. Der Beschwerdeführer ist bei der Kirchengemeinde Rentner, Küster und Aeltester.

Aus einem Bericht des Pfarramtes der Gustav-Adolf-Kirchengemeinde vom 26.5.1937

Reichsbischof Müller hält den ersten Gottesdienst in der neuen Gustav-Adolf-Kirche

Vorbildliche Zusammenarbeit

Die Zusammenarbeit zwischen Partei und Gemeinde, die 100prozentig deutschchristlich ist, gestaltet sich wahrhaft vorbildlich für ganz Berlin. Niemals ist auch nur die geringste Reibung zwischen beiden vorgekommen, sondern die ganze Zusammenarbeit geschah stets auf der Grundlage des gegenseitigen Verstehenwollens.

Die Spende eines Abendmahlkelches durch die Ortsgruppe Charlottenburg Nord der NSDAP und die bei der Einweihung von dem Ortsgruppenleiter T ä u b e r gesprochenen Worte, daß dies Gotteshaus ein Bindeglied werden möge zwischen Volk und Kirche, damit von hier aus eine Erneuerung des ganzen Volkes ausginge, hatten tiefere Bedeutung.

Neue Zeit, 18.9.1934

J. L.:

Am Anfang der Entwicklung der "Bekennenden Kirche" in Charlottenburg stand ein Vortrag des Pastors Martin Niemöller im Logenrestaurant in der Berliner Straße (heute Otto-Suhr-Allee) zu Beginn des Jahres 1934.
In einigen Charlottenburger Kirchengemeinden bildeten sich Gruppen, die sich zur Bekennenden Kirche hielten. So entstand u.a. im Jahre 1934 in der Luisengemeinde unter Pfarrer Klingenberg eine Bekennende Gemeinde. Sie entwickelte sich äußerst schnell. Nicht nur Gemeindemitglieder der "Bekennenden Gemeinde" von Luisen, sondern auch aus den Nachbargemeinden, besonders aus der Gustav Adolf Gemeinde, besuchten die Gottesdienste, Bibelstunden und Gemeindeveranstaltungen des dortigen BK-Pfarrers Klingenberg. Dies geschah besonders, nachdem die Deutschen Christen durch die Wahl des Reichsbischofs Ludwig Müller - Pastor Friedrich von Bodelschwingh wurde von ihnen abgelehnt - die Kirchenführung übernommen hatten.
Der Bruderrat der Bekennenden Kirche

teilte 1937 Herrn Pfarrer Klingenberg einen Hilfsprediger zu. Dieser sollte sich im besonderen um die Gemeindemitglieder in der Gustav Adolf Kirchengemeinde, die sich zur BK hielten, kümmern.

Bis zum Weggang des Hilfspredigers in eine andere Gemeinde hielt er, im Einvernehmen mit dem Bruderrat der Bekennenden Kirche für Berlin, im Bereich der Gustav Adolf Gemeinde Hausbibelstunden und alle vierzehn Tage Gottesdienste in der Schifferkirche am Westhafen.

Zur Unterstützung von Pfarrern und Mitarbeitern der Bekennenden Gemeinden in Berlin und der Mark Brandenburg, die ihres Amtes enthoben waren und kein Gehalt mehr bekamen, wurden Spenden bei den zur "Bekennenden Gemeinde" gehörenden Gemeindemitgliedern gesammelt. Viele freiwillige, besonders jüngere Helfer führten diese Sammlungen in gewissen Abständen durch und stießen auf gebefreudige Spender.

Ein Einspruch vonseiten der Bekennenden Gemeinde gegen die Einstellung eines deutsch-christlichen Pfarrers verlief in der Gustav Adolf Gemeinde ergebnislos.

Im Goßnerschen Missionshaus in Berlin-Friedenau fanden montags und donnerstags Kurse der Bekennenden Kirche zur Ausbildung von Laien statt. Es gab Kurse für die Leitung von Bibelkreisen und Jugendunterweisung.

Die Pfarrer Klingenberg unterstehende Gemeindejugendarbeit in Luisen wurde nicht behindert, während andere Gruppen (bündische Jugend) auf Privaträume ausweichen mußten.

Evangelisches Konsistorium
der Mark Brandenburg
Abteilung Berlin
K. II Nr. 4068

Bei Beantwortung wird um Angabe der Geschäftsnummer gebeten

Berlin SW 68, den 28. Dezember 1938.
Lindenstraße 14
Fernsprecher: A 7 Dönhoff Sammelnummer 5051

Herr Eugen Bender in Charlottenburg, Kaiserin Auguste Allee 85 wohnhaft (Fernsprecher 34 5524), hat beantragt, zu veranlassen, daß die Gustav-Adolf-Kirche der B.K.-Minderheit in der Gustav-Adolf-Kirchengemeinde für einen Gottesdienst am Sylvester oder am Neujahrstage zur Verfügung gestellt wird. Unter Hinweis auf den Erlaß des Herrn Präsidenten des Evangelischen Oberkirchenrats vom 16. Dezember 1938 - E.O. I 3397 - (Sonderausgabe des Kirchlichen Amtsblattes vom 22. Dezember 1938) weisen wir Sie an, diesem Antrag zu entsprechen, vorausgesetzt, daß mit der Abhaltung dieses Gottesdienstes ein Geistlicher, der unserer dienstlichen Aufsicht untersteht, beauftragt

werden soll.

An Herrn Pfarrer Paarmann, Berlin-Charlottenburg 1,
Siemensdamm 2.

Abschrift zur Nachricht auf die Eingabe vom 24. Dezember 1938. Sie wollen sich noch einmal mit Herrn Pfarrer Paarmann in Verbindung setzen.

Im Auftrage
gez. Dr. Brauer.

An
Herrn Eugen Bender,
Berlin-Charlottenburg,
Kaiserin Augusta Allee 35.

Charlottenburg, d. 11. Mai 1939.

Eugen Bender
Charlottenburg,
Kaiserin-Augusta-Allee 85.
Tel. 34 5524.

Betr. Minderheitsgottesdienst u.s.w.
Gustav - Adolf - Charlottenburg.

An
den geschäftsführenden Pfarrer
der Gustav - Adolf - Gemeinde
C h a r l o t t e n b u r g.

Auf Grund der Verordnung zur Sicherung der kirchlichen Versorgung der Gemeindeglieder vom 18. März 1939 § 3 Abs. 3, beantragt die Bekennende Gemeinde Gustav-Adolf die Benutzung der Kirche und des Gemeindehaus, zu der sie gehört in folgender Weise: Einmal im Monat einen Hauptgottesdienst um 10 Uhr, einmal im Monat einen Nebengottesdienst um 8 Uhr, einmal wöchentlich einen grösseren Raum im Gemeindehaus für Bibelstunden.

Wir bitten sehr, dass unser Antrag bald und freundlichst genehmigt wird. Wir verpflichten uns, die im § 2 der Verordnung genannten Bedingungen zu erfüllen und werden bis zum 15 des vorhergehenden

Monats die Namen der jeweilig amtierenden Geistlichen zu nennen. Herr Pfarrer Klingenberg, dem nebenamtlich die kirchliche Betreuung der Bekennenden - Gemeinde Gustav-Adolf obliegt, hat uns zugesagt, dass er alles tun will, um die Bedingungen innezuhalten und so dem kirchlichen Frieden zu dienen.

Sollte wider Erwarten unser Antrag nicht genehmigt werden, erbitte ich schriftliche Nachricht darüber, damit wir gemäss der Ver- Verordnung unseren Antrag weiter verfolgen können.

Heil Hitler !

Schule

Das Winterhalbjahr war reich an bedeutsamen Ereignissen.
Am 30. Januar betraute der Herr Reichspräsident den Führer Adolf Hitler mit dem Amte des Reichskanzlers.
Begeistert jubelten die Massen am Abend dem Führer zu.
Anläßlich des Wahlsieges am 5. März war der 8. März schulfrei.
Am 21. März versammelten sich Lehrer und Schülerinnen in der Aula;

sie lauschten andachtsvoll der Rundfunkübertragung der feierlichen Reichstagseröffnung in Potsdam.
Am 31. März schloß das Schuljahr.

Aus der Chronik der 8. Volksschule (Bleibtreustraße), Winterhalbjahr 1932/33

5.
Die großen nationalen Ereignisse der Gegenwart sind in den Geschichtsstunden insgesamt zu behandeln, die Taten Hitlers und seiner Mitkämpfer mit Wärme und Dankbarkeit zu würdigen. Bis zum 30. Mai ist zu berichten, was in der Angelegenheit veranlaßt worden ist.- Rektor Brauner bittet die den Geschichtsunterricht erteilenden Lehrkräfte, diesbezügliche Themen in den neuen Stoffverteilplan mit aufzunehmen..

. . .

16.
Es wird auf die drohende Gefahr von Luftangriffen auf deutsches Gebiet und die Notwendigkeit des Luftschutzes hingewiesen. Demnächst soll das Buch "Schule und Luftschutz" erscheinen. Bis dahin sind die Schüler(innen) in geeigneter Weise über die Bedeutung des Luftschutzes aufzuklären. .

. . .

20.
Verfügung betreffend Ausbildung von Werklehrern. Es haben soeben wieder Jahres – kurse begonnen. Die Unterrichtsgebühren betragen für Einheimische 300 M. Die Beteiligung an diesen Kursen wird eindringlich empfohlen. . .

Aus der Chronik der 8.VS, 19.5.1933

III. Frl. Elias führt in einem Referat über den neuzeitlichen Geschichtsunterricht folgendes aus:
Dem Geschichtsunterricht ist nach dem Siege der nationalen Revolution eine feste Basis gegeben. Sein Ziel ist: "Der deutsche Mensch in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft."
Der Geschichtsunterricht erhält eine Zentralstellung. Alle Fächer gehen vom Geschichtsunterricht aus. Die Aufstellung sämtlicher Lehrpläne hat im Sinne einer geschichtsorientierten Anordnung zu geschehen.

Aus der Chronik der 8.VS, 24.8.1933

Referat von Frl. Detlefsen über Vererbungslehre und Rassekunde in der Schule. Nicht nur in Kl. 1 sondern auch schon in der II. Klasse können diesbezügliche Themen im Naturkunde und Biologie/Geschichtsunterricht behandelt werden. Es sind deshalb bereits Tafeln zur

Rassenkunde angeschafft worden. Herr Rektor schlägt vor, auf Anregung von Frl. Schatte, ein größeres Werk über Vererbungslehre, Lenz-Bauer-Fischer, anzuschaffen, ferner für den Handgebrauch Meier-Dietrich. Für Kl. I und II sind "Ahnenbüchlein" bestellt worden.

Aus der Chronik der 8.VS, 24.11.1933

Referat : Erziehung zur deutschen Frau : Frl. Thiele

Die Eingliederung der Frau in den nationalsozialistischen Staat hat ihrer natürlichen Aufgabe gemäß zu geschehen, d.h. der Staat verlangt Mitarbeit von ihr auf dem Gebiete der Volkserhaltung = Erziehung = und Wirtschaft. In diesem Sinne wird auch die Erziehung der Mädel in Zukunft gehandhabt werden, sind sie doch zukünftige Hausfrauen, durch deren Hände ein großer Teil des Volksvermögens geht und die zukünftigen Mütter, die ihre Kinder für den nationals. Staat erziehen sollen. Liebe zu Heimat und Volk, Freude an der Natur, an Märchen, Volksliedern, Arbeitsfreude, Opferbereitschaft, persönliche Bescheidenheit, müssen in ihnen geweckt werden. Auch die Ausbildung in Säuglingspflege und das, was die Mädel im 9. Schuljahr auf dem Lande lernen werden, dienen zur Vorbereitung auf ihren Lebenslauf als Frau und Mutter. Einen großen Teil der Erziehung übernimmt im nationls. Staat der BDM, hier lernen die Mädel Kameradschaft und das Sich-einfügen in das Große und Ganze. Auch der freiwillige Arbeitsdienst ist von nicht zu unterschätzendem Einfluß; er gibt den Mädeln erst den rechten Begriff vom Wert der Arbeit und von der innerlichen Freude die das gute Gelingen derselben auslösen kann.

Aus der Chronik der 8.VS, 26.1.1934

Berlin-Charlottenburg, den 21. August 1934

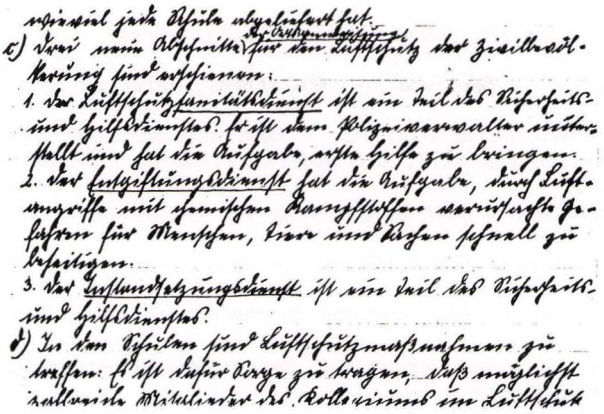
Gegenstand der Konferenz ist 6 Uhr. Anwesend sind alle Mitglieder des Kollegiums.

I. Die Niederschrift der letzten Konferenz wird verlesen und genehmigt.

II. Herr Rektor Kramer gibt folgende Verfügungen bekannt:

a) Die amtliche Anschrift in Angelegenheiten des Städt. Mittel-, Lehrer- und Fachschulwesens ist:
Herrn Kurfürstenmeister der Hauptstadt Berlin
(Schulabteilung)
Berlin NW 11
Hansaufer 92/102
Fernsprechanschluß: A1 6361

b) Die N.S. Volkswohlfahrt bittet für die Ostpreußenspende Kinderwäsche und bittet bis zum 1.9. d.J. eine Angabe,



Beginn der Konferenz 6 Uhr. Anwesend sind alle Mitglieder der Kollegiums.

I. Die Niederschrift der letzten Konferenz wird verlesen und genehmigt.

II. Herr Rektor Brauner gibt folgende Verfügungen bekannt:

a) Die amtliche Anschrift in Angelegenheiten des Volks-, Mittel-, Berufs- und Fachschulwesens ist:

Herrn Staatskommissar der Hauptstadt Berlin
(Schulabteilung)
Berlin SW 11
Stresemannstraße 92/102

Fernsprechanschluß: A1 6361

b) Die N.S.Volkswohlfahrt dankt für die Spende von Kinderwäsche und bittet bis zum 1.9.d.Js. um Angabe, wieviel jede Schule abgeliefert hat.

c) Drei neue Abschnitte der Ortsanweisung für den Luftschutz der Zivilbevölkerung sind erschienen:

1. Der Luftschutz<u>sanitätsdienst</u> ist ein Teil des Sicherheits- und Hilfdienstes. Er ist dem Polizeiverwalter unterstellt und hat die Aufgabe, erste Hilfe zu bringen.

2. Der <u>Entgiftungsdienst</u> hat die Aufgabe, durch Luftangriffe mit chemischen Kampfstoffen verursachte Gefahren für Menschen, Tiere und Sachen schnell zu beseitigen.

3. Der <u>Instandsetzungsdienst</u> ist ein Teil des Sicherheits- und Hilfsdienstes.

d) in den Schulen sind Luftschutzmaßnahmen zu treffen. Es ist dafür Sorge zu tragen, daß möglichst zahlreiche Mitglieder des Kollegiums im Luftschutz ausgebildet werden, so daß in jedem Falle Ersatz bei Ausfällen vorhanden ist.- Brand- Feuer- Sanitätswachen unter Führung entsprechend ausgebildeter Lehrkräfte oder Schülerinnen sind zu organisiern. Von Zeit zu Zeit sind Probealarme vorzunehmen. Im Unterricht sind die Schülerinnen über die Fragen der Gasgefahr und ihrer Bekämpfung zu belehren.

Aus der Chronik der 8.VS, 21.8.1934

12.4.1934:
8 Uhr feierliche Eröffnung des neuen Schuljahres
20.4.:
Geburtstag des Führers und Reichskanzlers. Feierstunde in der Aula
1.5.:
Tag der Nationalen Arbeit: Die Primen und Sekunden nehmen an der Feier im Lustgarten teil. Die anderen Klassen versammeln sich 8.30 in der Aula. -
Erste Flaggenparade nach Aufstellung der Fahnenmasten im Hof.
7.5.:
Elternabend unserer V.D.A.-Gruppe in der Aula
27.6.:
Die Schule hört im Schulfund den Reichsleiter Alfred Rosenberg.
7.8.:
Trauerfeier für den verewigten Herrn Reichspräsidenten Feldmarschall v. Hindenburg ...
11.8.: 1. Staatsjugendtag
19.8.:
Volksabstimmung
27.8.
Vereidigung auf den Führer
15.9.:
Mündliche Reifeprüfung der 4 Herbstabiturienten ...
16.9.:
Fest der Deutschen Jugend (das alljährliche V.D.A.-Fest)
20.10.:
Kundgebung im Lustgarten "Deutsche Seegeltung". 50 Jungen nehmen als Abordnung unserer Schule daran teil.
23.10.
Vortrag über das Preisausschreiben des Reichsluftschutzbundes ...
31.10.:
Feier des Reformationsfestes ...
4.11. - 11.11.:
Woche des Deutschen Buches
17.11.:
Wandertag
20. und 21.12.:
Weihnachtsfeier
15.1.1935:
Saarfeier
18.1.:
Reichsgründungsfeier
21.1.:
Elternabend. Einführung der Jugendwalter.- Ansprachen der Leiter der Charlottenburger H.J. und des Jungvolks.
30.1.:
Flaggenparade und Gedenkworte
31.1. - 8.2.:
Schriftliche Reifeprüfung
18.3.:
Hundertjahrfeier der Schule und Entlassung der Abiturienten.

Aus der Chronik des Kaiserin-Augusta-Gymnasiums (Cauerstr.),Schuljahr 1934/35

III: Nationalsozialistisches Ideengut und Stoffverteilung
In den unteren Klassen findet ein vorbereitender Unterricht statt. Die Kinder lernen die Führung der Bewegung kennen, etwa im Anschluß an die Geburtstage. Der Sinn der Bewegung, ihre Farben und Fahnen, werden ihnen nahe gebracht. Sie lernen passende Gedichte. Die Marksteine im nationalsozialistischen Jahreslauf werden berücksichtigt. Volkssturm und Heimat sind die Fundamente des nationalsozialist. Gedankens. In jeder Klasse werden Zahlen und Tatsachen gelernt, die nicht vergessen werden dürfen. Der nationalsozialistische Unterricht erfolgt in konzentrischen Kreisen. Wertvolle Stoffe werden für Diktate und Aufsätze verwenden.

Aus der Chronik der 8.VS, 31.10.1936

IV: Ausgestaltung der Sonnenwendfeier
Von 10 - 11 Uhr ist jeder zur Einführung der Feier in seiner eigenen Klasse, um 11 Uhr allgemeine Feier auf dem Schulhofe durch Lied, Marschieren, Volkstanz und Spruchworte. Die Einführung in den Klassen soll der Einheit wegen nach 3 Gesichtspunkten geschehen:
1.) Wintersonnenwende - Freudenwende
2.) Sommersonnenwende - Dankwende
3.) Sonnenwendfeier - das Symbol des nationalsozial. Siegeslaufes

Aus der Chronik der 8.VS, 19.6.1937

II: Referat (Frl. Elias)
1. Das Aufstellen einer Ahnentafel in der Abschlußklasse.
Die Aufstellung einer Ahnentafel muß möglichst von allen Kindern selbständig ausgeführt werden. Die Schule muß im Dienste nat.pol. Erziehung mit dafür Sorge tragen, daß die Schüler im Laufe der Schulzeit sich soweit wie möglich als Glieder der Sippe fühlen, der sie zugehören. Die Ahnentafel soll vom Schüler ausgehend nach Möglichkeit bis zu den Urgroßeltern reichen und für jede Person folgende Angaben enthalten:
Name
Vorname
Geburtsort u. -datum
Bekenntnis
Heiratsort und -datum
Sterbeort und -datum
Beruf
Um eine Überlastung der Standes- und Pfarrämter zu vermeiden, soll zunächst von Anfragen der Schüler abgesehen werden. Eine lückenlose Eintragung wird daher niht in allen Fällen zu erreichen sein.

Aus der Chronik der 8.VS, 29.8.1938

...Das Oberkommando der Kriegsmarine stellte im Oktober vorigen Jahres als Preisaufgabe für Schüler der höheren Schulen die Bearbeitung des Themas: "Was ist Seegeltung, und warum kann Deutschland

auf Seegeltung nicht verzichten?" Von den Schülern unserer Anstalt ... wurden folgende fünf vom Oberkommando der Kriegsmarine am 29. April mit Buchpreisen ausgezeichnet: ...
Am 1. Mai nahmen unsere Schüler innerhalb ihrer H.J.-Formationen an der Kundgebung im Olympiastadion teil.
Zu Ehren der deutschen Mutter und der deutschen Familie begingen wir am 14. Mai in der Aula den Muttertag ...
Wegen des Berliner Besuchs des ungarischen Reichsverwesers Horthy fiel am 25. August, dem Tag der großen Wehrmachtsparade, der Unterricht aus.
Am Nürnberger Parteitag Großdeutschlands (4. bis 11. September) nahmen Studienrat ... und sechzehn Schüler teil. Die Führerrede bei der Nürnberger H.J.-Kundgebung hörten wir am 10. September in der Aula im Gemeinschaftsempfang ...
Zur Hilfeleistung bei der Bergung der Ernte wurden ab 26. September 30 Schüler der Anstalt im Verbande ihrer H.J.-Formationen eingesetzt und von der Schule beurlaubt.
Am historischen 1. Oktober gedachten wir in einem feierlichen Appell des Beginns der Heimkehr unserer sudetendeutschen Brüder ins Großdeutsche Reich. Anschließend war der Tag schulfrei.

Aus der Chronik des K.-A.-G., Sommerhalbjahr 1938

Wolfgang Neuber:

In der 9. Volksschule in der Goethestraße hatten wir häufig politischen Unterricht. Politik und Weltanschauung wurden sehr stark betont und die Leistungen auf diesem Gebiet wurden auch bewertet - nach meiner Erinnerung fast noch mehr als Mathematik:
"Schreibe ich heute 'ne schlechte Mathematikarbeit? - Nicht so schlimm! Aber ich habe im politischen Unterricht 'ne Eins. Das wir sehr hoch bewertet!"
Oft wiederholte man im politischen Unterricht Fragen wie: "Wann ist der Führer geboren? Wo wohnt der Führer?"
Ich selbst kannte die erwarteten Antworten schon deshalb, weil ein Onkel von mir einmal deswegen hereingefallen war. Auch ihn hatte man gefragt: "Wann ist der Führer geboren?" und "Was kommt nach dem Dritten Reich?" Mein Onkel hatte sich hinreißen lassen zu antworten: "Das Vierte!" Daraufhin der Prüfer: "Hören Sie mal, das Dritte Reich besteht ewig!! - Und wo wohnt der Führer?" - "In der Reichskanzlei!" - "Falsch!" - "Dann eben in Berchtesgaden!" - "Nein, auch nicht! Der Führer wohnt im Herzen eines jeden Deutschen!" Weil ich diese Fragen kannte, hatte ich mit dem politischen Unterricht keine Schwierigkeiten.

II i: Sämtliche Beamte grüßen im Dienst und innerhalb der dienstlichen Gebäude und Anlagen durch Erheben des rechten Armes. Es wird von den Beamten erwartet, daß sie auch außerhalb des Dienstes in gleicher Weise grüßen.
Beim Singen des Liedes der Deutschen und des Horst-Wessel-Liedes (1. Str. und Wdhl. der 1. Str. am Schluß) ist der Hitlergruß zu erweisen.
o: Schüler, die ihre Mitschüler beschuldigen, beleidigende oder

herabsetzende Äußerungen über die NSDAP u. die jetztige Regierung getan zu haben, sind darauf hinzuweisen, daß alle Eingaben darüber dem Schulleiter vorzulegen sind.

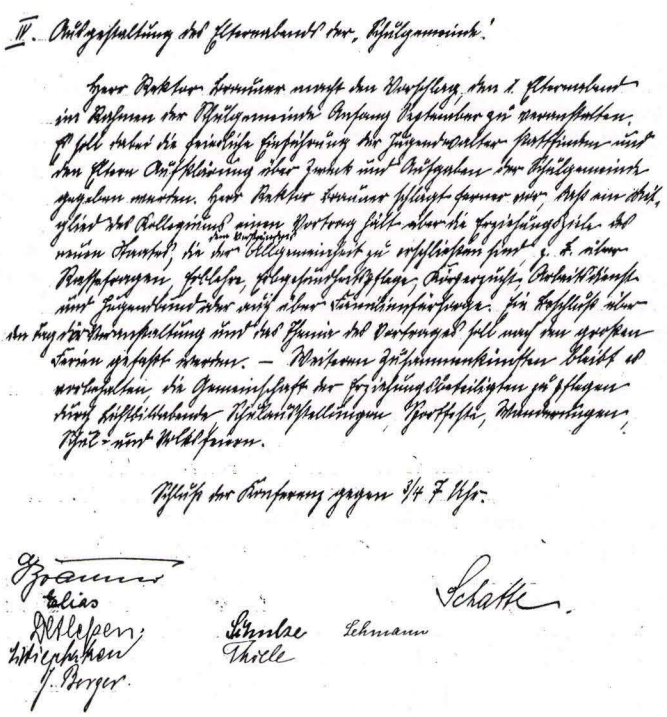
Aus der Chronik der 8.VS, 24.8.1933

Erika Liebetrau:

Meine Einschulung war Ostern 1936 (zur Volksschule für Mädchen, Pestalozzistr.). Zuerst war, nach meiner Erinnerung, der Schulalltag noch nicht so nazistisch angehaucht.
Aber später die Schulappelle waren schlimm! Auf der einen Seite des Hofes standen die Jungen, auf der anderen die Mädchen. Wir mußten mit erhobenem Arm dastehen. Der Appell schloß mit dem Absingen des Deutschland-Liedes und des Horst-Wessel-Liedes. Während des Appells sahen die Anwohner der Schule aus ihren Fenstern auf den Schulhof.

II k: Alle auf Grund kommunistischer Vorschläge gewählten Vertreter haben sofort aus den Elternbeiräten auszuscheiden. Das Gleiche gilt für Vertreter, die auf Grund sozialistischer Vorschläge gewählt sind, wenn anderenfalls eine Zusammenarbeit unmöglich erscheint.

Aus der Chronik der 8.VS, 23.6.1933



IV. Ausgestaltung des Elternabends der "Schulgemeinde".

Herr Rektor Brauner macht den Vorschlag, den 1. Elternabend im Rahmen der Schulgemeinde Anfang September zu veranstalten. Es soll dabei die feierliche Einführung der Jugendwalter stattfinden und den Eltern Aufklärung über Zweck und Aufgaben der Schulgemeinde gegeben werden. Herr Rektor Brauner schlägt ferner vor, daß ein Mitglied des Kollegiums einen Vortrag hält über die Erziehungsziele des neuen Staates, die dem Verständnis der Allgemeinheit zu erschließen sind, z.B. über Rassefragen, Erblehre, Erbgesundheitspflege, Körperzucht, Arbeitsdienst und Jugendbund oder auch über Familienfürsorge. Ein Beschluß über den Tag der Veranstaltung und das Thema des Vortrages soll nach den großen Ferien gefaßt werden.- Weiteren Zusammenkünften bleibt es vorbehalten, die Gemeinschaft der Erziehungsbeteiligten zu pflegen durch Lichtbildabende, Schulausstellungen, Sportfeste, Wanderungen, Schul- und Volksfeiern.
Schluß der Konferenz gegen 3/4 7 Uhr.

Aus der Chronik der 8.VS, 21.6.1935

n: die Benutzung von Schulräumen durch jüdische Religionsgemeinschaften bis auf weiteres verboten.

Aus der Chronik der 8.VS, 23.6.1933

f:Als Reichsbeamter darf nicht berufen werden, wer nicht arischer Abstammung ist oder mit einer Person nicht arischer Abstammung verheiratet ist. Die Lehrer (Lehrerinnen) haben bei Anzeige einer Eheschließung durch Vorlage von Urkunden den Nachweis der arischen Abstammung der Person zu erbringen, mit der die Ehe geschlossen wird.

Aus der Chronik der 8.VS, 19.12.1933

III b: Die Zwillingsuntersuchungen werden fortgesetzt, die betreffenden Kinder sind nach Abruf für diese Untersuchungen vom Unterricht zu befreien.

Aus der Chronik der 8.VS, 13.3.1934

II: Verfügungen
q) Die Reichsbahn läßt wieder Kindersonderzüge fahren, die bei Ferienreisen zu Verwandten benutzt werden können. Unter Ziffer 2a ist einzusetzen: Ist das Kind arischer Abstammung?

Aus der Chronik der 8.VS, 19.4.1934

Lehrkräfte jüdischer Abstammung, die nicht auf Grund des § 4 der 1. Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. Nov. 1935 in den Ruhestand treten, können grundsätzlich in allen Fächern Unterricht erteilen. Ob sie von dem Unterricht in den Gesinnungsfächern auszuschließen sind, ist von Fall zu Fall zu entscheiden.

Aus der Chronik der 8.VS, 28.2.1936

2. Juden und jüdische Mischlinge sind in die Volks- und übrigen Pflichtschulen aufzunehmen.
3. Kinder dürfen nur dann in Berliner Volksschulen aufgenommen werden, wenn sie in Groß-Berlin polizeilich gemeldet sind. Andere sind am Schluß dieses Schuljahres der Schulverwaltung ihres Wohnbezirkes zu überweisen. Eltern rechtzeitig benachrichtigen.
Staatenlose und Ausländer, soweit sie nicht jüdischer Abstammung sind, ebenso behandeln.
13. Begabte Kinder unbemittelter Eltern, die Ostern 38 in A-Klassen umgeschult werden sollen, müssen bis 10.12. gemeldet sein. Muster eines Gutachtens ist beigefügt. Lohn- oder Gehaltsbescheinigung muß vorgelegt werden, desgl. Urkunden bis zu den Großeltern. Vgl. Verfügung unter 2.) Fehlanzeige nötig.
18. Die neuen Schülerbogen enthalten im Abschnitt Arische Abstammung folgende Einteilung: Arier, Mischling 2. Grades, Mischling 1. Grades, Jude. Die alten Vordrucke sollen entsprechend abgeändert werden.
19. Beamte dürfen jüdische Ärzte nicht in Anspruch nehmen. Ein Verzeichnis der jüdischen Ärzte der Reichshauptstadt ist in der Schule einzusehen.

Aus der Chronik der 8.VS, 28.11.1937

Hans Löwenstein:

In meiner Schule in der Sybelstraße gab es sehr viele jüdische Schüler. Im Einzugsgebiet der Schule wohnten viele gutbürgerliche Juden. In meiner eigenen Klasse war sogar die Hälfte der Schüler jüdisch!
Eines Tages warf der Direktor alle diese jüdischen Schüler raus - kraft Gesetzes und kraft seiner Position.
Mich allerdings konnte er nicht bei dieser Gelegenheit loswerden, weil ich - für ihn leider! - kein Jude war. Meine Mutter war "Arierin", mein Vater Jude. Ich war also "Mischling I. Grades", und ich gehörte nicht der jüdischen Religionsgemeinschaft an.
Aber der Schulleiter fand eine andere Methode, mich von der Schule zu drängen: Er bestellte meine Mutter und meine Vater in sein Büro. Ich selber durfte nicht an dem Gespräch teilnehmen. Meine Eltern haben mir die Geschichte mehrfach erzählt:
"Was ich will, ist eine deutsche Schule reinrassiger Herrenmenschen! Ihr Sohn ist darin fehl am Platze. Sein Name und sein Aussehen verschandeln das schöne Bild meiner Schule! Ich fordere Sie auf, Ihren Sohn freiwillig von der Schule zu nehmen!" Was meine Eltern dann auch sofort taten, um mich nicht schweren Repressionen durch Lehrkörper und Mitschüler auszusetzen.
Meine jüdischen Mitschüler, die man aus der staatlichen Volksschule geworfen hatte, gingen auf jüdische Schulen ab,

und meine Eltern meinten, ich solle das auch tun.
Aber auf die jüdischen Schulen stürmte damals eine wahre "Schülerschwemme" ein - auch auf die Joseph-Lehmann-Schule. Mich wollte keine jüdische Schule aufnehmen, da ich kein Jude sei.
Bis zu diesem Zeitpunkt war ich glaubenslos aufgewachsen, als Dissident, aber mit beiden Religionsunterrichten, in der Schule mit dem christlichen, privat mit dem jüdischen, da meine Eltern wollten, daß ich später einmal, als erwachsener Mensch, selbst entscheiden sollte. Jetzt wurde ich Jude, obwohl ich ja erst 11 Jahre alt war.
Diese Entscheidung von 1937, die allein mit meinem erzwungenen Schulwechsel zu tun hatte, sollte später lebensbedrohende Folgen haben:
Als "Geltungsjude", wie das nach einem Zusatzparagraphen des Staatssekretärs Globke zu den "Nürnberger Gesetzen" hieß, mußte ich später den Stern tragen, als privilegierter "Mischling I. Grades" hätte ich das nicht gemußt. Auch mein volljüdischer Vater hätte später nicht den Stern tragen müssen, wenn ich nicht 1937 Jude geworden wäre.
Die Joseph-Lehmann-Schule war eine private Schule, die der Jüdischen Reformgemeinde e.V. angehörte. Sie nannte sich "Jüdische Volksschule des Jüdischen Bildungsvereins."
Das Schulgebäude existiert heute noch! Die Joachimsthaler Str. 13 ist vom Krieg verschont geblieben, das Vorderhaus ist heute Bürohaus der Jüdischen Gemeinde zu Berlin, während das Hinterhaus, wo die große Aula war, die Sporthalle und weitere Klassenräume, heute zum Teil eine orthodoxe Synagoge ist, zum anderen Teil auch noch der Jüdischen Gemeinde als Büro dient.
Es war ein sehr feudales Haus, das früher einmal ein Logenhaus der Jüdischen Gemeinde war, so um die Jahrhundertwende herum und in der Weimarer Republik, mit breiten Marmortreppen und Fahrstuhl und einer griechischen Fassade mit antikisiertem Giebel.
Die Gesamtschülerzahl weiß ich nicht. Aber die Klasseneinheiten waren sehr klein; zehn bis zwölf Schüler in einer Klasse. Die meisten jüdischen Schüler, die die deutschen Schulen verlassen mußten, sind auf andere große jüdische Volksschulen oder Gymnasien in Berlin gegangen, die dann wirklich nach gewisser Zeit kolossal überfüllt waren. Das war - Gott sei Dank - bei uns auf der Joseph-Lehmann-Schule nicht der Fall, weil sie der "Jüdischen Reformgemeinde" unterstand. Die Reformgemeinde war für jeden halbwegs religiösen Juden etwas fürchterlich Abtrünniges, etwa so wie früher Protestanten für gläubige Katholiken.
Der Unterricht hat so ausgesehen wie in jeder guten Privatschule mit hervorragenden Lehrkräften. Der vorletzte Direktor war Dr. Jacobi. Er konnte sich später noch rechtzeitig nach Palästina retten und hat dort eine der größten Buchhandlungen (mit Antiqariat) aufgemacht.
Ein Elfenbeinturm war es nicht, aber eine ganz hervorragende gründliche Schulbildung in sämtlichen Fächern vom Humanismus bis zur Werkkunde, auch Sport gab es reichlich. Aber an politischen Unterricht und dergleichen, kann ich mich überhaupt nicht erinnern und ich glaube, daß das damals schon verboten war.
Rassenlehre im Unterricht gab es bei uns an der jüdischen Schule überhaupt nicht. Rassenkunde war überhaupt kein Thema. Das ist gar nicht berührt worden! Man hat uns gar nicht beigebracht, daß wir Juden sein sollten, daß wir anders sein sollten als andere Menschen. Das kam im Schulunterricht nicht ins Gespräch.
1941 wurde die Schule zwangsweise geschlossen. Alle jüdischen Kinder mußten, wenn sie nicht zur Verschleppung ins KZ eingeteilt wurden, in Berlin zum Zwangsarbeitseinsatz - bis zur endgültigen Deportation im März 1943, der ganzen Fabrik-Aktion, in der die letzten, noch legal in Berlin lebenden Juden zur Vergasung nach Auschwitz transportiert wurden.

Hans-Peter Messerschmidt:

In meiner Klasse an der Kaiser-Friedrich-Schule wurden wir Juden, solange ich dort Schüler war, nie belästigt oder diskriminiert.

Wir arrangierten uns mit den anderen Schülern in unserer Klasse: Wir bildeten eine Clique und die anderen bildeten eine Clique.



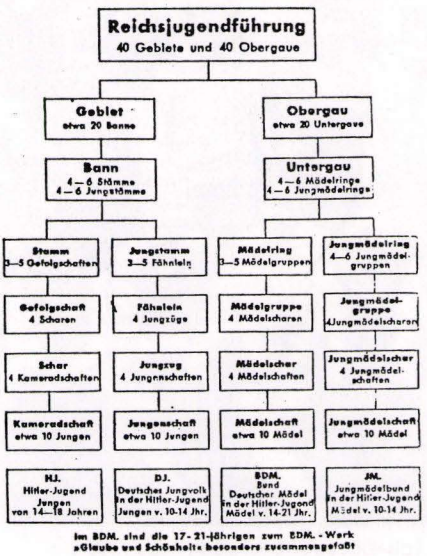
Klassenfoto aus der Kaiser-Friedrich-Oberrealschule, ca. 1934
20 der Schüler sind jüdisch; H.P.Messerschmidt: 2.Reihe von oben, 5.Schüler von links

Tag der Jugend

Der Bann 198 der Hitlerjugend und die Kreisausschüsse für Leibesübungen und Jugendpflege von Charlottenburg und Spandau veranstalteten am Sonntag in diesen beiden Bezirken einen Tag der Jugend. Die Veranstaltungen begannen in Spandau mit einem Werbemarsch der beteiligten Organisationen, während ein gleicher Werbemarsch durch die Charlottenburger Straßen führte. Nach einem Feldgottesdienst auf dem Rathausvorplatz in Spandau sowie Schauturnvorführungen der Charlottenburger Turngemeinde im Schiller-Realgymnasium begann um 1 Uhr am Rathaus Charlottenburg ein Gepäckmarsch nach Spandau. Auf allen Plätzen und Grünflächen Charlottenburgs wurden anschauliche Darstellungen aus dem Leben der Hitlerjugend und des Jungvolks geboten.

Den Höhepunkt fanden die Veranstaltungen mit einem Aufmarsch auf dem Schloßplatz in Charlottenburg. Der Gebietsführer der Berliner Hitlerjugend, Erich Jahn, nahm die Weihe von mehreren HJ-Fahnen und einer Jungvolksfahne vor. Anschließend marschierten die Formationen nach der Ausstelllungshalle II am Kaiserdamm ...

GLIEDERUNG UND AUFBAU DER HITLER-JUGEND



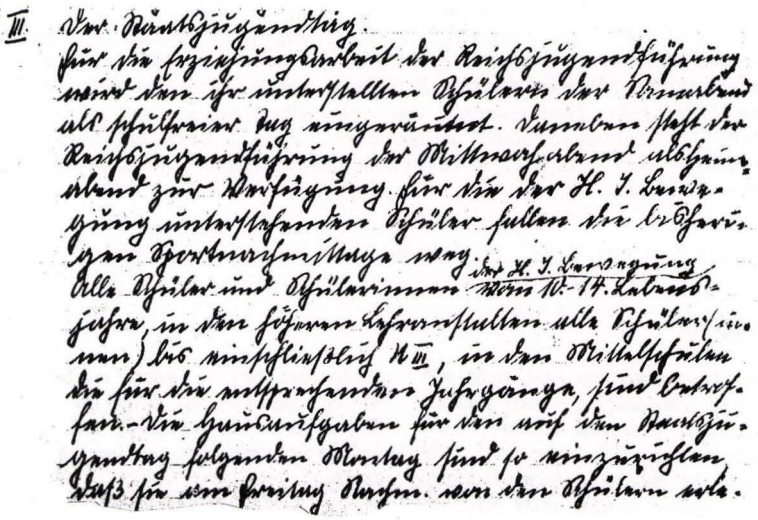
Die höchste Organisationsebene der Hitler-Jugend in Charlottenburg war der "Bann 198" mit Büro An-der-Heerstraße 88.

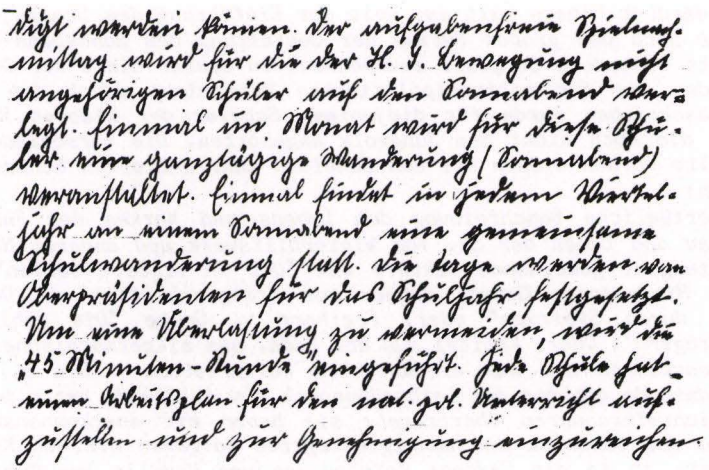
17: Die Eingliederung der Jugendlichen in die bestehenden Jugendorganisationen sind nach Kräften zu fördern.
III: Schule und Hitlerjugend
Im neuen Staat haben neben Elternhaus und Schule die Bünde, in erster Linie die Hitlerjugend, die bedeutsame Aufgabe, die Jugend zu vollbewußten Gliedern des nationasozialistischen Staates zu erziehen. Der Hitlerjugend stehen wöchentlich zwei Nachmittage zur freien Verfügung.

Aus der Chronik der 8.VS, 27.10.1933

... darüber hinaus galt es, seit der Einführung des Staatsjugendtages nach den großen Ferien der Gestaltung des Sonnabend-Unterrichts besondere Sorgfalt zuzuwenden, in erster Linie der Doppelstunde, die für nationalpolitischen Unterricht durch den Erlaß vorgeschrieben wurde für diejenigen Schüler der Klassen VI - U III, die noch nicht dem Jungvolk angehörten. Die verschiedensten Inhalte wurden diesen bei den Schülern sehr beliebten Stunden gegeben:
kindertümliche Beschreibung des Lebens und Werkes des Führers, Aufbau und Leben der SA, vom Winterhilfswerk und anderen NS-Einrichtungen, gemeinsame Lektüre wie "Die SA erobert Berlin" oder "Der Hitlerjunge Quex"; ferner von Kriegsschriften wie Dwinger "Zug durch Sibirien" oder: Freiherr v. Grote "Die Höhle von Beauregard". Oder: Kapitel aus der Edda, aus altgermarnischer Kulturgeschichte und aus altdeutschem Kulturleben. - Die 3. Sonnabendstunde gehörte den Leibesübungen; die 4. Stunde hatte ich den Studienreferendaren übertragen; sie haben mit anerkennenswertem Fleiß und Geschick die mannigfaltigsten Aufgaben mit den Kindern gelöst, so in den Sexten: Zeichnungen und Modelle zum Rüstungsstand Europas seit 1919, gemeinsamer Bau eines Luftschutzkellermodells. In den Quinten: Anfertigung einer Karte von Europa mit plastischer Darstellung der Verteilung des Auslandsdeutschtums in Europa. In den Quarten: Bastelarbeiten zur Siedlungskunde. Haus- und Dorfformen. In den Untertiteln Kartenkunde. Auslandsdeutschtum.
... Zur Charlottenburger <u>Leitung der H.J. und des Jungvolks</u> besteht nach wie vor das beste Verhältnis; das zeigt sich schon darin, daß die Jugendwalterstelle am Kaiserin-Augusta-Gymnasium, die der Erlaß über die Schulgemeinde für die H.J. vorsieht, die Bannführer von Charlottenburg, Herr Bernhard Schneider, selbst wahrnimmt.

Aus der Chronik des K.-A.-G., Schuljahr 1934/35





Der Staatsjugendtag.
Für die Erziehungsarbeit der Reichsjugendführung wird den ihr unterstellten Schülern der Sonnabend als schulfreier Tag eingeräumt. Daneben steht der Reichsjugendführung der Mittwochabend als Heimabend zur Verfügung. Für die der H.J. Bewegung unterstehenden Schüler fallen die bisherigen Sportnachmittage weg.
Alle Schüler und Schülerinnen der H.J. Bewegung vom 10. - 14. Lebensjahre, in den höheren Lehranstalten alle Schüler(innen) bis einschließlich U III, in den Mittelschulen die für die entsprechenden Jahrgänge, sind betroffen.- Die Hausaufgaben für den auf den Staatsjugendtag folgenden Montag sind so einzurichten, daß sie am Freitag Nachm. von den Schülern erledigt werden können. Der aufgabenfreie Spielnachmittag wird für die der H.J. Bewegung nicht angehörigen Schüler auf den Sonnabend verlegt. Einmal im Monat wird für diese Schüler eine ganztägige Wanderung (Sonnabend) veranstaltet. Einmal findet in jedem Vierteljahr an einem Sonnabend eine gemeinsame Schulwanderung statt. Die Tage werden vom Oberpräsidenten für das Schuljahr festgesetzt. Um eine Überlastung zu vermeiden, wird die "45 Minuten-Stunde" eingeführt. Jede Schule hat einen Arbeitsplan für den nat.pol. Unterricht aufzustellen und zur Genehmigung einzureichen.

Aus der Chronik der 8.VS, 21.8.1934

Heinz Oehlert:

Auf dem Klassenfoto von 1934 sieht man - auf einem Schulausflug - zwei uniformierte Jungen, außerdem mehrere Halbuniformierte mit "Kletterwesten", die eigentlich zur Mädchenuniform gehörten. Einzelne Schüler tragen auch Schülermützen mit Farben. Später wurden diese Mützen abgeschafft, aber die ersten Farbbalken, rot-weiß-rot und grün-weiß-grün, habe ich bestimmt noch getragen.



Klasse A6 der 15. Volksschule in der Richard-Wagner-Straße, 1934

n) die Reichsjugendführung will alle 10-14jähr. Jugend für Jungvolk bezw. Jungmädel erfassen.
o) die Aufnahme ist am 1. Mai 1936 abgeschlossen, im Herbst erst wieder Aufnahme der 12-13-14jähr. Mädels.
p) empfohlen H.J. Kalender z. Pr. von 1,80 RM.

n) Die Reichsjugendführung will alle 10 - 14jähr. Jugend für Jungvolk bezw. Jungmädel erfassen.
o) Die Aufnahme ist am 1. Mai 1936 abgeschlossen, im Herbst erst wieder Aufnahme der 12 - 13 - 14jähr. Mädels.
p) empfohlen H.J. Kalender z.Pr. von 1,80.

Aus der Chronik der 8.VS, 24.4.1936

Arbeitsbeschaffung

Die Beseitigung der Wirtschaftskrise in Deutschland - und vor allem der damit direkt zusammenhängenden großen Arbeitslosigkeit - zählte zu den zentralen Wahlversprechungen der NSDAP. Die Hoffnung, die Nationalsozialisten könnten dieses Versprechen nach der Übernahme der Regierungsgewalt einlösen, war selbst bei einem Teil derjenigen Wähler für die Stimmabgabe entscheidend, die im übrigen mit dem Parteiprogramm nicht übereinstimmten.
Tatsächlich verbesserte sich die Wirtschaftslage in den Jahren nach 1933, und insbesondere sank die Zahl der Arbeitslosen stetig; sie betrug im Januar 1933 ca. 6 Millionen, lag im selben Monat des Jahres 1935 bei ca. 3 Millionen, und im letzten Friedensjahr 1938 waren weniger als eine halbe Million Arbeitslose im gesamten Reichsgebiet registriert. Dieser Erfolg bei der Überwindung der wirtschaftlichen Notsituation und der Massenarbeitslosigkeit stellte sich allerdings keineswegs nur im von den Nationalsozialisten regierten Deutschland ein, sondern war weltweit in nahezu allen Industrienationen zu verzeichnen, weil allgemein der Krisengipfel überschritten war. Die gegenläufige, günstige Entwicklung setzte bereits im Dezember 1932 ein.
Die Mittel, mit denen die nationalsozialistische Regierung in Deutschland den wirtschaftlichen Aufschwung und die Verminderung der Arbeitslosigkeit anstrebte, unterschieden sich weniger im Prinzip, als vielmehr in ihrer rigorosen Durchsetzung von den Wegen, die in vergleichbaren anderen Staaten eingeschlagen wurden:
Wirtschaftsunternehmen, die sich bereit erklärten, zusätzliche Arbeitskräfte einzustellen, erhielten Steuerermäßigungen. Der Staat selbst vermehrte seine Ausgaben für ausgedehnte öffentliche Arbeiten (z.B. den Autobahnbau) und gab, insbesondere seit 1936, große, ständig steigende Geldsummen für die Wiederaufrüstung aus.
Zugleich wurden die Preise auf dem Zivilsektor kontrolliert; die Löhne hingegen, die nicht mehr autonom zwischen den Gewerkschaften und den Arbeitgebern ausgehandelt, sondern durch von der Regierung bestimmte "Treuhänder der Arbeit" festgesetzt wurden, blieben auf dem niedrigen Niveau der Krisenzeit.
Zusätzlich wirkten sich weitere Maßnahmen zugunsten einer Entlastung des Arbeitsmarktes aus, die nicht unmittelbar aus wirtschaftlichen Motiven verfügt worden waren: Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht im Jahre 1935 entzog für jeweils eine bestimmte Zeitspanne Arbeitskräfte dem Arbeitsmarkt; und einen in dieser Hinsicht ganz ähnlichen Effekt hatte die mit großem propagandistischem Aufwand und auch mit materiellen Anreizen wie Ehestandsdarlehen und Steuervergünstigungen verbundene Aufforderung an alle Frauen, sich ausschließlich der Familie zu widmen.
Die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung im gesamten Deutschen Reich spiegelt sich im kleineren Maßstab im Bezirk Charlottenburg wieder. Mit der wirtschaftlichen Erholung, die u.a. an der kontinuierlichen Steigerung der Gewerbeertragssteuer sowie der Lohnsummensteuer ablesbar ist, sank die Zahl der von der bezirklichen Wohlfahrt unterstützten Arbeitslosen; ebenso verringerte sich die vom Wohlfahrtsamt an Bedürftige ausgegebenen Volksspeisungen. Da Charlottenburg einen für den Gesamtberliner Durchschnitt hohen An-

teil von Kaufleuten, Gewerbetreibenden, Angestellten und Angehörigen künstlerischer sowie wissenschaftlicher Berufe hatte, verlief die Entwicklung allerdings langsamer als in Berlin insgesamt; denn diesem Personenkreis waren schwerer als Arbeitern und Handwerkern Arbeitsplätze zuzuweisen.
Zur Schaffung zusätzlicher Arbeitsplätze vergab der Bezirk größere Aufträge im Tief- und Hochbau (Umbau der Spandauer Chaussee, des Kaiserdamms, der Zufahrtsstraßen zum Reichssportfeld - Umbauten am Krankenhaus Westend, an verschiedenen Schulen und, ab 1934, Bau von "Sammelschutzräumen" (Luftschutzbunkern)). Dabei legte ein Beschluß des Bezirksamtes vom 2. Oktober 1933 fest, daß bei der Ausführung der bezirklichen Aufträge nur in beschränktem Maße Maschinen eingesetzt werden sollten, damit möglichst viele - auch ungelernte - Arbeitskräfte beschäftigt werden konnten.
Parallel zur Auftragsvergabe an die private Wirtschaft verstärkte das bezirkliche Wohlfahrts- und Jugendamt die schon in der Weimarer Zeit eingeführten Arbeitsfürsorgemaßnahmen. Sie sahen vor, erwerbslose Wohlfahrtsempfänger zu niedrigen Tariflöhnen für 13 bzw. 26 Wochen im einfachen Bürodienst oder bei Außenarbeiten (Sportplatzbau, Ausbau des Volksparks Jungfernheide u.ä.) einzusetzen.

Heinz Groth:

Ich habe immer wieder versucht, Arbeit zu bekommen und habe dann auch des öfteren kurze Zeit gearbeitet, mal vier Wochen, und dann wieder eine größere Pause. So habe ich mich mehr oder weniger durchgeschlagen. Aber eins muß ich sehr deutlich sagen: Ich habe vor 33 als Junggeselle mehr verdient, als nach 33 als Verheirateter! Die Bauleute waren alle zum größten Teil organisiert, und das schmeckte natürlich den Nazis nicht. Darum hat man uns den Stundenlohn, gleich als die Nazis ans Ruder kamen, herabgesetzt von 1,54 RM auf 1,25 RM und ein paar Wochen später auf 1,08 RM.

Lore Lohmüller:

Als Hitler kam, hofften die Verzweifelten wieder. Und viele, viele kamen in Arbeit. Mein Vetter kam z.B. in eine "Reichswollstelle". Da haben sie Lumpen verarbeitet. Ich weiß auch noch von anderen, daß die Arbeitslosigkeit stark zurückging, und daß die Meinung herrschte: "Na, was wollt ihr? - Er hat uns doch geholfen! Wir sind doch von der Straße, wenn wir ihn auch nicht lieben, aber er hat die Not beseitigt!" Die Löhne waren nicht gerade hoch. Aber für die, die vorher lange arbeitslos waren, war selbstverständlich auch ein geringes Entgelt besser als gar nichts.

Wolfgang Neuber:

Satt zu essen hatten wir immer. So wie heute natürlich nicht, daß man nun jeden oder jeden zweiten Tag Fleisch bekommt. Das gab es nicht! Das gab es bloß sonntags mal, aber in der Woche nicht. Es gab viel Eintopf, was ja heute nicht mehr üblich ist.

Heinz Oehlert:

Meine Mutter stammte aus Ostpreußen, sie war hier bei ihrer Schwester untergekommen, die in der Knesebeckstraße 22 eine Hauswartsstelle hatte. Da bekam sie ganz wenig Geld, und die Hauswartsstelle verlor sie auch noch, weil sie als Frau den Schwierigkeiten nicht ganz gewachsen war. Dann war sie auch arbeitslos. Sie ging als Waschfrau, als Reinemachefrau zu bestimmten Arbeitsstellen, manchmal ließ sie sich auch von einem Reinigungsinstitut vermitteln. Diese Arbeitslosigkeit war schon zu merken, allerdings nicht unter den Bewohnern dort in der Knesebeckstraße. Das waren ziemlich reiche Leute - bis auf uns.

Stellung: Sonder tion

Datum des Poststemp

Von der Ortsgruppe sind Sie als Arbeit suchend gemeldet. Sie wollen mir umgehend mitteilen, ob Sie noch erwerbslos sind und nachstehende Fragen beantworten:
Bei welchem Arbeitsamt gemeldet?
Bei welcher Vermittlungsstelle?
Auf der Meldekarte des Arbeitsamtes vermerkter Beruf.
Berufsgruppen-Nummer?
Ortsgruppe der P. O. ?
Sollte innerhalb eine[illegible] von Ihnen keine Antwor eingegangen sein, werden [illegible] bei der Vermittlung nicht mehr berücksichtigt.

Sonderaktion

H e i l H i t l e r !

Gau-Unterabteilungsleiter.

Postkarte vom 20.11.1934 der "Gauleitung Groß-Berlin" an arbeitslose Parteimitglieder

Pg. Max Rosenberg, Kön. Elis. Str. 4 Hof pt.

Sämtliche erwerbslose Parteigenossen die ihre Mitgliedschaft bis zum 30. Januar 1933 einschließlich erworben haben sollen sich am Montag den 14. I. 35 zwischen 8 Uhr früh bis Abends 20 Uhr auf der Kreisgeschäftsstelle Berlin-Spandau Rathaus melden. Steuerkarte und Parteiausweis mitbringen.

Zweck: Sonderaktion - Arbeitsbeschaffung!

Vorher bei der Ortsgr. Westend im Geschäftszimmer melden möglichst Freitag den 11. Jan. 35 zwischen 5 - 7 Uhr nachm.

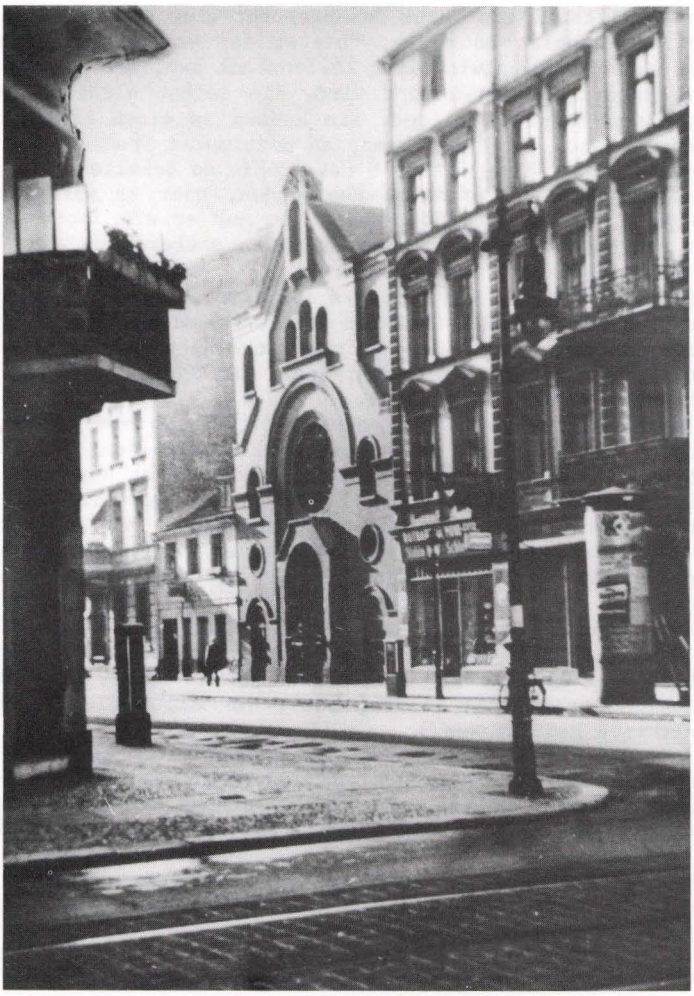
Der Tag für Anmeldung in Spandau ist nur einmalig. Nicht versäumen! Trotz die Meldung.

Ortsgruppe Westend Spandau. Heil Hitler

11 1 35 Pg. Werner Hrosek
Blockwartgehilfe

Diskriminierung der jüdischen Bevölkerung

Antisemitische Maßnahmen drängten die jüdische Bevölkerung Deutschlands von 1933 an Schritt für Schritt in eine gesellschaftliche, politische und rechtliche Isolation und bereiteten damit die physische Vernichtung vor. Diese Entwicklung war nicht eine unkontrollierte und unbeabsichtigte Begleiterscheinung der nationalsozialistischen Herrschaft, sondern bildete einen wesentlichen Bestandteil ihrer Ideologie. Zu welchen Konsequenzen diese Ideologie führen mußte, ist in Hitlers programmatischem Buch "Mein Kampf" ebenso deutlich enthalten wie im Parteiprogramm der NSDAP; sie wurden in zahlreichen parteioffiziellen Schriften genauso offen propagiert wie in den Reden der Parteiprominenz lange vor der Übernahme der Staatsgewalt.



Die Synagoge in der Schulstraße (heute Behaimstraße)

Ideologische Grundlage allerantisemitischen Maßnahmen war die nationalsozialistische "Rassenlehre", die zu einem angeblich wissenschaftlich beweisbaren Naturgesetz erklärt wurde. In ihrem Mittelpunkt stand die Behauptung, die gesamte Menschheit bestünde aus unterschiedlich wertvollen Rassen. Daraus wurde ein System konstruiert, in dem der "hochstehenden nordischen Rasse" alle anderen als grundsätzlich minderwertiger untergeordnet waren. Die niedrigste Stufe innerhalb dieses Systems wurde den Juden zugewiesen.
Aus dieser menschenverachtenden und wissenschaftlich vollkommen unsinnigen Einteilung leitete der Nationalsozialismus für sich das unumschränkte Recht des "rassisch wertvollen Ariers" zur Herrschaft ab. In diesem "Recht" eingeschlossen war auch die Beseitigung aller für "minderwertig" erklärten Menschen. Wie konsequent z.B. im herrschenden Sprachgebrauch diese Beseitigung als eine angeblich biologische Notwendigkeit vorbereitet wurde, belegt u.a. eine der vielen, zu diesem Thema von Alfred Rosenberg herausgegebenen Schriften: "Ein gutes Beispiel für eine derartige Auseinandersetzung", heißt es darin, "bietet der menschliche Körper. Er stellt einen hoch entwickelten Zellenstaat dar, der parasitär z.B. durch Bakterien unterwandert wird, die selbst nicht in der Lage sind, einen Staat zu bilden. Sie können in einem Körper wohnen, sie können sich dort vermehren, an bestimmten Stellen festsetzen. Sie sondern dort ihre Gifte ab (...). Ein so befallener Körper muß die eingedrungenen Parasiten überwinden, oder er wird von ihnen überwunden. Hat er sie überwunden, so muß er ein Interesse daran haben, auch seine Umgebung von ihnen zu säubern, um eine Infektion für die Zukunft zu verhindern."
Allein in den Jahren von 1933 bis zum Kriegsbeginn 1939 wurden mit einer Flut von über 250 Gesetzen und Verordnungen immer einschneidendere Maßnahmen gegen die jüdische Bevölkerung verfügt; in keinem anderen Bereich war die staatliche Bürokratie in vergleichbar akribischer Weise so produktiv.
Der Boykottaufruf gegen jüdische Einrichtungen vom 1. April 1933 (s. dort) erfolgte zwar mit offensichtlicher Duldung und Förderung durch das Regime, formell war es aber noch nicht direkt daran beteiligt. Bereits wenige Tage später setzte dann die offizielle, staatlich verfügte Entrechtung ein. Die formale Möglichkeit hierzu bot das "Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums" vom 7. April 1933. In diesem Gesetz taucht zum ersten Male - im Paragraphen 3 - der sogenannte "Arierparagraph" auf: "Beamte, die nicht arischer Abstammung sind, sind in den Ruhestand zu versetzen; soweit es sich um Ehrenbeamte handelt, sind sie aus dem Amtsverhältnis zu entlassen." (Als "Ehrenbeamter" galt, wer "nationale Verdienste" nachweisen konnte, womit vor allem die Teilnahme am I. Weltkrieg gemeint war.)
Im Sinne dieses Paragraphen war derjenige "nicht arisch", der von "nicht-arischen, insbesondere jüdischen Eltern oder Großeltern" abstammte; dabei reichte es nach der ersten Durchführungsverordnung zum Berufsbeamtengesetz bereits aus, wenn nur ein Großelternteil jüdisch war.
In kurzen Zeitabständen erfolgten per Übernahme des "Arierparagraphen" weitere Berufsverbote und Einschränkungen: Alle von diesem Paragraphen Betroffenen durften nicht mehr Rechtsanwälte werden, nicht mehr als Kassenärzte oder Patentanwälte tätig sein; im

Mai traf es die Arbeiter und Angestellten im öffentlichen Dienst, kurz danach die Hochschuldozenten; im September die bildenden Künstler, Musiker, Schriftsteller und Schauspieler, dann die Journalisten und Redakteure - immer neue Einzelverordnungen setzten Zug um Zug diese Diskriminierung fort. Sie führte sehr schnell zu einer generellen Unterteilung der gesamten Bevökerung in "Arier" und "Nichtarier", so daß für nahezu jede Berufsausübung zusätzlich zur fachlichen Qualifikation die Zugehörigkeit zur "arischen Rasse" nachgewiesen werden mußte. Dasselbe galt bald auch außerhalb des Berufslebens für die Mitgliedschaft in manchen Sportvereinen und sonstigen Freizeitorganisationen.
Dabei zeigte sich, daß der "Abstammungsnachweis" in der Praxis vielfach gar nicht eindeutig zu erbringen war; an die Stelle der angeblich wissenschaftlich zweifelsfreien biologischen Bestimmung trat daher das völlig willkürliche, mit naturwissenschaftlichen Erkenntnissen in keinem Zusammenhang mehr stehende Kriterium der Religionszugehörigkeit: Es wurde einfach verfügt, daß ein Großelternteil als jüdisch anzusehen sei, wenn die betreffende Person "der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört". Sich auch danach noch ergebende Zweifelsfälle - die z.B. aus unehelicher Herkunft entstehen konnten - wurden durch "Sachverständige für Rasseforschung" entschieden. Im Bezirk Charlottenburg waren das die Leiter des "Biologischen Instituts der Akademie für Leibesübungen" sowie der "Polyklinik für Erb- und Rassenpflege" die zur Erstellung entsprechender Gutachten amtlich ermächtigt waren.
Am 15. September 1935 verkündete der nach Nürnberg einberufene Reichsparteitag der NSDAP die "Nürnberger Gesetze"; der Reichstag, der dem Namen nach als deutsches Parlament noch bestand, aufgrund des Ermächtigungsgesetzes vom 24. März 1933 aber keine gesetzgebende Funktion mehr besaß, stimmte per Akklamation zu.
Zwei der in Nürnberg beschlossenen Gesetze leiteten die nächste Phase antijüdischer Praktiken des nationalsozialistischen Staates ein. Sie betrafen nicht mehr bestimmte berufsbezogene Gruppen, sondern den rechtlichen Status der gesamten jüdischen Bevölkerung Deutschlands:
Das "Reichsbürgergesetz" erklärte alle Juden zu Staatsbürgern minderen Rechts - sie galten nicht mehr als Staatsbürger, sondern nur noch als Staatsangehörige. Ihnen wurde das politische Stimmrecht aberkannt und die Ausübung öffentlicher Ämter untersagt. Auch jene jüdischen Beamten, denen bisher aufgrund ihrer nationalen Verdienste eine Sonderstellung zugestanden worden war, verloren jetzt diesen Schutz. Außerdem wurde neu definiert, wer nach dem Gesetzestext "Jude" zu sein habe.
Das "Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre" verbot "Eheschließungen zwischen Juden und Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes"; das Verbot galt auch für außerehelichen Geschlechtsverkehr; die im November 1935 folgende Durchführungsverordnung bezog in dieses Verbot die "Mischlinge" ein. Verstöße gegen das "Blutschutzgesetz" galten als schwere Vergehen und wurden entsprechend scharf - bis hin zur Todesstrafe - geahndet. Das Gesetz untersagte ferner die Beschäftigung von "weiblichen Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes unter 45 Jahren in jüdischen Haushalten."
Wie schon der im Berufsbeamtengesetz enthaltene "Arierparagraph",

so lösten auch die "Nürnberger Rassengesetze" eine bürokratische Lawine von Folgebestimmungen aus. Gemeinsam war ihnen, daß die jüdische Bevölkerung Deutschlands endgültig jede rechtsstaatliche Gleichberechtigung verlor und der willkürlichen Gewalt des Staates ausgeliefert war. Nach der Verkündigung der "Nürnberger Rassengesetze" waren vom "Arierparagraphen" zukünftig vermehrt auch die Partner von sogenannten "Mischehen" betroffen, die vor dem Eheverbot vom 15.9.1935 geschlossen worden waren. Das Erbrecht wurde so verändert, daß jüdischen Erbberechtigten kein Pflichterbteil mehr zustand; Juden mußten jedes 5000 Reichsmark übersteigende Vermögen melden; jüdische Handwerksbetriebe und Fabriken wurden registriert und mußten sichtbar als jüdisch gekennzeichnet werden; die "Tarnung" jüdischer Betriebe - indem etwa im Handelsregister als Inhaber ein "arischer" Familienangehöriger angegeben war - wurde verboten; jüdische Geschäftsleute erhielten keine Bedarfsdeckungsscheine für den Bezug knapper, kontingentierter Waren mehr. Alle Rechtsgeschäfte zwischen jüdischen sowie jüdischen und "arischen" Partnern - etwa Haus- und Grundstücksverkäufe - waren melde- und genehmigungspflichtig.

Aufgrund einer Anordnung vom 17. August 1938 hatten alle jüdischen Männer im Deutschen Reich - zu dem inzwischen auch Österreich gehörte - vom 1. Januar 1939 an den zusätzlichen Vornamen "Israel", alle jüdischen Frauen den zusätzlichen Vornamen "Sara" anzunehmen. Diese Namenshinzufügungen hatten auf allen offiziellen Papieren zu erscheinen und machten es möglich, den Unterzeichnenden sofort als einen Menschen minderen Rechts zu erkennen.

Am 5. Oktober 1938 wurden allen Juden die Reisepässe abgenommen. Die Pässe erhielten auf der ersten Seite ein drei Zentimeter großes "J" mit roter Farbe eingestempelt, das sie auch im Ausland als deutsche Juden kennzeichnete - sofern ihnen eine Ausreise überhaupt möglich war. Ferner waren alle Juden nach der Verordnung vom 23. Juli 1938 verpflichtet, bis zum 31. Dezember 1938 eine mit dem Buchstaben "J" sowie dem Namenszusatz "Israel" bzw. "Sara" versehene Kennkarte zu beantragen. Diese sogenannte "Judenkarte" mußte im Verkehr mit Ämtern und Behörden unaufgefordert vorgezeigt werden.

Registrierung und Kennzeichnung erleichterten die Überwachung weiterer Diskriminierungen, organisatorisch bereiteten sie zugleich den Judenprogrom in der Nacht vom 9. zum 10. November 1938 - die "Kristallnacht" - vor.

*Alfred Rosenberg war "Beauftragter des Führers für die Überwachung der gesamten geistigen und weltanschaulichen Schulung und Erziehung der NSDAP".

Rechtsstelle des Kreises.
In allen Rechtsangelegenheiten steht der Parteigenossenschaft die Rechtsstelle des Kreises zur Verfügung. Sprechstunden: Montag und Freitag von 19 bis 21 Uhr. Berlin-Spandau (Rathaus).
Der Stellvertreter des Führers, Pg. Hess, gibt folgendes bekannt:
Aus Mitteilungen geht hervor, dass Parteigenossen, die dem Judentum gegenüber gebotene Zurückhaltung vermissen lassen.
Unbeschadet der den in Deutschland lebenden Juden durch die geltenden Gesetze zugewiesenen Stellung und Betätigungsmöglichkeit verbiete ich daher allen Parteigenossen:
1. die Vertretung von Juden vor Gericht usw. gegen Parteigenossen,
2. Fürsprache für Juden bei staatlichen und anderen Stellen.
3. das Ausstellen von Bescheinigungen aller Art für Juden.
4. Annahme von Geldmitteln, die Juden für Parteizwecke geben wollen.
5. Verkehr mit Juden in der Öffentlichkeit und in Lokalen,
6. das Tragen von Parteiabzeichen durch Parteigenossen während der Stunden der sie als Angestellte in jüdischen Geschäften tätig sind.

Die Partei hat im Kampf gegen die Vorherrschaft des volkszerstörenden jüdischen Geistes in Deutschland ungeheuere Opfer bringen müssen und muss es als würdelos verurteilen, wenn zu einer Zeit, da immer noch Millionen deutscher Volksgenossen im Elend leben, Parteigenossen für die eintreten, die namenloses Unglück über unser deutsches Volk gebracht haben.
Verstösse gegen diese Anordnung werden parteigerichtlich geahndet.
München, den 16. August 1934.

gez. Rudolf Hess.
Heil Hitler!
gez. Heinsch
Ortsgruppenleiter

Aus dem Monatsrundschreiben für September 1934 der NSDAP, Gau Groß-Berlin, Ortsgruppe Westend

Deutsches Opernhaus Berlin – Der Intendant
Berlin-Charlbg. 4, den 12. Oktober 1934
Bismarckstr. 34/37
Fernruf: C o Fraunhofer 0231

Aushang

Die Anordnung, nach der das gesamte Personal die Urkunden über seine Abstammung im Monat August beizubringen hatte, ist zum großen Teil noch nicht befolgt worden.

Ich ersuche alle säumigen Mitglieder, die Papiere schnellstens beizubringen und in der Buchhaltung (Herrn Remling) persönlich abzugeben. Sollten wider Erwarten noch heute Schwierigkeiten in der Beschaffung einzelner Unterlagen bestehen, so haben die betreffenden Mitglieder sich dennoch in der Buchhaltung einzufinden und dort ihre diesbezüglichen Erklärungen abzugeben. Da das Ministerium die Erledigung der Prüfungsarbeit als dringlich in Erinnerung gebracht hat, werde ich mich genötigt sehen, Mitglieder, die der Anordnung nicht in kürzester Zeit Folge leisten, dem Ministerium namhaft zu machen.

Benötigt werden:

1.) die eigene Geburtsurkunde sowie 2 Lichtbilder
2.) die Geburtsurkunden der Eltern (An Stelle der Geburtsurkunden der Eltern genügt auch die Vorlage der Heiratsurkunde der Eltern, wenn aus dieser das Religionsbekenntnis beider Teile ersichtlich ist).

Verheiratete Personen haben außer ihrer Heiratsurkunde für ihre Ehefrau bezw. ihren Ehemann die gleichen Urkunden vorzulegen. Bei Mitgliedern, welche von ihren Ehegatten geschieden sind, ist die Vorlage einer Ausfertigung des Ehescheidungsurteils erforderlich.

Heil Hitler!
Wilhelm Rode

Der Präsident der
Reichstheaterkammer

Berlin W 62, den 27. April 1936.
Keithstraße 11
Fernsprecher: Sammel-Nr. B 5. 9001
Postscheck-Konto: Berlin 100 79

Geschäftszeichen Dr. Fi./Be. 7461/36.
(In der Antwort angeben)

Einschreiben

Herrn Wilhelm Schmieden-Schmidtgen,
Berlin – Charlottenburg,
Kirchenallee 11.

Aufgrund des § 10 der ersten Durchführungsverordnung zum Reichskulturkammergesetz vom 1.11.1933 (RGBl. I/797) schließe ich Sie hiermit aus der Fachschaft Bühne und damit aus der Reichstheaterkammer aus, da Sie die nach der Reichskulturkammergesetzgebung erforderliche Zuverlässigkeit und Eignung im Sinne der nationalsozialistischen Staatsführung nicht besitzen.

Durch diese Entscheidung verlieren Sie das Recht zur weiteren Berufsausübung auf jedem zur Zuständigkeit der Reichstheaterkammer gehörigen Gebiet.

Gegen diese Entscheidung ist das Rechtsmittel der Beschwerde an den Herrn Präsidenten der Reichskulturkammer zulässig; sie ist in doppelter Ausfertigung schriftlich bei der Reichskulturkammer, Berlin W.8, Wilhelmplatz 8-9, einzureichen.

Die Beschwerde kann auch bei der Reichstheaterkammer eingereicht werden.

Im Auftrage:

Corps „Pomerania-Silesia" Charlottenburg, den 18.1.34.

Hochverehrter Alter Herr, lieber Corpsbruder!

Wir sind durch den Allgemeinen Deutschen Waffenring (ADW), dem der WSC angehört, gezwungen, den Corpsbrüdern folgendes zu unterbreiten:

Der CC verpflichtet alle diejenigen Corpsbrüder, welche die Bedingungen, die unten als Abschrift der amtlichen Definitionen in Bezug auf die Arierfrage angeführt sind, nicht unterschreiben können, bis allerspätestens zum 30. Januar 34 dem Corps hiervon Mitteilung zu machen. Diejenigen Corpsbrüder aber, die diesen Bestimmungen über Abstammung und Versippung genügen, brauchen eine Erklärung nicht abzugeben. Sie übernehmen damit die Verpflichtung, durch ihr Schweigen eine ehrenwörtliche Erklärung in diesem Sinne nach bestem Wissen und Gewissen abgegeben zu haben.

Dieses Rundschreiben geht allen denjenigen Corpsbrüdern zu, diemweder die im Juni vorig. Jahres verschickten Muster der Zugehörigkeitsbedingungen zum ADW unterschrieben zurückgesandt haben, noch die Ende Oktober vorig. Jahres hinausgegangenen Fragebögen in Bezug auf die Urgroßeltern ausgefüllt haben. Wir teilen zugleich mit, dass in Fällen nichtarischer Abstammung oder jüdischer Versippung das Corps gemäss einem Rundschreiben des WSC-Führers zunächst nichts unternehmen soll, ihm die betreffenden Fälle aber bis zum oben angegebenen Zeitpunkt unter allen Umständen gemeldet haben muss.

Die Definitionen lauten:

Judenstämmling ist derjenige, unter dessen Eltern oder Grosseltern sich ein Halbjude oder Volljude befindet.
Jüdisch versippt ist, wer mit einer Frau verheiratet ist, unter deren Eltern sich ein Volljude oder Halbjude befindet.
Corpsbrüder also, für die einer der beiden Fälle zutrifft, haben uns davon Kenntnis zu geben. Dabei bitten wir zugleich um Angabe, wenn:

1) der Betreffende Frontkämpfer war (in der Zeit vom 1.8.14. bis 31.12.18),
2) er Inhaber des Verwundetenabzeichens ist,
3) er an den Kämpfen im Baltikum, in Oberschlesien oder gegen Spartakisten und Separatisten teilgenommen hat
4) der Vater oder ein Sohn im Weltkriege gefallen ist,
5) er vermöge des Alters oder Körperlicher Gebrechen oder aus sonstigen Gründen nicht Frontkämpfer sein konnte, aber am 1.8.14 bereits Alter Herr war und ausserdem:
   a) soweit er Beamter ist, am 1.8.14. planmässig angestellt war
   b) soweit er nicht Beamter ist, am 1.8.14. bereits eine Lebensstellung erlangt hatte.

Mit corpsbrüderlichen Grüssen
Heil Hitler

Corps „Pomerania-Silesia"

I.A. gez.
Hannmartin Niederstein(x), x

Der Kammergerichtspräsident

Berlin W 35, den 22. Juli 1938
Elßholzstrasse 32.

3830.D.39.38

An den Rechtsanwalt
Herrn Fritz Meyer
in Berlin-Steglitz

Persönlich !

2 Anlagen.

Im Auftrage des Herrn Reichsministers der Justiz übersende ich Ihnen in der Anlage 2 im Bereich der Reichsjustizverwaltung eingeführte Fragebogen für Sie und Ihre Ehefrau mit der Aufforderung, die Fragebogen binnen einer Frist von einer Woche ausgefüllt mir wieder einzusenden. In die Fragebogen ist, falls Sie oder Ihre Ehefrau früher der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört haben, auch ausdrücklich aufzunehmen, wann das der Fall gewesen ist. Die Vorlage Ihres Fragebogens darf nicht dadurch verzögert werden, dass Ihnen die unverzügliche Ausfüllung des Fragebogens über die Abstammung Ihrer Ehefrau nicht möglich ist. Sie sind weiterhin gehalten, Ihre Angaben in den Fragebogen, soweit sie Ihre oder Ihrer Ehefrau Vorfahren nicht als Juden im Sinne des § 5 der Ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 - RGBl.I S.1333- erkennen lassen, demnächst binnen einer weiteren Frist von 2 Wochen durch Vorlegung der Geburtsurkunde sowie der Heirats- und

abgesandt am 2.8.38. M.

Geburtsurkunden der Eltern und der Geburtsurkunden der Großeltern oder des Ahnenpasses zu belegen. Dabei weise ich darauf hin, dass Sie zur Abgabe der vorgeschriebenen Erklärungen bei Vermeidung dienstaufsichtlicher oder ehrengerichtlicher Massnahmen verpflichtet sind und dass Sie bei wissentlich falschen Angaben die Einleitung eines ehrengerichtlichen Verfahrens mit dem Ziele des Ausschlusses von der Rechtsanwaltschaft zu gewärtigen haben.

In Vertretung
gez. Krantz
Landgerichtspräsident.

Beglaubigt
Justizangestellter.

Charlotte Meyer:

Wir waren seit dem Mai 1937 zusammen, kannten uns aber schon seit 1936. Mein Mann galt nach den Nürnberger Gesetzen als Mischling I. Grades.
Er hat als Rechtsanwalt und Notar bis Januar 1933 in seiner Praxis gearbeitet, soweit ich das aus seinen Erzählungen weiß. Aufgrund einer Verfügung mußte er zunächst seine Praxis schließen, konnte sie dann aber weiterbehalten, denn er war Rechtsberater einer großen Firma, die Waffen und Munition herstellte.
Er versuchte eine Beglaubigung zu bekommen, daß wir die Ehe schließen konnten, aber das wurde uns verweigert.
Nachdem wir dann auch die Aufforderung bekommen hatten, mit Unterschrift zu versichern, daß wir uns von Tisch und Bett trennen, taten wir das zum Schein am 18. Januar 43.(Meine Tochter war inzwischen schon drei Jahre alt).

Der Präsident
des Landgerichts III
III.4/6[a] Sdbd.1/B.8[1].

14.0012

Berlin-Charlottenburg, den 10. April 1933
Tegeler Weg 17-20.

Herrn Notar
Erich M e y e r ,
Berlin=Reinickendorf-West,
Eichbornstr.48.

Anliegende Abschrift der Rundverfügung des Justizministers vom 7. April 1933 - I 6551 - zur gefl. Kenntnisnahme. Sie werden ersucht, binnen 3 Tagen mir anzuzeigen, wel-

che Maßnahmen Sie im Sinne der Art.97,98 Pr.F.G.Ges. getroffen haben und gegebenenfalls, welchem deutschstämmigen Notar Sie Ihre Akten in Verwahrung gegeben haben oder geben werden

In Vertretung
gez.Seelert
Landgerichtsdirektor

Beglaubigt
Justizangestellter

Auf die Eingabe vom 7.4.1933 wird auf die beiliegende RV. des Justizministers vom 7.4.1933 - I.6551 - verwiesen.

Abschrift

Der Preußische Justizminister. Berlin W.8, den 7.April 1933.
I 6551 . Wilhelmstraße 65.

Betrifft: Ausübung des Notariats.
Jm Anschluß an die RV.v.1.d.Mts.
- I 6522 -

Jüdische Notare, die auf Grund der nebenbezeichneten RV. anzeigen, daß sie sich bis zu einer anderweiten Regelung der Verhältnisse der Notare der Ausübung ihres Amtes enthalten werden, sind im Sinne des Art.97 PrFGG. als verhindert anzusehen, ihre Geschäfte wahrzunehmen. Es ist daher nach Art.97 und Art.98 PrFGG. zu verfahren, mit der Maßgabe jedoch, daß für die Verwahrung der Akten durch einen anderen Notar desselben oder eines benachbarten Amtsgerichtsbezirks nur ein deutschstämmiger Notar in Betracht kommt. Etwaige Anträge auf Bestellung eines Notariatsvertreters würden im Widerspruch stehen mit dem Jnhalt der unterzeichneten Verpflichtungserklärung, und bitte ich deshalb abzulehnen.

pp.

Der Kommissar des Reiches.
gez.Kerl.

Der Stellvertreter des Führers

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Eingegangen 1935 26. JULI

München, Brienner-Str. 45
Fernruf: 54901 und 56344

Stab
Dr.M.II/Wü.
2191.-J/L.-13.

24. Juli 1935.

Sachbearbeiter vorgelegt:

Wiedervorlage:

An den
Obersten Richter der Partei
Herrn Reichsleiter Major a.D. B u c h ,
z.Zt.:
M ü n c h e n .

Betrifft: Beförderung des Studienrats [redacted], Berlin.
(Jüdische Versippung des Studienrats [redacted]).

In der Anlage überreiche ich Ihnen die bei mir erwachsenen Akten betreffend Beförderung des Studienrats [redacted] zum Bezirksstadtrat in Berlin.

Es handelt sich um den Fall, dass die Ehefrau des Studienrats [redacted] unehelicher Abstammung ist und der Vater nicht festgestellt wurde. Zehn Jahre nach der Geburt der Frau [redacted] haben deren Verwandte versucht, den Vater festzustellen und sind zu der Vermutung gekommen, dass es sich um einen Juden handeln sollte. Gerichtliche Feststellungen durch das Vormundschaftsgericht liegen hierüber nicht vor, sondern lediglich die Ermittlungen der Verwandten.

Ich bitte Sie um Ihre Stellungnahme, ob unter diesen Umständen die jüdische Abstammung der Ehefrau des Studienrats [redacted] angenommen werden kann, oder ob mangels Feststellung des Vaters dieselbe als arisch gilt.

Ich bitte, gegebenenfalls bei der Prüfung auch darauf einzugehen, ob, wenn die arische Abstammung der Ehefrau als nicht erwiesen angesehen werden kann, Sie eine Beförderung des [redacted] wegen seiner besonderen Verdienste um die Bewegung zu befürworten in der Lage sind.

Für eine beschleunigte Erledigung der Angelegenheit wäre ich Ihnen dankbar.

Heil Hitler !

[redacted]

Anlagen.

I/3221/35 Kr/M. 5. Oktober 1935.

An den

Stab des Stellvertreters des Führers
z.Hdn. des Herrn [redacted]

München,
Briennerstrasse 45.

Betrifft: Beförderung des Studienrats [redacted]
Berlin-Charlottenburg 1, Charlottenburg Ufer 2/III,
(Jüdische Versippung des Studienrats Lüdersdorf).

In obiger Sache übermittelten Sie unter dem 24.7.35 Vorgänge mit dem Ersuchen um Stellungnahme, ob die Ehefrau des Pg. [redacted] als arisch anzusehen ist oder nicht. Wie aus den Unterlagen ersichtlich, ist Frau [redacted] als uneheliches Kind geboren. Die Vaterschaft konnte laut Vormundschaftsakten niemals festgestellt werden. Erst zehn Jahre nach ihrer Geburt glaubten die Verwandten in einem Juden den Kindsvater festgestellt zu haben. Für diese Auffassung sind aber keinerlei Beweise vorhanden. Die uneheliche Mutter selbst hat solche Ansprüche niemals geltend gemacht.

Die Vermutung spricht dafür, dass ein in Deutschland geborenes Kind so lange als arischer Abstammung zu betrachten ist, bis der Beweis des Gegenteils erbracht ist. Ein derartig eindeutiger Beweis konnte in Sachen der Frau [redacted] nicht angetreten werden.

Frau [redacted] hat daher als arische Abstammung im Sinne des § 3 Abs. 1 der Satzung zu gelten. Es besteht demgemäss keinerlei Hinderungsgrund, dass der Ehemann Pg. [redacted] nicht zum Bezirksstadtrat in Berlin befördert werden sollte.

Im übrigen darf auf die Stellungnahme des stellv. Gauleiters [redacted] vom 18.7.35 verwiesen werden, indem dieser dem Pg. [redacted] ein gutes Zeugnis ausstellt.

Dem Pg. [redacted] wurde am 28.9.35 von hier aus telegrafisch mitgeteilt, dass die Entscheidung im positiven Sinne erging und er von Ihnen aus abschliessenden Bescheid erhält.

In der Anlage folgen die von Ihnen überlassenen Unterlagen zurück.

gez.: [redacted]

Beglaubigt:

Der Leiter der Geschäftsstelle:

[redacted]

Berlin - Charlottenburg, den 17. 10. 1930.
Herschelstr. 14/15.

Herrn Fabrikdirektor Josef S c h i m e k

G e r s d o r f a. Adler.

Sehr geehrter Herr Schimek !

Der anliegende Taufschein ist eine wörtliche Abschrift aus dem Taufbuch. In diesem Taufbuch ist der Vater Ihrer Adoptivtochter als mos. eingetragen. Das sind Tatsachen, die sich nicht ändern lassen.
Nach Ausweis des Taufbuches hat die Geburt in der städtischen Frauenklinik, Charlottenburg, Sophie Charlotte Str. 116 stattgefunden. Hier wird bei der Aufnahme die Religionszugehörigkeit der Eltern festgestellt. Auf eine Anfrage im Aufnahmebüro der städtischen Frauenklinik wurde mir mitgeteilt, daß die Kartothekkarten von 1925 nicht mehr vorhanden sind. Das ist schade, denn auf diesen Karten ist auch die Religionszugehörigkeit der Eltern vermerkt.
Da von der Verwaltung der städtischen Frauenklinik die Anmeldung der Geburten beim Standesamt Charlottenburg, Berlinerstr. Rathaus erfolgt, müßte eine evtl. anzufordernde Geburtsurkunde über die Religionszugehörigkeit Auskunft geben. Tatsache ist, daß die Religionszugehörigkeit von der Kindesmutter gefordert wird. Man kann daher wohl kaum annehmen, daß die Kindesmutter ihren Ehemann als Kindesvater als mos. angibt, wenn er tatsächlich evangelisch gewesen wäre.
Wie Sie weiter aus den nachstehenden Ausführungen entnehmen wollen, würde selbst ein Übertritt vom Judentum zur evangelischen Kirche sachlich nichts ändern.
Enthält die Eintragung eines Personenfalles in dem Kirchenbuch einen Hinweis auf jüdische Abstammung, sei es durch Angabe der jüdischen Religionszugehörigkeit eines oder beider Elternteile, durch jüdische Vornamen der Eltern oder auf andere Weise, so dürfen keine verkürzte Urkunden ausgestellt werden.
Enthält zwar die betreffende Eintragung selbst keinen solchen Hinweis, ist aber dem Kirchenbuchführer die jüdische Abstammung der in der angeforderten Urkunde genannten Person bekannt, weil sich z.B. früher die Eltern in der gleichen Kirche taufen ließen, so ist auf der Rückseite der auszustellende Urkunde ein entsprechender beglaubigter Vermerk anzubringen. Auf der Vorderseite ist auf diesen Vermerk deutlich hinzuweisen.
Durch einen evtl. Vorgenommenen Religionswechsel bleibt man, was man gewesen ist.
Auf Grund dieser Ausführungen werden Sie verstehen, daß von hier in der Angelegenheit nicht unternommen werden kann.

Heil Hitler !

Kurt Freudenthal:

Manfred Levi und ich haben oft in einem großen Konfitürengeschäft an der Wilmersdorfer/Ecke Bismarckstraße eingekauft. In diesem Geschäft war eine Verkäuferin, so eine blonde Frau, bei der wir jahrelang gekauft hatten. Und wenn wir reinkamen, dann hatte es immer überfreundlich geheißen: "Herr Levi hin, Herr Levi her" usw. Als dann der Antisemitismus Mode wurde, da ging diese Frau zur Ortsgruppe und sagte: "Der Herr Freudenthal verkehrt mit dem Juden Levi! Die kaufen immer bei mir!" Die hat uns also angeschwärzt. Da wurde ich rüberzitiert zur Ortsgruppe, und da hieß es: "Herr Freudenthal, uns ist bekanntgeworden, daß Sie mit dem Juden Levi verkehren!" "Herr Levi ist doch ein sehr anständiger Mensch!" entgegnete ich. "Es gibt keine anständigen Juden, merken sie sich das mal!" sagte der NS-Amtswalter. Von da an passierte es dann öfter, daß wir angepöbelt wurden, z.B. wenn wir auf der Straße zusammen gingen.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Der "Stürmer" war ein antisemitisches Hetzblatt und wurde von Julius Streicher herausgegeben, dem Gauleiter von Franken. Wie auch anderswo, so wurde der "Stürmer" in Charlottenburg in großen Kästen ausgehängt.
Nach meiner Erinnerung stand einer in der Nähe der Wilmersdorfer Straße. Ich beobachtete, wie der "Stürmer" auf die Passanten wirkte.
Ich hatte den Eindruck: Manche schrien begeistert mit (etwa: "Die haben ja recht! Das ist richtig, was der "Stürmer" über dieses Judenpack sagt!"). Man bemerkte aber auch manchmal Leute, die leicht den Kopf schüttelten und Blicke tauschten. Es schien doch Leute zu geben, die nur den Mund hielten, weil sie einen "Maulkorb" umhatten. Ich hörte aber auch Leute, die mich kannten, laute Bemerkungen machen, die mir schon fast heldenhaft vorkamen. Ich gab diesen Leuten manchmal einen leichten Schubs, sagte leise: "Achtung, der SA-Mann da hinten könnte gucken!"
Ich erinnere mich an einen älteren Herrn, der den "Stürmer" mit den Worten kommentierte: "Das ist ja unerhört!" Die Umstehenden hielten den empörten Mann zurück.

Charlotte Israel:

In Charlottenburg habe ich meinen Mann kennengelernt. Er war Jude. Vor der Hochzeit (Juli 1933) machte mein Schwager Schwierigkeiten. Er war ein hundertprozentiger Nazi. Meinem Bruder gegenüber äußerte er die Absicht, meinen Bräutigam auf dem Wege zum Standesamt von der SA verhaften zu lassen. Er wollte keinen Juden in der Familie haben.
Ich hatte auf dem Wege zum Standesamt große Angst. Seinerzeit wurden ähnliche Aktionen von der SA durchgeführt, ohne daß jemand dafür bestraft wurde. Der Schwager machte seine Drohung nicht wahr, weil meine Mutter dagegen war. Selbstverständlich kamen er und meine Schwester nicht zur Hochzeit. Bei der Trauung war der Standesbeamte betont kühl.

Wally Grodka:

Am 16. Februar 1934 verlobten wir uns in aller Stille. Nach ungefähr drei Monaten wurde ich auf die Ortsgruppe Roscherstraße 2 zitiert. Man habe von dem Verlöbnis Kenntnis erhalten und man fühle "Verantwortungsbewußtsein", darum wolle man mich aufklären über die "bösen Juden". Schon damals schilderte man mir, was kommen würde und daß man nicht zurückschrecken würde, gewaltsame Trennungen vorzunehmen. "Das Rassenproblem wird und muß durchführt werden mit allen Mitteln." Trotz der Ankündigung und Durchführung des teuflischen Plans habe ich nie bereut, einen Juden geheiratet zu haben.
Im Mai 1935 sickerte es durch, daß Gesetze in Vorbereitung waren, die es verbieten, daß Juden mit Nichtjuden eine Ehe eingehen. Schnellstens besorgten wir die erforderlichen Papiere und bestellten das Aufgebot. Zeitweise hörte man davon, daß einige Standesbeamte sich weigerten, solche Paare zu trauen. Bangen Herzens warteten wir auf den 6. Juni. Es ging alles gut.
Vom Standesamt kommend, trafen wir uns mit meiner Mutter und Ina bei Quick zum Hochzeitsschmaus. Löffelerbsen mit Speck und anschließend ein Stück Mokkatorte mit Schlagsahne gab es zum Feiertag. Welch ein Genuß! Ich glaube, wir waren glücklicher als manch anderer. Am Abend ging es in den Ufapalast am Zoo, wo wir den Film "In goldenen Ketten" sahen. Das passte gerade so für uns.

Keine Hausgemeinschaft mit Juden

Berliner Amtsgericht löst Mietverhältnis auf

Berlin, 17. September.

An dieser Stelle wurde wiederholt der Standpunkt vertreten, daß einem rassebewußten Volksgenossen eine Hausgemeinschaft mit einem Juden nicht zugemutet werden könne, da sie nur zwischen deutschblütigen Menschen möglich sei. Sie können daher mit Recht ein Zusammenleben mit Juden unter einem Dach, das eine erhebliche Störung des Wohnrechtes bedeute, ablehnen. Diese Auffassung von der Hausgemeinschaft wurde, wie wir seinerzeit ausführten, auch von einem deutschen Gericht geteilt. Es stellte fest, daß es einem deutschen Menschen nicht zugemutet werden kann, mit einem Juden in einem Hause zu wohnen. Die fristlose Kündigung eines Mietvertrages durch einen Arier wurde für zulässig erklärt, weil ihm verschwiegen worden war, daß eine andere Wohnung im gleichen Hause einem Juden überlassen worden war.

Eine noch weitergehende Entscheidung wurde jetzt vom Amtsgericht Charlottenburg getroffen. Sie hebt das Mietverhältnis der Parteien auf und legt dem zur Räumung der Wohnung verurteilten Juden auch die Kosten des Verfahrens auf. Der der Klage zugrunde liegende Tatbestand ist folgender:

Die Klägerin ist eine gemeinnützige Baugenossenschaft, die ihren jüdischen Mieter zur freiwilligen Lösung der Mietverträge aufforderte. Der Jude weigerte sich, den berechtigten Forderungen der Vermieterin zu entsprechen. Die Genossenschaft strengte daher eine Klage auf Lösung des Mietverhältnisses und Räumung der Wohnung an und begründete sie folgendermaßen:

Sie sei als gemeinnütziges Wohnungsbauunternehmen berufen, Wohnungen zum Nutzen der deutschen Gemeinschaft zu schaffen und zu erhalten. Eine Hausgemeinschaft könne mit den Juden nicht mehr in Betracht kommen. Das Verbleiben des Angeklagten bedeute bei der anerkannten Feindschaft des Judentums gegenüber dem Deutschen Reich eine erhebliche Belästigung der arischen Mieter. Die Gemeinschaft habe auch im Sinne des § 2 des Mieterschutzgesetzes ein erhebliches Interesse an der Herausgabe der Wohnung, um sie wohnungsuchenden deutschen Volksgenossen zu geben.

In den Entscheidungsgründen des Gerichts heißt es, daß der Klage der Erfolg nicht versagt bleiben könne. Im vorliegenden Falle handle es sich bei der Vermieterin um ein gemeinnütziges Wohnungsbauunternehmen, dessen gestalteter Wohnraum der deutschen Volksgemeinschaft und deren Gesundheit dienen soll. Von der deutschen Volksgemeinschaft sind aber die im Deutschland wohnenden Juden ausgeschlossen. Mit dieser geminderten Rechtsstellung der Juden ist es nicht vereinbar, daß sie solche Rechtsbeziehungen zu gemeinnützigen Einrichtungen des deutschen Volkes fortsetzen, welche ihren Verbleib inmitten einer deutschen Einzelgemeinschaft, wie es die Hausgemeinschaft ist, ermöglichen. Wenn der Beklagte sich weigert, dem deutschen Gemeinschaftsziel zu weichen, so stellt sich sein Verhalten nach geltender Rechtsentwicklung als eine erhebliche Belästigung im Sinne des § 2 des Mieterschutzgesetzes dar, welche zur Aufhebung des Rechtsanspruches durch Richterspruch führen muß. Auch die Anwendbarkeit vertraglicher Einzelbestimmungen aus Verträgen der Vergangenheit, so entschied das Gericht weiter, die im Widerspruch zu der heutigen geminderten Rechtsstellung der Juden im nationalsozialistischen Deutschland stehen, muß verneint werden. Das dauernde Wohnen in dem Haus der Klägerin wurde dem Juden unter ganz anderen Verhältnissen im Jahre 1926 eingeräumt. Die damals ausgesprochene Gleichstellung ist indessen heute auf weitesten Lebensgebieten überwunden und jedenfalls innerhalb von gemeinnützigen Einrichtungen nicht mehr vertretbar.

Dieser Vertragsklausel mußte daher die Rechtswirksamkeit versagt werden, weil sie gegen unabdingbare Rechtsvorstellungen des deutschen Volkes verstößt.

M. Bö.

Völkischer Beobachter, 18.9.1938

Wally Grodka:

Nie werde ich vergessen, wie wir tagelang auf Wohnungssuche waren. Mit hungrigem Magen von früh bis spät auf den Beinen. Verzweifelt liefen wir durch die Straßen, ohne einen Pfennig in der Tasche. In den Lokalen am Kurfürstendamm sitzen die Bonzen mit ihren Weibern und stochern gelangweilt in der Schlagsahne herum. Dazu die Dünste aus den Küchen, die uns erbarmungslos in die Nase steigen. Ein furchtbarer Haß kommt in uns auf und der Wunsch, uns einmal an etwas Schönem sattzuessen. Es bleibt bei dem Wunsch! Abgespannt kommen wir mit kle-

briger Zunge am Olivaer Platz an. Wieder waren unsere Wege vergebens. Was sagen wir zu Hause?
Endlich! Nach Tagen größter Nervenanspannung eine Aussicht auf eine Wohnung in der Droysenstraße 6. Aber wie fangen wir es an? Mit wenig Hoffnung machen wir uns auf den Weg. Zunächst nach der Richard-Wagner-Straße zur Wohlfahrt, um dort eine Bescheinigung zu erhalten, aus der hervorgeht, daß ein Teil der Miete von dort aus gedeckt ist. Eine Überraschung! Wir erhalten das Gewünschte. Dann auf zur Wirtin der neuen Wohnung, die in Niederschönhausen wohnt. Dort gibt es einen Dämpfer. Wohlfahrtsempfänger und noch dazu Juden sind "eine wenig angenehme Angelegenheit". Die Bescheinigung langt bei weitem nicht, und alle Beteuerungen, daß der Rest der Miete durch Abvermietung einkomme und direkt an die Wirtin gezahlt werden soll, bleiben unerhört. Erst müssen die Untermieter da sein, dann sollen wir wiederkommen. Wie wir das machen, bleibt uns überlassen.

EXHIBIT 160 53

Max Seidel.

Berlin-Charlottenburg, d.18.3.46
Kranzallee 23

Military Government
Financial Division,

Berlin - Dahlem.

Boltzmannstr. 3.
Zimmer 313.

Gemäß Ihrer Aufforderung mache ich über die Arisierung der

Aronwerke Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, Berlin-Charlottenburg,
(jetzt Heliowatt Werke Elektrizitäts-Aktiengesellschaft)

nach meiner Erinnerung folgende Angaben

Die ersten wesentlichen Schwierigkeiten entstanden Anfang 1933 aus Anlaß des Boykotts der jüdischen Unternehmungen. Die Aronwerke, deren Vorstandsmitglied ich seit 38 Jahren bin, wurden mit Rücksicht auf ihr Behördengeschäft, sie lieferten Elektrizitätszähler für öffentliche Stromversorgungswerke, besonders hart betroffen, das durch die Tochtergesellschaft Nora - Radio G.m.b.H. betriebene Rundfunkgeschäft erlitt einen katastrophalen Rückschlag, die Arbeiter mußten zu Hunderten entlassen werden. Die finanziellen Verhältnisse des Unternehmens, falls nicht Wandel geschaffen wurde, drohten bedenkliche Formen anzunehmen. Der Vorstand der Gesellschaft bestand damals aus

Quelle: Dokumentationsstelle zur NS-Sozialpolitik

den Herren Gottschalk (Jude)
Schoder
und meiner Person,
der Aufsichtsrat aus den Herren
Ingenieur Manfred Aron (Hauptaktionär)
Prof Dr. Ferd. Blumenthal
Dr. Paul Wallich (Bankhaus Dreyfuß & Co. Berlin
Dr. Josef Schilling (Commerzbank Berlin) .

Die Situation war für die Aufrechterhaltung des Betriebes in hohem Maße kritisch. Als einzigem nicht jüdischen Vorstandsmitglied des Unternehmens in Berlin - Herr Schoder war Leiter der Fabrik Schweidnitz in Schlesien- veranlaßte mich der Vorsitzende des Aufsichtsrates, Herr Manfred Aron, der N.S.D.A.P. beizutreten, um auf diese Weise zu versuchen, der parteipolitischen Schwierigkeiten Herr zu werden oder sie doch wenigstens auf ein erträgliches Maß abzuschwächen. Die N.S.D.A.P. Instanzen forderten zunächst schärfstes Vorgehen gegen die jüdischen Angestellten und deren restlose Beseitigung aus dem Betriebe. Gegen Mitte 1933 wurde der Aufsichtsrat arisiert, da nach den seinerzeitigen Vorschriften Juden in der Minderheit sein mußten. Herr Aron mußte die Parteimitglieder

Paul Rohde
und Bankier Paul Hamel Gemeinschaft Bankhaus Berlin

in den Aufsichtsrat aufnehmen.
Die durch das Vorantreiben der Arisierung durch die N.S.D.A.P. entstandenen Schwierigkeiten wurden für das Unternehmen allmälig immer größer und erreichten ihren Höhepunkt im Laufe des Jahres 1935. Die Gauleitung drängte auf Verkauf der Aktien. Durch den Aufsichtsrats-Vorsitzer Rohde wurde, um die Parteigrundsätze durchzuführen, im übrigen ohne sonstigen sachlichen Grund, der vollkommen sach-und branchefremde Obersturmbannführer

Georg Boness

als weiteres Vorstandsmitglied bestellt. Rohde hatte die Absicht, die Aktien unter Mitwirkung von Boness an sich zu bringen, Boness wollte mich unter anderem veranlassen, die Bewertung der Aktien mit der Hälfte des tatsächlichen Wertes zu vertreten, was ich selbstverständlich ablehnte. Rohde hat dann, wie mir Herr Aron ausdrücklich mitteilte, sich bei ihm wiederholt für meine Entlassung eingesetzt. Herr Aron wurde von der Gestapo mehrmals verhaftet und mußte sich unter dem Zwange der Verhältnisse schließlich bereit finden, die Aktien abzugeben. Der Verkauf erfolgte im August 1935 an die Deutsche Bank, Berlin, nach meiner Erinnerung zum Kurse von ca. 83 %. Die Deutsche Bank hat auf Herrn Aron einen Zwang zum Verkauf nicht ausgeübt, die Aktien wurden vereinbarungsgemäß bezahlt und abgerechnet. Im gleichen Monat (August 1935) wurde ich durch einstweilige

Verfügung, am 14. November 1935 durch Beschluß des Kreisgerichtes I wegen Unterstützung der Juden aus der N.S.D.A.P. ausgeschlossen.

Die letzte Nachricht von Herrn Aron erhielt ich vor einigen Jahren, genauer Termin ist mir nicht mehr in Erinnerung, seine Adresse war New York, Frankonia Hotel.

Max Seidel

Witnessed: Berlin 19 March 1946 +

Hans Lenz Lt Col Civilian

Elizabeth J. Kolberg

Die Arisierung der Heliowatt Werke (Aronwerke)

Elektrizitäts-Aktiengesellschaft, Berlin

Ich schicke folgendes voraus:

Ich gehöre den Unternehmen Aronwerke bezw. Heliowatt Werke Elektrizitäts-A.G. seit Januar 1907 - also nahezu 40 Jahre - als Ingenieur bezw. Vorstandsmitglied an. Ich übernahm im Jahre 1915 die Leitung des Werkes Schweidnitz i/Schlesien.

Mit den Familien Aron und Gottschalk verband mich ein enges Vertrauens- und Freundschaftsverhältnis. Ich war bei meinen regelmässigen Besuchen in Berlin stets als Gast bei ihnen und habe alle Angelegenheiten persönlicher und geschäftlicher Art mit ihnen besprochen. Ich habe als Vertrauensmann der genannten Familien alle Schritte nur nach vorheriger Besprechung und im Einvernehmen mit ihnen unternommen. Ich habe u.a. erreicht, dass Herr Aron als Mitglied des Aufsichtsrates und Herr Gottschalk als Mitglied des Vorstandes auch nach 1933 verbleiben konnten, trotzdem zunächst kategorisch ihre Entfernung verlangt wurde.

Unsere Firma wurde im Jahre 1933 in Heliowatt Werke umgeändert und zum Aufsichtsratsvorsitzenden Herr Paul Rohde, zum Stellvertreter Herr Paul Hamel gewählt.

Anfang 1935 besuchte ich wie üblich eine Anzahl unserer Hauptabnehmer (städtische Elektrizitätswerke), um Aufträge hereinzuholen. Ich musste einen erheblichen Stimmungsumschwung feststellen.

Die Boykottbewegung, die schon seit 2 Jahren gegen unsere Firma auf Veranlassung der N.S.D.A.P. im Gange war, hatte auch solche Abnehmer erfasst, die uns bisher treu geblieben waren. Meine Freunde sagten mir, dass von oben her die Anweisung ergangen sei, bei jüdischen Firmen nichts mehr zu kaufen. Trotz unserer Firmenänderung galten wir aber immer noch als jüdische Firma. Damit ging es um die Existenz

unseres Unternehmens, um die Beschäftigung von mehr als 3 000 Arbeitern.

Ich traf mich mit Herrn Aron in Leipzig und berichtete ihm über diese Reiseergebnisse. Herrn Aron war sofort klar, wie gross die Gefahr für das Unternehmen war, und er wollte überlegen, was zu tun sei.

Im Laufe des März 1935 wurde ich von unserem Aufsichtsratsvorsitzenden Paul Rohde zu einer ausserordentlichen Aufsichtsratssitzung nach Berlin gerufen.

In Berlin setzte ich mich zuerst mit meinem Kollegen Gottschalk in Verbindung und erfuhr zu meiner Ueberraschung, dass Herr Aron verhaftet sei. Man werfe ihm Devisenschiebung und Greuelpropaganda vor. Wir wussten, dass beides nichtige Vorwände waren. Ich besuchte Frau Aron, die mir dasselbe sagte und hinzufügte, dass ein gewisser Oberregierungsrat Dr. von Steinmeister von der Gestapo die Untersuchung unter Anwendung starken Druckes führe.

Am nächsten Tag fand die Aufsichtsratssitzung statt, in der unser eigener Aufsichtsratsvorsitzer Rohde in scharfer Form gegen unsere Firma loszog. Um hier Wandel zu schaffen, hätte der Aufsichtsrat beschlossen, ein altes Parteimitglied, den Obersturmbannführer Boness, in den Vorstand zu berufen.

Herr Aron hätte bereits seine Zustimmung gegeben.

Am Tage nach dieser Sitzung wurde Herr Aron aus der Haft entlassen. Schon daraus ist zu ersehen, dass es sich um keine Greuelpropaganda oder dergl. gehandelt hat. Ich besuchte ihn sofort und konnte heraushören, dass er schwere Tage durchgemacht hätte. Er erwähnte besonders den Namen von Steinmeister und sagte mir, dass er, um freizukommen, schliesslich der Ernennung des Boness zugestimmt habe.

Das neue Vorstandsmitglied Boness hatte keine Ahnung von unserer Fabrikation und erschwerte uns das sowieso schwere Arbeiten noch mehr. Es war uns klar, dass Boness die Aufgabe hatte, die Arisierung vorzubereiten und in die Wege zu leiten.

Im Juni 1935 erhielt ich von Herrn Gottschalk die Mitteilung, dass Herr Aron erneut verhaftet sei, man werfe ihm die gleichen Vergehen vor wie im März. Frau Aron bat mich, nach Berlin zu kommen. Ich hatte eine eingehende Unterredung mit ihr bei dem befreundeten Rechtsanwalt Abrahamsohn, weil sie in ihrer Wohnung überwacht wurde. Ich erfuhr, dass die Haft des Herrn Aron diesmal viel strenger sei als im März, sie hätte noch keine Erlaubnis erhalten, ihn zu besuchen. Der Grund der erneuten Festnahme sei ihr unbekannt, die erhobenen Anschuldigungen seien genau so aus der Luft gegriffen wie das erste Mal. Sie hätte erfahren, dass von der N.S.D.A.P. ein Herr Waldking beauftragt worden sei, den Fall Aron zu bearbeiten, und sie bat mich dringend, mich mit diesem Herrn in Verbindung zu setzen, um eine Freilassung ihres Mannes zu erwirken.

Es gelang mir, eine Unterredung mit Waldking herbeizuführen, der mir sofort sagte, dass die Gauleitung der N.S.D.A.P. beschlossen hätte, die Arisierung nunmehr durchzuführen. Der massgebende Mann der Gauleitung sei der stellvertretende Gauwirtschaftsberater Döpke: Ich bat Waldking, mir eine Unterredung mit diesem Mann zu vermitteln. Diese

Unterredung fand im Beisein Waldkings in der Gauleitung Berlin statt. Döpke bestätigte die Angaben Waldkings und sagte mir, dass Waldking mit der Durchführung der entsprechenden Massnahmen beauftragt sei. Er verlangte von mir einige Informationen über unser Unternehmen und insbesondere über den Wert der Aktien. Da ich über diesen Punkt häufig mit Herrn Aron und Herrn Gottschalk gesprochen hatte (wir hatten dabei 105 - 110 % angenommen), nannte ich zunächst 120 - 125 %, wies aber darauf hin, dass der innere Wert erheblich höher sei. Ich fragte Döpke, warum eigentlich Herr Aron erneut verhaftet worden sei und ob er nicht freigelassen werden könne.

Döpke sagte, Aron würde sofort entlassen, wenn er sich mit dem Verkauf seiner Aktien einverstanden erkläre; ich sagte ihm, dass es darauf ankomme, was man ihm biete.

Ich hatte Gelegenheit, noch einige Male mit Waldking zu sprechen, und erfuhr, dass die Hauptinteressenten für den Erwerb unserer Aktien unsere eigenen Aufsichtsratsvorsitzenden Rohde und Hamel waren und dass diese einen Kurs von 30 % geboten hätten.

Ich sagte Waldking, dass man Herrn Aron doch nicht zumuten könne, zu einem solchen Schleuderpreis seinen Besitz zu veräussern, und dass es doch am besten sei, wenn man Herrn Aron Gelegenheit gebe, sich selbst um den Verkauf seiner Aktien zu bemühen.

Ich erreichte schliesslich von Waldking die Zusage, dass er auf das Angebot Rohde nicht einging und die ganze Angelegenheit bis nach der Generalversammlung unseres Unternehmens vertagte.

Wenige Tage später wurde Herr Aron aus der Haft entlassen.

Ich besuchte ihn sofort, er war furchtbar eingeschüchtert und in seinen Angaben sehr zurückhaltend. Ich gab ihm einen eingehenden Bericht und erfuhr von ihm, dass er qualvolle Wochen hinter sich habe. Besonders die Vernehmungen durch Dr. von Steinmeister, der ihn unter stärksten Druck gesetzt hätte, seien furchtbar gewesen.

Herr Aron dankte mir besonders dafür, dass ich ihm Zeit verschafft hätte, um den Verkauf seiner Aktien, zu dem er sich nun doch entschlossen hätte, durchzuführen.

~~Für die Generalversammlung 1935 erhielt ich von sämtlichen jüdischen~~ Aktienbesitzern Vollmacht zur Vertretung ihrer Rechte.

Einige Tage nach unserer Generalversammlung erfuhr ich, dass die Parteigenossen Döpke, Waldking und von Steinmeister verhaftet und in ein Kz-Lager eingeliefert worden seien.

Sie hatten schwere Erpressungen bei Herrn Aron und anderen bekannten jüdischen Herren verübt, die zur Kenntnis des Justizministers kamen.

Im August 1935 hat Herr Aron seinen Aktienbesitz und den seiner Verwandten an die Deutsche Bank zum Kurs von etwa 83 oder 85 % verkauft.

Dieser Kurs war nicht schlecht in Anbetracht des Umstandes, dass sich die Lage unseres Unternehmens durch die andauernde Boykottbewegung zusehends verschlechterte. Herr Aron konnte durch den Zeitgewinn, den ich ihm verschaffen konnte, wenigstens einen sehr wesentlichen Teil seines Vermögens retten. Immerhin war es doch etwas ganz anderes als die ursprünglichen 30 %, die man geboten hatte.

Als Hauptbeteiligte bei den Massnahmen gegen Herrn Aron nenne ich:

1.) den Oberregierungsrat der Gestapo Dr. V. Steinmeister
2.) Georg Boness
3.) Paul Rohde
4.) Paul Hamel
5.) Döpke.

Berlin, den 19. 1946

18.3.1946

Aussage von Emil Schoder

Heliowatt-Werke Elektrizitäts—
A.G. in Berlin Charlottenburg.

Die Mehrheit des 8 Mill. Mark betragenden Kapitals der Gesellschaft ist laut "F.Z." aus dem Besitz der Gründerfamilie Aron in die Hände einer Großbank übergegangen. Die Firma hieß früher Aron-Werke und ist eine der bedeutenderen Unternehmungen der Rundfunkindustrie. Die Firma stellt außerdem Elektrizitätszähler her. Man darf annehmen, daß die Großbank das Paket nicht auf die Dauer bewahren, sondern sich um eine endgültige Plazierung bemühen wird.

Berliner Börsen-Zeitung, Morgenausgabe, 2.10.1935

Heliowatt-Werke Elektrizitäts—
A.G. in Berlin Charlottenburg.

Die Aktienmehrheit der Gesellschaft, die von der DD-Bank erworben worden war, ist von dieser, wie der DHD erfährt, an eine Gruppe, bestehend aus der Elektrische Licht- und Kraftanlagen A.-G. weiter verkauft worden

Berliner Börsen-Zeitung, Abendausgabe, 8.10.1935

EXHIBIT 158

Berlin-Siemensstadt, d.25.3.46

Finance Division
c/o Mr.Moses

Berlin-Dahlem
Harnack-Haus
Bolzmannstr.3.

Betr.:Erwerb von nichtarischem Eigentum durch das Haus Siemens seit 1933.

* * *

2.) Heliowattwerke Elektrizitäts-AG. Berlin:

Inhaber der Majorität dieser Gesellschaft, deren Aktienkapital damals RM 8'000.000 betrug, war im wesentlichen die Familie Aron. Anfang Juli 1935 hatte sich ein Herr Rechtsanwalt Walter Bernhard an die AEG gewandt, und ihr diese Majorität zum Kauf angeboten. Die AEG schlug Siemens vor, gegebenenfalls den Ankauf gemeinsam vorzunehmen. Die erste Besprechung fand mit Herrn Rechtsanwalt Bernhard am 3.7.1935 im Verwaltungsgebäude der AEG hier statt. Die Verhandlungen zogen sich etwas hin, da die AEG zunächst noch genauere Unterlagen über den inneren Wert der Gesellschaft zu erhalten wünschte. Sie erklärte dann aber am 25.7.35, dass sie nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss gekommen sei, sich an dem Ankauf der Majorität von Heliowatt nicht zu beteiligen, da sie ihre finanziellen Mittel für andere, inzwischen akut gewordene Zwecke benötige.

Inzwischen war die Deutsche Bank, und zwar am 19.7.35, an uns,d.h. an die Siemens & Halske AG., herangetreten und hatte ihr RM 1'144.000 Heliowatt-Aktien zum Kauf angeboten, und zwar zum Preise von 83,5% netto. Dieses Kaufangebot hatte Siemens & Halske angenommen. Nachdem die AEG erklärt hatte, nicht mehr an dem Kauf interessiert zu sein, kamen weitere Angebote seitens der Deutschen Bank, die inzwischen offenbar mit der Familie Aron unmittelbare Beziehungen aufgenommen hatte, sodass insgesamt in der Zeit bis Oktober 1935 nominell RM 7'464.000 Heliowatt-Aktien von der Deutschen Bank teils an uns, teils an die Elektrische Licht-und Kraftanlagen AG. verkauft wurden, und zwar an Letztere insgesamt nom.RM 3'692.000, für die bei einem Durchschnittskurs von rd.86,49% RM 6'455.588,2[illegible] aufgewandt wurden.

Es wurde zwischen der Elektrische Licht-und Kraftanlagen AG. und der Siemens-Schuckertwerke AG. vereinbart, dass die Elektrische Licht-und Kraftanlagen AG. etwas über 50% des Heliowatt-Kapitals, das sich damals, wie gesagt, auf RM 8'000.000 belief, besitzen sollte. Aus diesem Grunde wurden nom.RM 309.000 zum Kurse von 86,49% an die Elektrische Licht- und Kraftanlagen AG. verkauft, sodass nach Durchführung dieser

Transaktion die Elektrische Licht-und Kraftanlagen AG. nominell RM 4'100.000 und die Siemens-Schuckertwerke AG. RM 3'463.000 besassen.

Welchen Preis die Deutsche Bank an die Firma Aron für dieses Aktienpaket entrichtet hat, ist mir nicht bekannt. Ich nehme aber an, dass er an den Durchschnittskurs von 86,49% heranreicht, was etwa dem damaligen Ertragswert der Heliowatt-Aktien (4% für das Geschäftsjahr 1934) entspreche: dürfte. Das Unternehmen blieb dann 1935 und 1936 dividendenlos, verteilte im Jahre 1937 wieder 4% und 1938 - 1940 je 5%.

Dieser Erwerb erfolgte, wie geschildert, unmittelbar von der Deutschen Bank ohne Fühlung mit den nichtarischen Verkäufern. Später wurde uns aber bekannt, dass Herr Aron in einem KZ gezwungen werden sollte, sein Paket zum Kurse von 30% abzugeben, was er jedoch standhaft abgelehnt hat. Der treibende Faktor soll dabei ein Herr Bonness gewesen sein, den wir nach Erwerb der Aktienmajorität als Mitglied des Vorstandes vorfanden, - ein SS-Obersturmbannführer, der von Nazi-Seite Herrn Aron in den Vorstand hineingesetzt worden war. Nachdem wir in der Gesellschaft die Majorität hatten, haben wir Herrn Bonne: mit einer Abfindung von RM 36.000 am 4.1.36 entlassen. Andererseits hat ein Herr Gottschalk, der ebenfalls Mitglied der Firma Aron war und dem Vorstand angehörte, und unter den damaligen Verhältnissen von Parteiseite nicht mehr geduldet wurde, eine Abfindung von RM 80.000 für sein Ausscheiden bezahlt erhalten.

Mitglied des Vorstandes der
Siemens & Halske A.G.
Siemens-Schuckertwerke A.G.

Günter Aron:

Die Judenverfolgung, die nach der Machtergreifung einsetzte, hatte für unsere Familie einige Konsequenzen. Mein jüdischer Vater verlor seine Stellung bei der Firma "Ariadne", die mit der Charlottenburger Elektrizitäts-Zähler-Firma Aron zusammenhing. Die Arons, die Besitzer der Nora-Werke, sind Verwandte meines Vaters. Aus diesem Grunde erfuhr ich auch einiges über die "Arisierung" der Firma 1935.

Manfred Aron mußte das Werk verkaufen, ich weiß aber nicht, welche Summe er dafür bekam. Mir ist jedoch bekannt, daß mindestens ein Teil der Kaufsumme auf ein Sperrkonto überwiesen wurde, an das Manfred Aron erst nach der NS-Zeit herankam.

Ob Aron einen Teil der Kaufsumme ins Ausland mitnehmen durfte, weiß ich nicht.

Charlotte Israel:

Mein kleines Geschäft in der Leibnizstraße hatte ich schon vor meiner Heirat mit einem jüdischen Mann auf meinen Mädchennamen Charlotte Preß angemeldet. Ich wollte nicht, daß "Israel" an der Tür stand, denn ich hatte schon erlebt, daß man mit jüdischen Geschäftsleuten übel umging. Mein Geschäft war eine Schneiderwerkstatt; ich war Maßschneiderin für Herrenwäsche.
Wir hatten daß Geschäft gerade ein halbes Jahr, da kam doch heraus, daß es "unter jüdischem Einfluß" stand.
Wir sind von der SA laufend boykottiert worden. Deshalb mußten wir das Geschäft schließlich aufgeben.



Ich wäre gerne mit meinem Mann ausgewandert. Wir hatten zwar gerade unser Auskommen, aber wir traten auf der Stelle, ohne Zukunft.
Mein Mann war eigentlich Musiker: Er spielte Klavier und komponierte auch. Bis 1934 hatte er noch Abendbeschäftigungen in Bands, Studios oder auch als Alleinunterhalter in Bars. Später war aber auch das verboten.
Der zweite Beruf meines Mannes war Maßzuschneider für Herrenmaßwäsche. Nachdem wir das Geschäft aufgegeben hatten, schneiderten wir in unserer Wohnung in der Dahlmannstraße in Heimarbeit.
Unsere Existenz aber war unsicher, da wir mit einem Widerruf der Gewerbegenehmigung rechnen mußten.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Meine beruflichen Möglichkeiten waren sehr eingeschränkt. Im Büro durfte ich gerade eben noch arbeiten. Die Frage war natürlich: Wer nimmt eine Halbjüdin? Es gab einzelne Arbeitgeber, die das machten. Ich bin immer irgendwo untergekommen. Aber ich hatte keine Aufstiegsmöglichkeiten. Ich mochte das Büro eigentlich auch gar nicht so gern, ich wollte lieber etwas anderes tun. Aber wir als "Halbjuden" waren doch schon deshalb eingeschränkt, weil wir kein Staatsexamen machen, keine öffentlichen Prüfungen mehr ablegen konnten. Es hat mich - und sicher die anderen auch - sehr deprimiert, zu wissen: Du hast gar keine Möglichkeit mehr, dich weiterzuentwickeln!

Kurt Freudenthal:

Das Geschäft "Charlottenburger Spitzenhaus" meines jüdischen Freundes Manfred Levi hatte in der Nazi-Zeit einen "arischen" Treuhänder. Zu diesem Treuhänder kam eines Tages ein Lehrmädchen und sagte: "Mein Chef, der Manfred Levi, hat mich vergewal-

tigt!"
Auch im anschließenden Prozeß trat dieses Mädchen neben anderen als Zeugin auf. Sie waren alle nicht direkt gekauft, aber zumindest beeinflußt. Mein Freund hatte trotzdem großes Glück, denn er geriet an einen Amtsrichter, der kein Nazi war. Der machte dieses Mädchen "zur Minna". Er sagte: "Was fällt Ihnen eigentlich ein, so etwas zu erzählen?!! Das kann ja nachgewiesen werden, daß Ihre Aussage eine absolute Verleumdung ist!" Sie gab dann klein bei und sagte, sie sei beeinflußt worden. Das war noch zu Anfang der Nazizeit, 33 oder 34, noch vor den Nürnberger Gesetzen.

N.S.D.A.P., Gau Gross-Berlin
Kreis I
Ortsgruppe Westend
Propaganda-Amt.

Charlottenburg, den 1935
Adolf-Hitlerplatz 2
Fernruf: J 3. 2494

1. Liste der jüdischen Geschäfte.

Im Bereich der Ortsgruppe befinden sich folgende jüdischen Geschäfte.

Beiner, Josef	Juwelier	Königin Elisabethstr.	2
Friedmann, Johanna	Papiergeschäft	" "	39 a
Wasservogel	Seifengeschäft	" "	42
Löwenstein	Buttergeschäft Stand 71	" "	43,)
Marcuse	Schuhmacher Stand 51	" "	43) Markt-Halle
Hildesheim	Konf.u.Kaffee Stabd 54	" "	43)
Engel	Lederwaren Stand 36	" "	43)
Strauss, E.	Entfleckerei	Kaiserdamm	30
Koschminski	Drogerie	"	33
Goldberg, A.	Schneiderei	"	88
„Schuhpflege des Westens"		Fredericiastr.	11

2. Liste jüdischer Ärzte.

Dr. Gottstein)		Kaiserdamm	23
Frau Dr. Gottstein)			
Dr.med.Goldschmidt		"	27
Dr. Oppenheim		"	27 (übt keine Praxis mehr aus
Dr. Ascrian	Frauenarzt	"	31
Dr. Destler	Zahnarzt	"	85
Dr. Gornick	Frauenarzt	"	85
Frau Dr.med.Henny Hörder		Meerscheidtstr.	3/4 (jüdisch
Dr. med.Erich Hörder		" "	3/4 (m.Jüdin verheiratat
Dr. Lipsauer		Königin Elisabethstr.	4
Dr. Beutler		Adolf-Hitler Platz	2
Frau Dr. Beutler		" "	2 (Kinderärztin)
Dr. Carc		Ahorn-Allee	29

3. Liste jüdischer Rechtsanwälte.

Dr. Benjamin	Reichstr.77
Dr. Gans.	Rognitzstr. 12
Israelski	Kaiserdamm 23, Eing.Stülpnagelstr.
S.Cheim	Fredericiastr. 14/15
L. Kempner	Kaiserdamm 27
Dr. Rothschild	Kaiserdamm 32
Dr. Kayser	Kaiserdamm 82
Dr. Prasse	Kaiserdamm 85
Kurt Schönberg	Kaiserdamm 87 (Büro Brückenallee 9)
Dr. jur. Jalowa	Meerscheidtstr. 7.

Erganzungen und Berichte erbitten wir an die Ortsgruppe Westend.

NSDAP - Gau Gross-Berlin
K r e i s 1
Ortsgruppe Westend
Propaganda-Amt

Charlottenburg, den 13.11.35.
Adolf Hitler Platz 2
J3 2494

1. Berichtigung!

Des Verzeichnisses der jüdischen Geschäfte, Ärzte und Rechtsanwälte.

Zu streichen sind:

// 1. Dr.jur.Jalowa-Charlottenburg, Meerscheidstr. 7
(Dr.Jalowa ist kein Jude, sondern Arier und rumänischer Staatangehöriger).

2. Marcuse Schuhmacher Stand 51 — Königin-Elisabethstr. 43 Markthalle
(Marcuse hat seinen Stand aufgegeben).

Hinzuzufügen sind:

3. Engel Bäckerei Stand 69 — Königin-Elisabethstr. 43 Markthalle
(Engel ist Inhaber der Stände 36 und 69)

4. Parfümerie Mode — Kaiserdamm 21

5. Auguste Kuttner-Cohn — Kaiserdamm 22 vorn 4
Massage und orthopädisches Turnen

6. Broh Privat-Damenkonfektions Geschäft — Kaiserdamm 22 Grth. 3

7. Lechleitner, Lampen-und Installationsgeschäft — Kaiserdamm 23

8. "Amicito" Kleideraufbügelei — Königin-Elisabethstr. 39

NB! Die Firma Eduard Goldacker Nachf.(Egona) ist arisch.

Es wird darauf hingewiesen, dass Angaben und Berichtigungen vorher sorgfältig geprüft werden.

Das Pogrom vom 9. November 1938 ("Reichskristallnacht")

Örtlich begrenzte antijüdische Ausschreitungen hatte es seit 1933 wiederholt auch im Bezirk Charlottenburg gegeben. So etwa war es am 14. Juli 1935 im Zusammenhang mit einem antisemitischen Film auf dem Kurfürstendamm zu Gewalttätigkeiten gekommen. Der Judenpogrom in der Nacht vom 9. auf den 10. November 1938 aber war eine zentral organisierte und im gesamten Reichsgebiet zugleich durchgeführte Gewaltaktion. Die Bezeichnung "Reichskristallnacht", die wegen der von Glasscherben übersäten Straßen - angeblich in Berlin - geprägt wurde, verharmlost die Ereignisse, indem sie den Anschein erweckt, es wäre lediglich Glas zu Bruch gegangen.
Tatsächlich wurden in dieser Nacht (und z.T. noch bis zum 13. November) im ganzen Deutschen Reich die Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Geschäfte, Wohnungen und Schulen verwüstet, zerstört und geplündert; jüdische Menschen wurden - in einzelnen Fällen tödlich - mißhandelt und in Haft genommen.
Die offizielle Propaganda versuchte, diese Ausschreitungen als einen spontanen Ausdruck der Empörung des deutschen Volkes über das Attentat auf einen Angehörigen der deutschen Botschaft in Paris darzustellen. Selbst parteiinterne Berichte aber sprachen von einem eher passiven Verhalten der Bevölkerung; erwiesen ist, daß die Terroraktionen während einer Zusammenkunft nationalsozialistischer Parteiprominenz in München anläßlich des Jahrestages des Putschversuchs von 1923 beschlossen und die Befehle zur Durchführung sofort von den anwesenden SA-Führern an die einzelnen SA-Verbände weitergegeben wurden.
Die erlittenen Verwüstungen mußten die Opfer auf eigene Kosten beheben; fällige Versicherungsgelder beschlagnahmte der Staat; zusätzlich wurde der Gesamtheit der Juden deutscher Staatsangehörigkeit für den Schaden, den sie nicht angerichtet hatte, eine "Sühneleistung" in Höhe von einer Milliarde Reichsmark auferlegt. Das Geld zogen die Finanzämter ein.
Unmittelbar nach der "Kristallnacht" setzte eine Welle von Maßnahmen ein, die die wirtschaftliche Existenz der jüdischen Bevölkerung zerstören sollten:
Betriebe, Grundstücke und Vermögenswerte, die bisher noch in jüdischem Besitz waren, wurden im Zuge der nun zwangsweise einsetzenden sogenannten "Arisierung" enteignet. Das durch die Zwangsverkäufe erhaltene Geld mußte auf Sperrkonten deponiert werden; Wertpapiere, Schmuck und Kunstgegenstände durften nur in offiziell eingerichteten Ankaufsstellen - unter dem tatsächlich Wert - verkauft, Edelmetalle mußten abgeliefert werden.
Juden wurde verboten, Einzelhandelsverkaufsstellen (Ladengeschäfte), Versandgeschäfte sowie Bestellkontore oder Handwerksbetriebe zu besitzen; sie durften auf Messen, Ausstellungen und Märkten keine Waren oder Dienstleistungen mehr anbieten.
Zu diesen Vertreibungen aus bisher noch verbliebenen wirtschaftlichen Positionen kamen weitere Beschränkungen: Juden durften keine Theater, Kinos, Konzerte und sonstigen öffentlichen Veranstaltungen mehr besuchen, sich an bestimmten Orten wie etwa Museen, Sportplätzen, Badeanstalten nicht mehr aufhalten. Sie mußten Führerscheine und Kfz-Zulassungen abgeben und erhielten

keine Studienplätze an Universitäten und anderen Hochschulen. Das "Gesetz über Mietverhältnisse mit Juden" vom 30. April 1939 bestimmte, daß jüdische Mieter - für die der allgemeine Mieterschutz schon seit Juli 1938 nicht mehr galt - zwangsweise in sogenannte "Judenhäuser" einquartiert werden konnten.

Wally Grodka:

Der berüchtigte November nahte. Es herrschte eine unbegreifliche Hochspannung. Gerüchte waren im Umlauf, und eine furchtbare Nervosität setzte ein. Aktive Pg's konnten nicht "dicht" halten. Wenn es auch nur Andeutungen waren, so wußten wir doch, es lag was in der Luft.
Am 8.9. wurde "vertrauenserweckendes" Publikum aufgefordert, sich für die kommende Nacht bereitzuhalten, es gäbe was zu erben. ...
Die bemittelten Juden wurden zunächst in "Schutzhaft" genommen. Obwohl wir nicht dazu gehörten, warnte man uns. Tage- und nächtelang waren wir nicht zu Hause. Planlos liefen wir durch den Grunewald. Müde, verzweifelt und frierend fanden wir uns im Morgengrauen in der Milchbar Augsburger Straße ein, wo wir noch einige Schicksalsgenossen trafen. Mit hochgeschlagenen Kragen schlichen die Ärmsten an den Häusern entlang, für einige Augenblicke machten sie, gleich uns, Rast, um verstohlen eine Tasse heißen Kaffee zu trinken.
Vorsichtig begab ich mich für kurze Zeit in die Wohnung, ob alles in Ordnung sei, um meinem Mann Bericht zu erstatten. Des planlosen Laufens müde, unternahmen wir den Versuch, zu Bekannten zu gehen, was kläglich scheiterte, da diese sich beobachtet fühlten und meinten, es wäre zu gefährlich, jetzt "Juden bei sich zu haben". So war es schon 1938.

Überall Kundgebungen der Volksempörung

Spontane judenfeindliche Aktionen als Antwort auf die feige Mordtat in Paris

Hunderttausende von Menschen waren unterwegs, um immer wieder ihrer Empörung über den jüdischen Mordanschlag Ausdruck zu geben.
Der Verkehr konnte überall, besonders am Kurfürstendamm, nur schrittweise abgewickelt werden, aber die zahlreich eingesetzten Streifenwagen der Polizei, die lediglich zu Kontrollzwecken durch die Straßen fuhren, brauchten nirgendwo einzugreifen, da sich die Berliner in mustergültiger Disziplin bewegten ...

Berliner Lokal-Anzeiger, Abendausgabe, 10.11.1938

Hans Löwenstein:

Als wir morgens zur Schule fuhren, den Kurfürstendamm von der Waitzstraße zur Joachimsthaler Straße hinunter, sah es dort wirklich schlimm aus. Die ganzen großen Luxusgeschäfte waren zum überwiegenden Teil zerstört; und nicht nur zerstört, sondern "wunderbar" von der Bevölkerung ausgeräumt.

E. Zabel:

Kurfürstendamm Ecke Joachimsthaler Straße war im ersten Stock eine Klavierhandlung. Vielleicht war der Inhaber ein Jude. Da hatten diese Idioten einen Bechsteinflügel rausgeschoben, durch das Schaufenster in der ersten Etage rausgeschoben. Und nun lag er auf der Straße! Das war doch ein Wahnsinn, das waren doch Werte, die sie da zertrümmert haben!
Dann war am Kurfürstendamm Kopp & Joseph, eine große Parfümeriefirma; in dem Haus ist heute ein Reisebüro.
Der Laden hatte unten große Glastüren, oben war auch alles aus Glas. Die Firma hatte auch gläserne Verkaufstische. Das haben die alles zerschlagen. Wenn ich daran denke, dann höre ich heute noch die Alarmklingel! Die Scheiben waren nämlich alle durch Drähte einer Alarmanlage gesichert. Die Alarmklingeln funktionierten durchaus, denn der Strom war ja da!

Ilse Baumgart:

Im Laufe des Nachmittags, als ich aus der Schule kam, bin ich mit meiner Mutter die Pestalozzistraße langgegangen bis zur Wilmersdorfer Straße. Da war ein großes Geschäft - "Etam" - und da habe ich gesehen, wie die Menschen die Schaufenster geplündert haben. Gegenüber war Tietz, heute Hertie, auch da war alles demoliert, und es wurde geplündert.

Wolfgang Neuber:

In der Wilmersdorfer Ecke Kanalstraße (heute Thrasoltstraße) war ein großes Weingeschäft, "Süß" hieß es. Der Laden hatte in der Wilmersdorfer Straße mindestens drei Schaufenster und um die Ecke auch noch welche. Da haben sie die ganzen Scheiben eingedonnert und die Flaschen. Wir gingen weiter die Wilmersdorfer Straße runter zur Bismarckstraße, da war rechts ein großes Schokoladengeschäft. "Kiek ma," sagte mein Freund, "da liegt die janze Schokolade uff die Straße!" Die SA stand wieder davor.
Und auf der anderen Seite, da wo heute Rogacki ist, war ein großes Bekleidungsgeschäft. Eine Menge Volk stand herum. Sie hatten alles kaputtgehauen, und da habe ich etwas gesehen: Ein Mann hat mit einem von der SA-Wache gesprochen. Der SA-Mann brummte so etwas wie: "Na ja, mach doch!" Dann ist der Mann in den Laden gegangen, und als er wieder rauskam, hatte er ganz neue Klamotten an, mit allem: mit Schuhen, mit Anzug, mit Hemd, Fliege und einem Hut auf! So ist der ganz keß aus dem Laden gekommen, hat dem SA-Mann zugewinkt und ist abgehauen. Vielleicht haben die sich gekannt.

Heinz Oehlert:

In der Gegend um den Savignyplatz kam damals - im Zusammenhang mit den Plünderungen jüdischer Geschäfte - eine neue Redensart auf. Wenn sich jemand neu eingekleidet hatte, konnte er u.U. die spöttische Bemerkung hören: "Na, da stecken ja noch die Scherben drin!"

Kurt Freudenthal:

In der Kristallnacht hatte man, als sozusagen Charlottenburger "Volksseele", wohl Neuköllner Schlägertrupps geholt und die Charlottenburger waren wahrscheinlich dafür in Neukölln. An meinem Laden stand "Deutsches Geschäft". Da sind sie nicht gleich reingekommen. Aber ein paar Weiber standen bei mir vor der Tür und sagten: "Der da - das ist auch ein Jude!" Das war die "Volksseele"!
Ich habe aber meinen Arier-Nachweis bei mir gehabt, der geht bis 1781 zurück.

Hans Löwenstein:

Im Geschäft meiner Eltern wurde nur einmal eine Scheibe eingeschlagen. Danach half uns eine Schwester meiner Mutter, die Arierin war und einen sehr wohlklingenden alten Adelsnamen hatte. Außerdem gehörten hohe Parteileute zu ihrer Familie. Als am nächsten Morgen noch einmal eine ganze Meute von jüngeren und älteren Leuten vom Kurfürstendamm in die Waitzstraße einbog, war meine Tante schon da. Sie stellte sich vor das Geschäft und schrie die Leute an, sie sollten machen, daß sie wegkämen. Wenn sie nicht sofort verschwänden, werde sie die Polizei holen. Sie sei die und die (nannte ihren Namen und Titel). Das hat auf die Leute Eindruck gemacht. Sie sind weitergezogen und haben sich dann an dem gegenüberliegenden Pelzgeschäft und an noch einigen anderen Luxusgeschäften gütlich getan und alles ausgeräumt, was nicht schon in der Nacht vorher gestohlen worden war. In der Nähe war Polizei, die aber ostentativ nicht hingeschaut hat.
Die Täter waren teils uniformiert, teils nicht. Es waren nicht nur junge Leute, sondern auch erwachsene und ältere, sogar Bewohner der Waitzstraße waren dabei, die wir vom Sehen kannten. Die hätte es gar nicht gestört, auch bei uns zu plündern oder aus dem jüdischen Pelzgeschäft gegenüber die schönen Pelze rauszuholen.
Man hat damals auch unsere Wohnung in der Waitzstraße 25 aufgebrochen, obwohl noch kein Judenstern an der Tür war. Der Hauswart war ein überzeugter Nationalsozialist. Obwohl noch andere jüdische Familien in dem Hause wohnten, hat er zusammen mit mehreren Kumpanen und seinem Sohn einfach unsere Tür aufgebrochen. Sie sind in die Wohnung gegangen und haben sich einige schöne Sachen rausgenommen, die ihnen gefallen haben. Als wir dann nach Hause kamen und meine Eltern Protest einlegten, da sagte der Hauswart zu meinem Vater: "Nun halten Sie bloß die Schnauze! Wenn Sie noch was sagen, dann kommen Sie gleich ins KZ!" Da haben wir natürlich auch keine Anzeige bei der Polizei gemacht, wir haben uns davor gehütet, uns mit dem eigenen Hauswart anzulegen.

Wolfgang Neuber:

Zwischen Wilmersdorfer Straße und Richard-Wagner-Straße war eine Synagoge, heute heißt die Straße Behaimstraße (früher Schulstraße). Am Abend des 9. November war da ein mörderisches Theater. Die Feuerwehr von Alt-Lietzow kam, und dann wurde dort alles abgesperrt. Die Synagoge brannte. Irgendwelche Leute hatte die Feuerwehr wohl angerufen. Aber die SA hat nach kurzem Wortwechsel die Feuerwehr gleich wieder weggeschickt. Die Zuschauer sollten auch nicht stehen bleiben, sie wurden zum Weitergehen aufgefordert.

Hans Scholz:

Ich ging am nächsten Morgen, also am 10. November, von meinem Atelier in der Kantstraße zur Garage Ecke Fasanenstraße und holte meinen Wagen. Da sah ich die rauchenden Trümmer der Synagoge. Von dem Garagisten erfuhr ich: Die Nazis hätten das eichene Gestühl der Synagoge nicht in Brand gekriegt. Da gingen sie in die Garage und kauften 20 l Benzin, schütteten das in die Synagoge. Da brannte sie. Die Feuerwehr stand an der S-Bahn, damit das Feuer nicht auf die S-Bahn übergriff, nicht aber, um die Synagoge zu löschen.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Ich kam am Abend des 9. November mit einem Bekannten in die Kurfürstendamm-Gegend. Dort konnten wir SA-Leute in braunen Uniformen mit festgezogenen Sturmriemen bei der "Arbeit" sehen. Es klirrte furchtbar, die Splitter flogen. Überall sah man kleinere Menschenansammlungen. An den Mienen konnte man ablesen: Sie waren teils dafür, teils dagegen. Teils: "Achtung, Feind hört mit", teils diese lauernden Blicke: Ist da etwa jemand, der an unseren Aktionen Kritik übt?!! Es herrschte eine unheimliche Stimmung. Mein Bekannter, der damals vielleicht zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig Jahre alt war, machte auch den Mund auf: "Das ist ja eine Schweinerei!" rief er - oder so ähnlich. Ich habe ihn dann am Mantel gezupft, weil ich uns beide nicht gefährden wollte.
Ich glaube, so wie wir zwei jungen Menschen empört waren, aber doch einer den anderen an einer Äußerung hindern wollte, so haben sich auch andere verhalten.

Emigration

Unter dem Druck der Diskriminierungen und Verfolgungen wuchs innerhalb der jüdischen Bevölkerung die Zahl derjenigen, die Deutschland verlassen wollten. Dieser Wille zur Auswanderung deckte sich bis zum Auswanderungsverbot für Juden, das am 23. Oktober 1941 verkündet wurde, mit der offiziösen Absicht der nationalsozialistischen Führung, "die Juden-Frage in Form der Auswanderung oder Evakuierung zu lösen". Dabei allerdings sorgte das Regime - u.a. durch das Verbot der Ausfuhr von Devisen, der Erhebung einer "Reichsfluchtsteuer" und der Beschlagnahmung von Vermögen - dafür, daß die Ausreisenden in der Regel kaum mehr als das "Vorzeigegeld" mitnehmen konnten. (Vorzeigegeld wurde die Mindestgeldsumme genannt, die vom Einwanderungsland als Voraussetzung für die Aufenthaltsgenehmigung verlangt wurde.)
Da viele Emigranten unter diesen Voraussetzungen sofort von der Sozialfürsorge der Gastländer abhängig wurden, waren die meisten europäischen und überseeischen Staaten nicht bereit, jüdische Einwanderer aus Deutschland in unbegrenzter Höhe und auf unbegrenzte Zeit aufzunehmen.
Während des zweiten Weltkrieges gerieten zudem tausende von Juden, die in europäische Nachbarstaaten geflüchtet waren, durch die deutsche Besetzung ihrer Gastländer wieder in den Bereich nationalsozialistischer Herrschaft.
Neben der allgemeinen Emigrationswilligkeit stieg in Deutschland zugleich die Zahl der Anhänger des Zionismus', die die Auswanderung mit der Gründung eines jüdischen Staates in Palästina verbanden. Palästina jedoch war damals britisches Mandatsgebiet. Die Mandatsträger billigten zwar das Verlangen nach Errichtung einer "nationalen Heimstätte des jüdischen Volkes in Palästina"; sie hatten aber auch Rücksicht auf die arabische Bevölkerung zu nehmen, die dieses Verlangen ablehnte. Der Kompromiß in dieser Widersprüchlichkeit bestand für das Mandatsgebiet darin, die Einwanderung zwar grundsätzlich zu erlauben, die Zahl der Einwandernden aber zu beschränken. Eine legale Einreise nach Palästina war daher nur mit einem von den britischen Behörden ausgestellten Einwanderungszertifikat möglich. Die Verteilung dieser Zertifikate an die Bewerber geschah für das Gebiet des Deutschen Reiches durch das "Palästina-Amt", das seinen Sitz in der Charlottenburger Meinekestraße hatte. Außerdem bereitete das Amt durch Umschulungskurse die Auswanderungswilligen auf Berufe vor, für die in Palästina Arbeitsmöglichkeiten bestanden, und beriet in allen die Emigration betreffenden Fragen.
Während der gesamten Zeit der Tätigkeit des "Palästina-Amtes" lag die Zahl der zur Verfügung stehenden Einwanderungszertifikate stets beträchtlich unter der der Bewerber; kurz vor Ausbruch des Krieges war die legale Einreise nach Palästina für deutsche Juden kaum noch möglich.

Ida Winter:

Ich war schon als junges Mädchen in einer zionistischen Organisation, und zwar einer orthodoxen zionistischen Jugendorganisation. Unser Hauptbüro war

in der Kantstraße.
Ich wanderte am 20.3.1939 aus.
Vor meiner Auswanderung nach Palästina war ich in einem Vorbereitungslager auf einem Gut bei Kreuz. Später arbeitete ich bei einer jüdischen Familie, die eines Tages illegal über die Grenze nach Frankreich ging. Ich sollte in der Wohnung bleiben, bis man alle verkauften Sachen abgeholt hatte, die dort noch waren.
Als ich eines Tages nach Hause kam, war die Wohnung versiegelt von der Polizei oder der SS. Auf jeden Fall habe ich mich nicht gemeldet, obwohl meine Sachen noch in der Wohnung waren; meine Eltern waren zu dem Zeitpunkt schon von den Nazis abgeholt.
Ich bemühte mich nun, möglichst schnell aus Deutschland wegzukommen, und so fing die Lauferei aufs Palästinaamt und in die Kantstraße 158 (Sitz der Reichsvertretung der Juden) an. Soweit ich mich erinnere, hat man in der Kantstraße alle Probleme bearbeitet, die mit der Jugend zusammenhingen. Mir riet man, mich nirgends zu melden, sondern zu Verwandten zu ziehen. Man werde versuchen, mich so bald wie möglich wegzuschicken. Fast jeden Tag war ich nun in der Meinekestraße oder in der Kantstraße. Im Palästinaamt waren sehr dürftig eingerichtete Räume, viele kleine Zimmer, und es herrschte ein fürchterlicher Andrang. Man stand Stunden und Tage. Natürlich sprach man miteinander und tauschte Meinungen aus. Im Hause und auf der Straße ging man möglichst allein und niemals in Gruppen, um nicht aufzufallen. Man legte uns immer wieder nahe, daß selbst auf den Treppen des Hauses möglichst nicht zu sprechen sei.
Der Besucher-Andrang war enorm, das Personal war vollkommen überlastet und arbeitete am Tage und in der Nacht. Ich erinnere mich, daß ich einmal mitten in der Nacht Licht sah und raufging. Sie schlossen offiziell um 6 Uhr, aber dann fing die Arbeit erst für sie an. Wir Wartenden sprachen nur darüber, wie und wann wir die Ausreiseerlaubnis erhalten könnten. Wir wollten nur raus; uns interessierte überhaupt nichts anderes. Ich merke noch jetzt - nach fast fünfzig Jahren -, wie es mich aufregt, wenn ich davon schreibe.
Mich schickte das Palästinaamt noch auf ein Hachschara-Lager (Palästina-Vorbereitungslager) nach Steckelsdorf bei Rathenow. Nachdem ich ca. sechs Wochen dort war, bekam ich Bescheid, daß meine Ausreise bestätigt sei. Meine Papiere holte ich in der Kantstraße 158 ab. Natürlich wurden Leute bevorzugt, die eine Hachschara-Ausbildung hatten. Das mußte nicht unbedingt eine landwirtschaftliche Ausbildung sein, auch in Nähen und in Haushaltsarbeit wurden Mädchen ausgebildet.
Mein letzter Ausreiseantrag hatte von Ende 1938 bis Anfang März 1939 gedauert. Ich glaube, ich wurde besonders berücksichtigt, weil ich besonders gefährdet war. Es gab Leute, die Jahre auf ihre Anträge gewartet haben. Auch ich selbst hatte schon lange vorher Anträge gestellt, die das Palästinaamt immer zurückgestellt hatte, weil es dringendere Fälle gab.

Unentbehrlich für jeden Auswanderer
sind die Auswanderungs-Hefte des Hilfsvereins der Juden in Deutschland e.V.
SÜDAMERIKA
Ausgabe 1939
NORDAMERIKA
Ausgabe Herbst 1938
Demnächst erscheint:
AUSTRALIEN
Preis je RM 1.80
Verkauf in unserer Auslieferungsstelle: Berlin W 15, Meinekestr. 10, part.
Zusendung nur gegen Voreinsendung des Betrages (zuzügl. 40 Rpf. für Porto) auf Postscheck-Konto Berlin 173 603 (Jüdischer Kulturbund)
Jüdischer Kulturbund in Deutschland e. V.
Abteilung: Verlag / Berlin W 15 / Meinekestraße 10

Nummer 2 / Jahrgang 1939 Erscheinungsort Berlin Verkaufspreis 10 Rpf.

JÜDISCHES NACHRICHTENBLATT

Erscheint zweimal wöchentlich

VERLAG: JÜDISCHER KULTURBUND IN DEUTSCHLAND E. V.
REDAKTION: BERLIN W 10, MOHNSTR. 10 / FERNRUF: 21 90 31

POSTSCHECK-K.: BERLIN 707 310 (ERICH ISRAEL LIEPMANN, BERLIN, FÜR DAS JÜDISCHE NACHRICHTENBLATT)

Palästina-Amt Berlin

Die Passage-Abteilung des Palästina-Amtes, Berlin W 15, Meinekestr. 10, weist erneut darauf hin, daß sie zu den ab Triest auslaufenden Dampfern „Oerusalemme" und „Galilea" der Linie Adriatica für die Touristenklasse Schiffskarten zu ermäßigten Preisen ausgibt.

Außerdem übernimmt die Passage-Abteilung Buchungen für alle Klassen der ab Genua auslaufenden „Esperia" sowie für die ab Triest auslaufende „Marco Polo" und auch für die I. Klasse der „Oerusalemme" und „Galilea".

Anträge auf Verwandten anforderungen sind von den Angehörigen in Palästina direkt an die dortige Regierung zu leiten. Dabei wirkt die Hitachduth Olej Germania in Jerusalem, Tel Awiw und Haifa beratend mit.

Die Leitung des British Passport Control Office in Berlin bittet, von allen Besuchen im Konsulat abzusehen, die Einwanderungen (D-Zertifikate) betreffen.

Eingegen anderweitigen Mitteilungen aus Palästina werden Auskünfte über derartige Anforderungen ausschließlich vom Palästina-Amt erteilt.

Jüdisches Nachrichtblatt, 30.12.1938

Weitere 1500 Jugendliche nach Palästina

Durch die Jüdische Jugendhilfe e. V. wurden in der jetzt zu Ende gehenden Zertifikatsperiode — von Oktober 1938 bis April 1939 — 1500 Jugendliche mit der Jugend-Alija nach Palästina geschickt. Von diesen Zertifikaten entfiel über die Hälfte auf das Altreich. Alle Jugendlichen kommen wie bisher zur landwirtschaftlichen Ausbildung in palästinensische Siedlungen oder entsprechende Schulen.

Die bei der Jüdischen Jugendhilfe in erheblicher Anzahl vorliegenden Anträge für die Jugend-Alija innerhalb der nächsten Schedule werden bereits jetzt auf ihre Eignung für die Einordnung geprüft.

In Anbetracht der besonderen Notwendigkeit, für die Jugendlichen zwischen 14 bis 17 Jahren zu sorgen, hat die Jüdische Jugendhilfe die Berufsausbildung dieser Jungen und Mädchen zu einem großen Teil mit übernommen. Sie wird diese Jugendlichen zur gründlichen Vorbereitung für die spätere Jugend Alija in landwirtschaftliche und handwerkliche Unterbringungsplätze in Deutschland — zum Teil auch im Ausland — einordnen. Ferner werden die Vorbereitungsanlagen der Jugend-Alija nach wie vor durchgeführt.

Anmeldungen bei der Jüdischen Jugendhilfe erfolgen schriftlich oder mündlich:

Berlin W 15, Meinekestr. 10, Zimmer 75.
Sprechstunden: Montag bis Donnerstag von 11 bis 1 Uhr.

Jüdisches Nachrichtenblatt, 4.4.1939

Aus Brasilien zurück
Herbert Frankenstein
Wirtschaftsberater für Brasilien, Berlin/São Paulo
BERLIN-CHARLOTTENBURG SCHLÜTER-STRASSE 33
Sprechstunden nur nach telephonischer Voranmeldung: C 1 Steinplatz 3357



Im Wartesaal des Palästina-Amtes, Meinekestr. 10

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Mein Vater hatte als "jüdisch versippter" sehr viele Nachteile, auch im Beruf. Manchmal versuchte er wohl, wenigstens einen Bürojob zu bekommen. Aber es wurde nichts Rechtes daraus.
Schließlich konnte er sich durch Privatunterricht in Englisch behelfen, den er Juden erteilte, die auswandern wollten. Er sprach sehr gut Englisch.
Im Laufe der Jahre kam auf dieser Grundlage eine Art Existenz zustande, so daß wir unseren mehr oder weniger schlichten Lebensstandard stabilisieren konnten. Das Thema "Auswanderung" wurde sehr oft erörtert, wenn wir in der relativ geschützten Wohnung meines arischen Vaters in der Leibnizstraße mit unseren jüdischen Freunden und Verwandten zusammensaßen. Man besprach solche Fragen wie: "Wie kommt man raus?", "Habt ihr schon euer Affidavit?" Manche konnten nicht in die USA, weil sie dort keine wohlhabenden Verwandten hatten. Irgendwann tauchte dann der Vorschlag auf, in verschiedene Länder Lateinamerikas auszuwandern. Meine Tante wanderte z.B. mit ihrem jüdischen Mann nach Chile aus. Meine Schwester ging nach London. Eine reiche jüdische Familie, bei der sie vorher als Kindermädchen gearbeitet hatte, hatte ihr angeboten, in London als Hausangestellte zu arbeiten. Das hat sie gern angenommen. Ein Ehepaar aus unserem Bekanntenkreis, das in der Schlüterstraße ein kleines Radiogeschäft hatte, wanderte nach Spanien aus. In Spanien fand - genauso wie im faschistischen Italien - keine Judenverfolgung statt wie hier.

Charlotte Israel:

Nach der "Kristallnacht" konnten wir in der kleinen Schneiderwerkstatt, die wir in unserer Wohnung betrieben, nur noch Schwarzarbeit machen.
Aber davon konnten wir auf Dauer kaum leben. Deshalb habe ich jüdischen Frau-

en Nähunterricht gegeben. Und mein Mann hat im Zuschneiden unterrichtet. Meine Schüler waren Juden, die auswandern wollten. Fast alle haben es nicht mehr geschafft, die sind später abgeholt worden. Ich weiß nur von einem, daß er aus Deutschland herauskommen konnte: Er eröffnete später in Shanghai ein großes Herrenschneidergeschäft. Wir nahmen für die Unterrichtsstunde 2 RM, der Unterricht fand jeweils von Montag bis Donnerstag von 14 bis 16 Uhr statt.



Palestine & Orient Lloyd
Auswandereragent
Cie des Messageries Maritimes, Paris
für
PALÄSTINA
AFRIKA
AUSTRALIEN
Cie. Gle. Transatlantique, Paris
für
NORD-AMERIKA
VENEZUELA
MITTEL-AMERIKA
Norddeutscher Lloyd, Bremen
für
NORD-AMERIKA
AUSTRALIEN
Pacific Steam Navigation Co., Liverpool
für
COLUMBIEN
CHILE-PERU
Berlin W15, Meinekestraße 2
Fernruf 91 75 03-04, 91 41 56

IWRIA-BANK
E. G. M. B. H.
PASSAGE-ABTEILUNG
Wieder Touristen-Verkehr nach Palästina
Schiffskarten
nach
PALÄSTINA
NORD- und
SÜDAMERIKA
SÜD-AFRIKA
Bordgeld - Landgeld - Visabesorgung
Berliner Vertretung der
Palestine Shipping Co. Haifa
Dampfer „Tel-Aviv"
BERLIN-CHARLOTTENBURG 2, Fasanenstraße 18
J 1 (Bismarck) 8601 Sammel-Nr.
BERLIN C25, Dircksenstr. 26/27
E 2 (Kupfergraben) 2035 Sammel-Nr.

Heinz B.:



In den Jahren 1939 und 1940 war ich im Palästinaamt in der Meinekestraße 10 tätig - aber nicht offiziell.
Ich hatte keine Arbeitserlaubnis, weil ich ein staatenloser Jude war. Während des Polenfeldzuges 1939 wurde ich von den Nazis interniert, und nach meiner Entlassung - aus dem Internierungslager brachte mich die Zionistische Vereinigung in der Meinekestraße 10 unter. Dort konnte ich schriftliche Arbeiten machen, weil ich von Hause aus Steno-Sekretär bin.
Außerdem war ich schon lange Zionist, war lange Mitglied der jüdischen Sportbewegung, im Makkabi Hakoah Berlin.
Im Palästinaamt hatte ich mit der sogenannten "Hachschara" zu tun: Das war die Ausbildung von jüdischen Menschen auf landwirtschaftlichem Gebiet zum Zweck der Auswanderung.
Diese Jugendlichen wurden auch in Holzfällerkommandos ausgebildet. Ich selbst war z.B. in einem Holzfällerkommando in Schönefeld bei Fürstenwalde. Wer an der illegalen Auswanderung nach Palästina teilnehmen wollte, machte eines der Hachschara-Ausbildungslager mit und wurde von dort aus zur Auswanderung delegiert.
Meine Tätigkeit im Palästinaamt war untergeordnet. Mit der Auswahl der Auswanderer hatte ich nichts zu tun. Meine Abteilung war die Inlands-Hachschara. Ich habe meistens die Korrespondenzen dafür führen müssen. Wenn jemand anfragte, wie er zur Hachschara kommen könne, mußte ich ihn darüber informieren.
Ich war froh, daß ich in der Meinekestraße arbeiten konnte: Ich war doch staatenlos und hatte einen Ausweisungsbefehl, daß darf man nicht vergessen. Ich habe dort 20,- RM die Woche verdient, auch für die letzte Woche noch.
Die Leute, die man im Hachschara-Zentrum zur Auswanderung ausgewählt hatte, mußten sich erst einmal zur Untersuchung beim Arzt melden. Dr. Friedenthal in der Lietzenburger Straße war damit beauftragt. Er mußte feststellen, ob die Leute gesundheitlich für die landwirtschaftliche Arbeit geeignet waren.
Die Fahrtkosten für einen Auswanderer betrugen ca. 200 US-Dollar. Wenn einer - so wie ich - kein Geld hatte, mußten andere für ihn bezahlen. In meinem Falle bezahlte das eine Familie Laser aus Hannover. Während des Krieges fand eine Reihe von Sondertransporten nach Palästina statt, sogenannte "Sonderhachscharas".
Ich selbst nahm an der Sonder-Hachschara SH 7 teil, der letzten, die den nationalsozialistischen Machtbereich verlassen konnte.
Ich erinnere mich an den Tag, an dem ich Berlin verließ, als ob es gestern gewesen wäre.
Kurz vor der Abreise mußte ich noch arbeiten - zwangsverpflichtet bei der Straßenreinigung in Wilmersdorf, in einer Judenkolonne. Am Morgen des Abreisetages verabschiedeten sich die Kol-

legen aus der Kolonne von mir: "Schreib mal aus Palästina, wenn du dahin kommst!" Keiner glaubte, daß wir jemals dort ankommen würden.
Die ganze Gruppe, die von Berlin aus fahren sollte, traf ich dann am Nachmittag in der Meinekestraße.
Es gab auch noch andere Gruppen. Wir sind vom Bahnhof Zoo mit dem Zug gefahren. Es war kein Sonderzug, wir waren auch nicht von den anderen Fahrgästen getrennt. Auch Nazis waren im Zug. Wir fühlten uns dort ganz frei, wir haben uns um die anderen überhaupt nicht gekümmert. Die haben uns auch in Ruhe gelassen, keine hat uns angepöbelt.
Unsere Fahrt ging zunächst nach Wien, von dort aus ging es nach vierzehntägiger Verzögerung (das war auch eine Geldfrage!) weiter nach Bratislave, wo drei Schiffe der Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft auf uns warteten.
Sie brachten uns nach Tulcea, Rumänien. Dort übernahmen uns drei schrottreife sogenannte Hochseedampfer. Es waren die "Pacific", "Atlantik" und "Milos". Ich fuhr mit der "Pacific". Damit fuhren wir durchs Schwarze Meer und durchs Mittelmeer nach Palästina. Unterwegs gab es Sturm, und wir wären beinahe untergegangen.
Kurz vor Haifa stoppten uns die Engländer, und wir mußten umsteigen auf die "Patria". Sie wollten uns auf die Insel Mauritius abschieben. Vor Haifa flog die "Patria" in die Luft - gesprengt von der jüdischen Untergrundorganisation Haganah, die eigentlich nur die Maschinenanlage zerstören wollte, um die Abschiebung nach Mauritius zu verhindern. Als das Schiff unterging, kamen 250 Menschen um. Ich überlebte das Unglück, denn ich war auf der Seite des Schiffs, die sich nicht ins Wasser senkte.
Anschließend wurden die ca. 2300 Überlebenden im sog. Clearence Camp Athlit bei Haifa interniert, wo ich etwa ein Jahr bei einigermaßen menschlichen Umständen hinter Stacheldraht leben mußte.

Opposition und Widerstand

Eine legale politische Opposition gab es in Deutschland spätestens nach dem 14. Juli 1933, an dem die NSDAP zur einzigen gesetzlich zugelassenen Partei erklärt und die Neugründung anderer Parteien verboten worden war, nicht mehr. Die Anhänger der bis dahin existierenden oppositionellen Parteien kamen in Haft, emigrierten oder waren gezwungen, in die Illegalität zu gehen.
Da der totalitäre Staat aus Angst vor versteckten Gegnern keinerlei offene Gruppenbildung außerhalb der offiziellen Organisationen duldete, waren die Möglichkeiten, organisierten Widerstand zu leisten, in der Regel nur in kleinem Rahmen durchführbar. Damit ergab sich zugleich auch eine Beschränkung der Aktionsmöglichkeiten selbst. Die Planung und Vorbereitung eines Umsturzes, wie der vom 20. Juli 1944, blieb deshalb eine Ausnahme. Die Mehrzahl der Widerstandsaktivitäten äußerte sich z.B. in politischer Aufklärung in kleineren Kreisen wie Betrieben, Kirchengemeinden oder lokalen Vereinen, im heimlichen Herstellen und Verteilen von Flugblättern und Plakaten, in Sabotagehandlungen an Einrichtungen der Rüstungsindustrie, im Sammeln und Weiterleiten von Informationen oder in der Aufrechterhaltung von Kontakten zu den Zentralen der verbotenen und in Exil gegangenen Parteien.
Innerhalb der deutschen Widerstandsbewegung lassen sich verschiedene Gruppen unterscheiden, die sich im wesentlichen aus kommunistischen, sozialistischen und gewerkschaftlichen, aus kirchlichen und aus militärischen Kreisen zusammensetzen.

Robert Schulz:

Wir haben Tag und Nacht Flugblätter und Zellenzeitungen hergestellt, die "Charlottenburger Stempelhölle", "Rund um den Bahnhof" und die "Rote Fahne".
Die "Stempelhölle" trat für die Rechte der Erwerbslosen ein. Die Flugblätter enthielten z.B. auch Thälmanns Warnung: "Hitler bedeutet Krieg!" Wir haben auch kleine Klebezettel gemacht. Es war jedesmal was anderes. Wir berichteten über die Verhaftungen und Mißhandlungen in Charlottenburg. Unsere Erlebnisse haben wir beschrieben und auch fotografiert. Die Fotos gingen nach London. Als die Nazis das spitzkriegten, haben sie mich verhaftet.
Unter den damaligen Verhältnissen Flugblätter zu verteilen, war sehr gefährlich. Wir sind in die Häuser gegangen, zuerst vier Treppen hoch, haben von oben angefangen zu verteilen, dann: Raus aus dem Haus!
Oder wir haben die Blätter auf die Treppenflure gelegt und sind dann verschwunden. Dann mußten wir erst einmal aufhören, wir konnten nicht einfach im Nebenhaus weitermachen!
Wir haben auch Wippen gebaut, die wir auf Dächern befestigt haben. In den Kasten wurden Flugblätter reingelegt. Am oberen Ende wurde eine kleine Büchse mit Vogelsand gehängt; in der Büchse war ein kleines Loch. Wenn der Vogelsand rausgelaufen war, kippte die Wippe um und die Flugblätter flogen auf die Straße. Und wir waren inzwischen längst weg.
Für das Wernerwerk haben wir Flugblätter gemacht, für die Arbeiter. Das ging eine ganze Weile so, bis die Nazis wieder dahinterkamen. Ich war zu der Zeit arbeitslos. Meine damalige Funktion war Unterbezirkskassierer.
Ich war auch noch Kassierer für die Rote Hilfe, und die ganze Bude war voll von Materialien: Parteimarken, Marken

von der Roten Hilfe, Sammelbüchsen der Roten Hilfe, Rote-Hilfe-Binden. Nun hatten wir doch nur einen Ofen und einen Herd, und wir versuchten, das alles zu verbrennen, als die Nazis uns wieder auf die Spur kamen. Diese organisierte Widerstandstätigkeit dauerte bis 1934 - bis wir nach meiner letzten Verhaftung die Verbindung zur Partei verloren hatten.

Heinz Albrecht:

Ich nahm 1934 nach meiner Entlassung aus politischer Inhaftierung (u.a. Konzentrationslager Oranienburg) Verbindung zur SAP auf, der ich seit 1931 angehörte.

Zu unserer SAP-Fünfergruppe gehörte Georg Kunz, der in der Niebuhrstraße wohnte. Er lebt heute nicht mehr. Auf folgende Weise trat ich mit ihm in Kontakt:

Wir trafen uns an der Litfaßsäule und guckten uns Kinoplakate an. Er sagte: "Gut, daß du wieder da bist! Wir müssen dich erst mal beschatten, ob du beschattest wirst! Und wenn es klappt, treffen wir uns übernächste Woche wieder hier an der Säule!" Ich kam dann auch, da sagte er: "Wir haben noch keine Gewißheit. Warten wir mal ab." Und dann haben sie Gewißheit gehabt, da sagte er: "Nein, jetzt noch nicht. Du kannst mich morgen besuchen."

Unsere SAP-Fünfer-Gruppe traf sich in der kleinen Wohnung von Georg Kunz. Er selbst arbeitete in einer kleinen Druckerei in der Leibnizstraße, die z.B. Geburtstagskarten, Trauerkarten usw. herstellte. Die Druckerei hatte nur einen Setzkasten. Georg Kunz war dort Buchdrucker. Der Inhaber dieser Druckerei, der in der Schillerstraße wohnte, war fast immer betrunken. Deshalb hat er die Arbeit dem Georg Kunz überlassen.

Auf diese Weise konnten wir dort nach Feierabend unsere Flugblätter richtig drucken.

Die Flugblätter enthielten Nachrichten, die wir aus dem englischen Sender hörten, und auch Nachrichten, die wir aus Basel bekamen. Ein Mitglied unserer Gruppe war Ballistiker. Er entwickelte einen besonderen Trick zur Verteilung von Flugblättern:

Unser Standort war der Dachboden eines Hauses in der Kanstraße, dicht am heutigen Breitscheidplatz. Der Portier des Hauses war ein alter Reichsbannermann. Er gab uns den Schlüssel zum Dachboden. Oben auf dem Dach spannten zwei Mann unserer Gruppe einen Expander. Der dritte Mann steckte die Flugblätter vor den Expander und zog ihn ganz aus - dann ließ er los. Wir haben unsere Flugblätter genau dann abgeschossen, wenn die Kinobesucher aus dem UFA-Palast kamen. Die Flugblätter fielen herunter, als wenn ein Flugzeug sie abgeworfen hätte! Diese Methode funktionierte eine Weile ganz gut. Dann aber hörten wir, daß die SA die Häuser in der Hardenbergstaße kontrollierte, weil sie annahm, daß die Flugblätter von einem Dachstuhl, von einem Balkon oder aus einem Fenster in der Hardenbergstraße gekommen waren.

Eines Nachts gingen wir wieder auf den Boden, öffneten erst einmal die Klappen und beobachteten die Dächer in der Hardenbergstraße. Hinter dem Schornstein lagen Leute auf der Lauer! Deshalb haben wir erst einmal vier Tage Pause gemacht - bis kein Beobachter mehr zu sehen war. Danach wiederholten wir die Aktion noch zweimal. Aber dann bekam der Portier Angst. Er sagte: "Sie fangen jetzt auch an, die Kantstraße zu prüfen. Ich weiß nicht, ob ich es aushalte, wenn sie mich furchtbar rannehmen, ob ich nicht dann doch aussage!" Daraufhin hörten wir mit dieser Aktion auf. Wir hatten das immerhin über zwei Monate lang gemacht - und das fast jeden Abend! Wir hatten ganz schön zu tun, um so viele Flugblätter zu drukken.

Wir haben die Häuser vorher observiert und festgestellt, wieviele Briefschlit-

ze es in einem Aufgang gab.
Wir gaben jedem Flugblattverteiler nur so viele Flugblätter mit, wie es Briefschlitze gab. Der Verteiler fing oben an, und wenn er unten angekommen war, hatte er keine Flugblätter mehr in der Hand. Danach haben wir sofort Haus und Straße gewechselt, sind in einen anderen Block gegengen und haben dort dasselbe gemacht.
Wir arbeiteten sehr genau: Wir verloren nie den Überblick, welche Häuser wir schon mit Flugblättern belegt hatten, welche nicht. Bei dieser Arbeit ist auch nie einer verhaftet worden. In der SAP Charlottenburg gab es m.W. keine Verhaftungen. Jedenfalls nicht von Mitgliedern unserer Gruppe.
Wir mußten uns davor schützen, daß unsere Druckerei durch die Drucktypen der Flugblätter identifiziert werden konnte. Deshalb haben wir erst den Text gesetzt, dann flüssiges Harz daraufgegossen, dann ein paarmal gedruckt, das Ganze mehrfach wiederholt, so daß die Buchstaben unidentifizierbar wurden. Damals untersuchten die Polizei und die SA viele Druckereien und sahen sich die Typen an.
Der Gestapo gelang es nicht, unsere Gruppe zu fassen.
Aber im Frühjahr 1938 machte die Druckerei in der Leibnizstraße Pleite. Unser Ballistiker, der den Expander-Trick erfunden hatte, wurde bald danach einberufen - ausgerechnet nach Peenemünde zu Wernher von Braun! Ich selbst wurde aufgefordert, als Lohnbuchhalter am Westwall zu arbeiten. Georg Kunz arbeitete nun in einer anderen Druckerei. Unser fünfter Mann blieb in Charlottenburg.
So war die Gruppe auseinandergekommen.

Heinz Groth:

Nach dem Verbot der SPD sind wir noch lange Jahre im Freundeskreis zusammengeblieben. Wir waren Arbeitersportler, und der Arbeitersport wurde auch verboten. Wir schlossen uns dem Kanu-Club Charlottenburg an, der in der ersten Zeit kommissarisch geleitet wurde. Aber trotzdem haben wir uns noch so verhalten, wie es vor 33 war, in jeder Beziehung. Wir haben versucht, in unserer Gegend die Zeitschriften und Bücher von vor 33, vor allen Dingen Bücher, zu retten. Zum Teil haben wir sie vergraben und zu einer späteren Zeit wieder herausgeholt.
Wir haben nun nicht mehr versucht, neue Leute zu gewinnen. Aber wir versuchten doch, unsere alten Kreise nicht zu verlieren.
Von der Exil-SPD bekamen wir noch Zeitungen, die wir dann vollkommen geheim und ganz vorsichtig gelesen haben.

Edith Fleischer:

Mit der Vorbereitung auf die illegale Arbeit haben wir schon 1932, lange vor der Machtergreifung, angefangen, da die SAP der Meinung war, daß die faschistische Diktatur nicht mehr zu verhindern sei.
Über einen Verbindungsmann traten die SAP-Genossen Drucker und Zander an uns heran, um einen harten Kern zu bilden, eine Zelle aus fünf besonders politisch bewußten Jugendlichen.
Aus dieser Fünfergruppe wurde dann später unsere kleine Widerstandsgruppe.
Ernst Zander und Erich Drucker waren unsere Mentoren. Außer den beiden Erwähnten waren noch drei Leute in der Gruppe, insgesamt also fünf. Keiner durfte zu viele Leute kennen. Wir fünf kannten nur uns gegenseitig, ich wußte nicht einmal, wo Drucker wohnte. Ich wußte nur: Ernst Zander wohnt Heerstraße 6, und da gehst du hin! Die Leute von der SAP wußten nicht, wer wir waren, und wir wußten nicht, wer sie waren. Es gab nur einen Verbindungsmann.
In der Gruppe haben wir weiterhin Flug-

blätter gemacht, Wände bemalt, Flüsterpropaganda betrieben, also das gemacht, was man mit einem Mindestmaß an Einsatzmöglichkeiten tun kann. Wir mußten sehr vorsichtig sein. Weil doch so viele Menschen umgekippt waren - heute rot, morgen braun -, konnte man zunächst nicht wissen, ob dieser oder jener Genosse auch übergelaufen war, ob er nicht versuchte, sich einen Orden zu verdienen, indem er seine Freunde anzeigte.
Im Dezember 1933 ist unsere Gruppe aufgeflogen. Ich weiß bis heute nicht, ob die Gestapo alle fünf geschnappt hat. Zander und Drucker hatte sie jedenfalls.
Nach meiner Freilassung Mitte Dezember 1933 war nicht an eine erneute organisierte Tätigkeit zu denken, da ich unter Beobachtung stand.

Hedwig Quadflieg:

Es kam die Zeit, da die Fahnen der katholischen Vereine abgegeben werden mußten. Mein Vater war Vizepräses des Arbeitervereins. Er mußte die Arbeitervereinsfahne zu irgendeiner Sammelstelle in Berlin bringen.
Die Männer vom Arbeiterverein wollten auf ihre Vereinsarbeit und auf ihr Zusammensein nicht verzichten. Sie machten das dann illegal und nannten sich jetzt "Himmelfahrtsbrüder" und trafen sich einmal im Monat im Kolping-Haus neben der Feuerwache. Dazu brachten sie zur Tarnung Frauen und Kinder mit. Die Männer trauten sich nicht, allein zusammenzutreffen, weil damals eine furchtbare Spitzelei herrschte: Einer hatte vor dem anderen Angst. Aber diese Treffen hörten nach einiger Zeit auf.

Rudi Pietschker:

Ich wurde 1917 geboren und lebte während meiner Kindheit und Jugend bei meinen Eltern in der Nehringstr. 6 in Charlottenburg.
Aus mehreren Gründen fand ich schon frühzeitig den Kontakt zur Arbeiterbewegung und zu ihren Organisationen:
Mein Vater - von Beruf Reichsbahner - war zwar in keiner Partei, aber in der Gewerkschaft. Einer meiner Lehrer an der Aufbauschule Spreestraße (heute Richard-Wagner-Straße), der uns nach fortschrittlichen pädagogischen Prinzipien unterrichtete, verstand es, indirekt für Organisationen wie die "Kinderfreunde" und die Naturfreundejugend zu werben, die der SPD nahestanden.
Mit vierzehn Jahren trat ich eine Lehre als Buchdrucker an; alle meine Kollegen waren gewerkschaftlich organisiert, und auch ich selber trat hier in die Gewerkschaft ein.
In meiner ganzen Wohngegend gehörten fast alle Nachbarn zur SPD, zur KPD oder zu Organisationen, die diesen Parteien nahestanden.
Ich war nicht nur Gewerkschafter, sondern darüber hinaus Mitglied der SPD-Organisation SAJ (Sozialistische Arbeiter-Jugend), der Naturfreundejugend, der SPD-nahen Freien Turnerschaft Charlottenburg sowie des Jungbanners, der Jugendorganisation des "Reichsbanners Schwarz-Rot-Gold".
Ab 1931 waren die Anhänger der SPD und der KPD in wachsendem Maße Angriffen der SA ausgesetzt, genauer: des SA-Sturms 33, der sein Sturmlokal in der Hebbelstraße 20 hatte. Zwar hatten auch die KPD und die SPD ihre Wehrorganisationen, den Rotfrontkämpferbund und das Reichsbanner; diese Organisationen schützten aber vorwiegend die Veranstaltungen der betreffenden Parteien, während die SA - militärisch straff organisiert - versuchte, Funktionäre und Veranstaltungen der Kommunisten und Sozialdemokraten anzugreifen. Durch die

SA nahm die politische Auseinandersetzung aggressivere Formen an. So griffen SA-Leute z.B. mehrfach Mitglieder der Freien Turnerschaft Charlottenburg an, die nach dem Training in der Turnhalle der Schule Nehringstraße Ecke Danckelmannstraße nach Hause gehen wollten. Uns blieb gar nichts anderes übrig, als ein regelrechtes System zu entwickeln, nach dem wir unsere Sportskameraden nach Hause brachten; keiner ging mehr allein nach Hause.

Die SA überfiel auch ein Tanzlokal in der Windscheidstraße, wo sich häufig Sozialdemokraten und Reichsbannerleute trafen. Wenn dort politische Veranstaltungen stattfanden - wie z.B. ein Vortrag des SPD-Politikers Theodor Haubach, des späteren Widerstandskämpfers - dann mußte das Reichsbanner den Versammlungsort vor der SA schützen.

Sozialdemokraten und Kommunisten in meiner Wohngegend schlossen sich schließlich zu sogenannten "Häuserschutzstaffeln" zur Abwehr des SA-Terrors zusammen. Diese Häuserschutzstaffeln waren keine festen Organisationen mit Statuten und festgelegter Führung, sondern aus der Not geborene Selbsthilfeeinrichtungen. Ihre Führer waren die örtlichen Funktionäre der beteiligten Parteien und Massenorganisationen, also der SPD, der KPD, des Reichsbanners, der Arbeitersportler, des Rotfrontkämpferbundes. Diese Funktionäre hielten ihre Beratungen im KPD-Verkehrslokal Tietz (Nehringstraße 4a) ab. Wenn die SA anrückte, um Arbeiter zu überfallen, wurden die Häuserschutzstaffeln durch akkustische Signale (z.B. lautes Klappern mit Kochtöpfen) alarmiert.

Am Ende der Weimarer Zeit ähnelte die Situation in unserem Teil Charlottenburgs einem regelrechten kleinen Krieg, einem "Dreieckskrieg" in dem Dreieck zwischen dem Sturmlokal Hebbelstraße 20, dem KPD-Lokal Tietz und dem SPD-Lokal Windscheidstraße.

Die SAJ, der ich angehörte, wurde zwar durch Referenten der SPD angeleitet, aber wir waren in einigen Fragen auch uneins mit der Partei; so mißfiel uns ihre Zustimmung zu den Panzerkreuzerkrediten, und wir lehnten auch die Tolerierung der Brüningschen Notverordnung durch die SPD ab. Schwer enttäuscht war das Charlottenburger Jungbanner, als die sozialdemokratische Regierung Braun/Severing in Preußen sich am 20.7.1932 kampflos durch Reichskanzler Papen absetzen ließ; wir hatten lange vergeblich auf unseren Einsatzbefehl zur Verteidigung dieser demokratischen Regierung gewartet; wir hielten uns bereit, zur Polizeikaserne in der Königin-Elisabethstraße zu gehen, denn wir hofften, dort werde das Reichsbanner von sozialdemokratischen Polizisten Waffen zur Verteidigung der Republik erhalten.

Aber nichts geschah.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten traf uns völlig unvorbereitet - wie ein Schock. Am 30.1.1933 hielt meine SAJ-Gruppe gerade in dem Jugendheim in der Pestalozzistraße ihren Heimabend ab. Während des Heimabends erfuhren wir zwar schon, daß Hindenburg Hitler zum Reichskanzler ernannt hatte. Es dauerte aber noch lange, bis uns die Bedeutung dieses Ereignisses klar wurde.

Nach dem Heimabend erlebten wir noch den berüchtigten Marsch des Sturms 33 durch die Wallstraße mit und sahen einiges von dem Gerangel zwischen SA-Leuten und Kommunisten. Die Schüsse habe ich allerdings nicht gehört, den Tod von Maikowski und Zauritz nicht mitangesehen.

Aus Gesprächen mit SA-Leuten wußten wir, daß Maikowski zu einer Fraktion innerhalb der SA gehörte, die sich mit der Machtergreifung nicht zufriedengab. Diese Gruppierung innerhalb der SA wollte die "braune Revolution" fortsetzen, um den "Sozialismus" des Parteiprogramms zu verwirklichen. Man darf nicht vergessen, daß kurz vor und v.a. nach der Machtergreifung sich eine ganze Reihe von KPD-Leuten der SA zugewandt hatte, z.B. ein großer Teil einer RFB-Schalmeienkapelle in der Nehringstraße. Weil Maikowski zu dem "revolutionären" SA-Flügel gehörte, ging bereits damals das Gerücht um, er sei von Nationalsozialisten ermordet worden.

Unmittelbar vor der Machtergreifung war

unsere SA-Gruppe 15 bis 20 Leute stark, ebensoviele gehörten zur Jungbanner-Gruppe. Die Arbeitersportgruppe zählte gar 60 Personen.
Nur ganz wenige davon beteiligten sich nach der Machtergreifung am Widerstand gegen das NS-Regime, und auch das erst nach ungefähr fünf Monaten. Diese SAJ'ler sprangen ein für die bis zu diesem Zeitpunkt fast restlos verhafteten SPD-Funktionäre, die sich überhaupt nicht auf eine illegale Arbeit vorbereitet hatten und ohnehin in der Öffentlichkeit bekannt waren.
Ich selber wurde durch meinen SAJ-Genossen Gustav Hoffmann in die Untergrundarbeit eingeführt. Gustav Hoffmann stammte aus der Danckelmannstraße Ecke Christstraße, wo sein Vater einen Tabakladen besaß. Gustav hatte Kontakt zur illegalen SPD, die mit der Exilorganisation in Prag zusammenarbeitete. Ich hatte zunächst für die SPD Kurierdienste zu leisten: Ich bekam von Gustav illegales Material, das ich an verschiedene Empfänger weiterzuleiten hatte. Dieses Material der Exil-Leitung enthielt z.B. theoretische Lagebeurteilungen und Anweisungen, die nach meiner Erinnerung kaum brauchbar waren. Wertvoll für uns waren jedoch die Informationen zum Thema: "Wie reagiert die Weltöffentlichkeit auf das Geschehen in Deutschland?"
Einige der Hefte und Broschüren hatte man verkleinert (maximal DIN A5), andere waren durch ein unverfängliches Titelblatt getarnt (z.B. Reklameaufdruck).

Gustav brachte mir diese Druckschriften nicht nach Hause, sondern wir trafen uns konspirativ z.B. im Lietzensee-Park oder am Friedrich-Karl-Platz.
Nach einiger zeit war es SAJ-Genossen gelungen, auf einer eigenen Abzugsma-



Die Gruppe "Tatgemeinschaft" in Eberswalde bei Professor Strecker
hintere Reihe von links: der Maler Fidus (mit Vollbart), daneben Frau Strecker, Professor Strecker, weiter rechts: Fritz Meyke, vor ihm links: Rudi Pietscher, direkt links unter Fidus: Frau E. Schober

schine Flugblätter herzustellen. Die Flugblätter warnten vor der Aufrüstung Deutschlands und erläuterten die These, daß Hitlers Herrschaft Krieg bedeute. Ich wirkte bei der Verteilung dieser Blätter mit: Wir legten sie in Treppenhäusern und auch in Parks aus.

Am Friedrich-Karl-Platz wurden wir einmal von der Polizei beim Verteilen erwischt: Ein Genosse und ich selbst wurden festgenommen, mehrere andere konnten entkommen. Zu unserem Glück ließen uns die Polizisten noch die Chance, unsere restlichen Flugblätter - und damit das Beweismaterial - wegzuwerfen. Erst dann brachten sie uns zum Verhör in das Polizeirevier Kaiserdamm 1. Der vernehmende Beamte dort befragte uns zur Sache, er wendete aber keine Tricks oder Fangfragen an, die uns hätten überführen können. So konnten wir uns mit der Behauptung herausreden, wir hätten die Flugblätter zwar genommen und gelesen, nicht aber verteilt. Nachdem er das Vernehmungsprotokoll im Nebenraum irgendwelchen SA- oder SS-Leuten gezeigt hatte, ließ er uns laufen.

Nach diesem Zwischenfall stellten wir das Flugblattverteilen ein.

1934 und in den folgenden Jahren wurde es zunehmend schwieriger, einen politischen Kontakt mit gleichgesinnten aufrechtzuerhalten, denn viele Jugendliche mußten nun ins Landjahr, zum Arbeitsdienst, zum Autobahnbau.

Dennoch entstanden in Charlottenburg mehrere Möglichkeiten, sich mit Hitlergegnern zu treffen.

Eine gute Möglichkeit war der Guttemplerorden, der in der Krumme Straße



Die Gruppe "Tatgemeinschaft" in den Räumen des Guttemplerordens anläßlich der Hochzeit von zwei Mitgliedern. Ganz rechts hinten: ein jüdisches Mitglied, dem später zur Flucht ins Ausland verholfen wurde.

tagte. Der Guttemplerorden war eine Organisation von Alkoholgegnern, die ähnlich wie eine Freimaurerloge neue Mitglieder erst nach einem geheimen Aufnahmeritual aufnahm. Ohne das geheime Losungswort kam man nicht in den Orden.

Ich gehörte zur Gruppe "Tatgemeinschaft", deren Vorsitzender der Sozialdemokrat Fritz Meyke war. Er war schon vor der Hitlerzeit im Orden aktiv gewesen - in Übereinstimmung mit der sozialdemokratischen Auffassung, daß der Alkohol der Feind des Arbeiter ist.
In den dreißiger Jahren (bis zur Auflösung des Ordens 1937) diente der Orden Hitlergegenern verschiedener politischer Richtung als Informations- und Diskussionszentrum, und Fritz Meyke deckte diese illegale Tätigkeit.
In der "Tatgemeinschaft" trafen sich - neben vier SAJ-Leuten - auch Angehörige des KJVD, der Bündischen Jugend dj. 1.11 (tusk) und der Naturfreunde. Auch ein katholischer Jugendlicher war dabei. Prof. Strecker aus Eberswalde hielt uns Vorträge über Philosophie. Ich erinnere mich auch an Spitzel, die sich bei uns einschleichen wollten; sie konnten aber bei uns nicht landen, weil sie sich in den Gesprächen, von denen sie keine Ahnung hatten, verrieten.
Prof. Strecker lud uns auch in sein Haus in Eberswalde ein, und dort trafen wir auch mit dem bekannten Jugendstilkünstler Fidus zusammen, der sich nach einer kurzen Begeisterung für das nor-



Mitglieder der "Tatgemeinschaft" am Grab von Kurt Tucholsky in Schweden.
4. v. r. R. Pietschker

dische Jugendideal der Nationalsozialisten wieder von Hitler abgewandt hatte.
In der ersten Zeit durften die Guttempler noch eine eigene Kluft tragen: zuerst blaues Hemd mit schwarzem Schlips, später dunkelbraune Hemden mit blauem Schlips. Die "Tatgemeinschaft" ging auch auf Wanderfahrt und durfte zuerst sogar Jugendherbergen benutzen, wenn uns - wie z.B. in Birkenwerder - der Herbergsvater wohlgesonnen war.
Besonders wichtig waren aber unsere Auslandsreisen nach Skandinavien. Dort konnten wir sogar Exil-Sozialdemokraten und dänische Genossen treffen, mit denen wir Informationen austauschten. Dank der Skandinavienreisen hatten wir auch bessere Möglichkeiten, Verfolgten zur Ausreise zu verhelfen, so u.a. auch einem jüdischen Jugendlichen aus der "Tatgemeinschaft".

Eine Auslandsreise für Jugendliche war damals ein recht kompliziertes Unternehmen:
Bevor wir z.B. nach Dänemark konnten, mußten wir uns im Betrieb, bei der Deutschen Arbeitsfront und auch bei der HJ abmelden. Das betraf auch die Jugendlichen, die nicht in der HJ waren, sofern sie noch nicht achtzehn Jahre alt waren. Beim HJ-Bann, der seine Dienststelle in einer Westend-Villa hatte, wurden wir sehr herablassend behandelt - aber es klappte.
Eine wichtige Tätigkeit der illegalen SAJ und auch der anderen Jugendlichen in der "Tatgemeinschaft" war die Gefangenenhilfe. Politische Gefangene mußten mit Päckchen versorgt werden. Bis Anfang 1934 sammelte ein Schuster, der der KPD nahestand, noch Beiträge für die Rote Hilfe ein, rechnete äußerst penibel ab und klebte sogar noch Marken für die eingezahlten Beträge. Er war der Meinung, daß nach dem Ende des Nationalsozialismus seine Partei von ihm genaue Rechenschaft darüber verlangen werde.

Als wir feststellten, daß die Gestapo den Schuster beobachtete, wurde diese Möglichkeit nicht mehr genutzt. Wir stellten nun die Päckchen zusammen und versuchten, politisch **Unbelastete** zu finden, die bereit waren, ihren Absender auf das Päckchen zu setzen. Das hatte auch Erfolg, so daß wir mehrere politische Häftlinge unterstützen konnten. Wir kümmerten uns auch um Genossen, die aus dem KZ entlassen waren, pflegten die oft körperlich kranken Menschen und versorgten sie materiell.

Nur wenige hatten den Mut, über ihre Erlebnisse im Lager zu reden.
1935 fand in Erfurt ein großes Treffen der Guttempler aus ganz Deutschland statt, zu dem auch die Charlottenburger fuhren; eine hervorragende Gelegenheit, mit Sozialdemokraten aus dem ganzen Reich zusammenzutreffen.
Unsere Guttemplergruppe hielt noch bis 1938 den Kontakt untereinander. Fünfzehn Leute waren es zum Schluß noch.
1937 mußte ich zum Arbeitsdienst. Da fuhren mir die Kameraden sogar bis ins Arbeitsdienstlager nach. Im Wald im Rhinluch tauchten sie plötzlich auf, um mich zu besuchen, und sie brachten sogar ihre Klampfen mit!
Der Guttemplerorden war nicht der einzige Ort in Charlottenburg, wo sich SAJ-Leute und andere Illegale heimlich trafen. In der Laubenkolonie Ruhwald kamen wir bei einem KJ-Mitglied namens "Jack" zusammen. Ein Referent bei den dortigen Zusammenkünften war der spätere Bundestagsabgeordnete Kurt Mattick. Gesprochen wurde über Politik, aber auch über Literatur, z.B. über Jack London und B. Traven, Otto Wahrlich rezitierte Heinrich Heine und Kurt Tucholsky, ein jüdischer Pianist musizierte.
Der Ort war günstig gewählt: In der Kolonie wohnten zuverlässige Leute, die uns bei Gefahr gewarnt hätten, und wir hätten dann durch den Ruhwaldpark oder über den Spreetalweg entkommen können.
Für politische Kontakte nutzten wir sogar die Volkstanzgruppe in Charlottenburg; eine davon traf sich in der Schule in der Pestalozzistraße.

Edith Schober:

Es waren bei den "Guttemplern" zwei vollständige SAJ-Gruppen untergekommen. Das eine Heim, in dem wir waren, hieß "Tatgemeinschaft". Mein späterer Mann war dort "Hilfsstempler".
In das Heim kam man nur mit Hilfe eines Losungswortes, sonst war die Tür verschlossen. Erst nachher, wenn das Ritual vorbei war, konnten die Gäste rein. Wir haben dort Heimabende abgehalten, auch gesungen.
Eines Tages tauchte bei uns ein Junge auf, dem wir mißtrauten. Die Nazis waren uns wohl auf die Schliche gekommen und hatten uns einen Spitzel untergeschoben. Wir hatten Vorlesungen von

einem Professor Strecker von der Forsthochschule Eberswalde über Philosophie; in diesem Fach war er Dozent in Eberswalde. Er war auch Guttempler. Wir haben wie richtige Studenten mit Schreibblöcken dagesessen und mitgeschrieben. Auch dieser Junge, dem wir mißtrauten, war dabei. Da kriegte einer von uns die Idee ihn zu fragen: "Sag mal, was sind eigentlich Philosophen?" Da sagte der: "Philosophen? - Das sind Leute, die sich mit Sachen befassen, die sie nichts angehen!" Da wußten wir sofort, wo der herkam!

Eines Abends kam ich ins Heim, da war alles leer. Ich ging zu dem Mann am Ausschank (die Guttempler hatten eine Kantine, natürlich nur mit alkoholfreien Getränken) und fragte: "Was ist denn los hier?!! Heute ist ja alles leer!" - "Mensch, verschwinde!" - "Warum?" - "Frag nicht, verschwinde!" Ich weiß nicht, wie sie herausgekriegt hatten, daß an dem Abend Razzia war. Sie hatten wohl irgendeinen, der oben bei der Gestapo saß. Bei dieser Razzia wollten sie die Heime ausheben, von denen sie wußten, daß es Tarneinrichtungen waren.

Aber irgendjemand hatte die SAJ-Leute gewarnt, und daraufhin war das Nest leer. Die Sache mit den Guttemplern wurde dann aufgegeben.

Edith Fleischer:

1935 bekamen mein jetziger Mann und ich eine kleine Wohnung in Charlottenburg in der Schillerstraße. Seit meiner Freilassung aus der Gestapo-Haft waren zwei Jahre vergangen. Da habe ich versucht, wieder zu meinen alten Freunden aus dem SJV Kontakt aufzunehmen.

Bei diesen neuen Treffen ging es uns um den Kontakt mit Gleichgesinnten. Wir trafen uns, um uns gegenseitig zu informieren, auch aus freundschaftlichen Gründen.

Aktionen haben wir nicht mehr durchgeführt. Wenn man eine Widerstandsgruppe aufbauen will, braucht man eine Ausbildung, eine Anleitung. Wenn man als ganz unbedarfter Idealist dasteht, kann man wohl ein bißchen theoretisch denken und sich vorstellen, was man tun müßte. Aber wenn man keinen Rückhalt hat, wenn die Partei der Erwachsenen, der Dreißig-, Fünfunddreißig-, Vierzig- und Fünfzigjährigen stillhält und nichts tut: Was sollen denn dann junge, unerfahrene Leute tun?

"Jubel und Hurra gab es nicht" -
Charlottenburg 1939 - 1945



Der Westen

Nr. 238 — Berliner Tageszeitung — 39. Jahrgang

Freitag, den 1. September 1939

Appell des Führers an die Waffen

Wolfgang Neuber:

Am 1. September 1939 stand ich in der Kaiser-Friedrich-Straße, und zwar ziemlich dicht am Luisenplatz. Man hatte dort Lautsprecher aufgestellt, die Hitlers Rede übertrugen, worin Hitler die Polen zahlreicher Übergriffe beschuldigte und erklärte: "Seit heute morgen 5 Uhr 45 wird jetzt zurückgeschossen!" Ich war wegen der Übergriffe der Polen gegen die Auslandsdeutschen ziemlich beeindruckt.

Heinz Oehlert:

Ich war am 1. September 1939 noch in der Schule, und zwar in der 10. Klasse der Mittelschule in der Richard-Wagner-Straße. Wir haben in der Schule die Rede Hitlers gehört. Sie wurde direkt übertragen.
Ganz betroffen war unser Lehrer. Ich traf ihn zwei Tage später im Kino in der Bismarckstraße. Damals ging es um das Ultimatum der englischen und französischen Regierung, das Hitler nicht beantwortet hatte. Mein Lehrer sagte zu mir:
"Jetzt kommt die Katastrophe! Jetzt geht der Weltkrieg wieder los!" Das war seine erste spontane Äußerung. An den Weltkrieg hatte er noch frische Erinnerungen.
Wir dachten: Die Schule fällt aus, jetzt wird nur noch gefeiert! Wir wunderten uns, daß alles so weitergehen sollte wie vorher.
Bei uns im Hause gab es Luftschutzübungen, Feuerlöschübungen. Ein Luftschutzmann in Uniform, der dabei war, konnte das auch noch gar nicht richtig fassen. Er sagte: "Wir müssen jetzt den Ernstfall üben!" Da sagte irgendjemand: "Der Ernstfall hat ja schon angefangen."

Hans Scholz:

Als die Mittagspresse mitteilte, daß der Polenkrieg begonnen hatte, war der Kurfürstendamm voll von Menschen, aber alle waren still. Das war ganz deutlich zu sehen: Kein Jubel, keine Begeisterung. Kein Fahnenschwenken und Hurra. Nicht einmal SA, die doch eigentlich für siegreiche Stimmung hätte sorgen müssen. Gar nichts. Es war betretendes Schweigen.

Frau Schulz:

Als der Krieg gegen Polen begann, wurde im Werk Charlottenburger Ufer die Rede Hitlers übertragen. Ich saß an der Bohrmaschine und weinte.
Ich habe geweint, weil ich mir immer vorgestellt habe: Was soll jetzt werden?!!
In diesem Augenblick kam eine Schreiberin aus dem Büro vorbei. Sie sagte: "Frau Schulz, beruhigen Sie sich doch! Die sprechen doch schon über Sie, im Büro!" Sie wollte nicht, daß ich so auffiel: "Kommen Sie raus, kommen Sie auf die Toilette und beruhigen Sie sich ein bißchen. Rauchen Sie eine Zigarette!"

Kurt K.:

Die Belegschaft von "Heliowatt" in der Wilmersdorfer Straße war seinerzeit, als der Krieg ausbrach, als Fanfaren ertönten, sehr, sehr niedergeschlagen. Wir alle haben gesagt: "Um Gottes Willen, was wird jetzt?!" Jubel und Hurra gab es nicht.



Neue Kantstraße, 15.10.1940
Originalbildunterschrift: "Wieder warfen Churchills Nachtpiraten Bomben auf Berliner Wohnhäuser - Durch Einschlag einer Sprengbombe auf die Straße eines Berliner Wohnviertels wurden verschiedene Läden schwer beschädigt."



Neue Kantstraße, 15.10.1940
Originalbildunterschrift: "Schon in den frühen Morgenstunden waren die Wertstattwagen der BVG unterwegs, um einen durch einen Bombeneinschlag entstandenen Schaden an der Oberleitung der Straßenbahn zu beseitigen."

Ellen Koh:

24.7.40
In der Nacht um 3/4 1 Uhr war Alarm. Ein Mädel, das Nachtschicht hat, kam gerade nach Hause. Bis 1/2 2 Uhr waren wir im Keller. Ihr auch? ...
In der Gegend des Alexanderplatzes ist 1 Bombe geworfen worden. Auf den Straßen liegen überall Granatsplitter herum.

20.8.40
Ich bin schon wieder mal müde, weil ich 1 3/4 Std. im Keller war.

30.8.40
Du hast Recht, vorgestern früh und die Nacht darauf waren wir auch im Keller. Bis jetzt waren 2 Brände und viele Todesopfer. Gestern hat das ganze Boehm-Stift auf Vorrat geschlafen.

26.9.40
In der letzten Nacht waren wir wieder 5 Stunden unten. Lange hält man das wirklich nicht aus.

28.9.40
In der letzten Nacht waren wir wieder 2 mal unten. Einmal 2 Stunden und einmal 3/4 Stunde.

24.10.40
Bin gut angekommen. ... Das erste, was ich sah, war, daß unser Nachbarhaus Nr. 85 von einer Bombe getroffen ist. Ebenso der Savignyplatz.

15.11.40
In der vorletzten Nacht war von 1/2 9 - 1/2 11 Uhr Alarm, und in der letzten Nacht war es sehr, sehr munter. Hier

in der Umgebung wurden viele Bomben geworfen. Alarm war von 9 - 1 Uhr und von 3 - 1/2 5 Uhr. Ganz schön, nicht wahr? Ich will euch aber nicht berichten, wie furchtbar ich diese Nacht zugebracht habe. Jetzt bin ich natürlich todmüde.

16.12.40
In der letzten Nacht war 2 x Alarm. Erst von 1/2 10 bis 11 und dann von 1/4 5 bis 1/2 7. Am Wittenbergplatz, Tauentzienstraße, Nürnberger Straße, KaDeWe, Rosenberg, Hohenzollernplatz, Halensee ist alles zerschossen und abgesperrt. Wüst, kann ich nur sagen. Die Geschäftswaren lagen auf der Straße herum. Unbeschreiblich überhaupt... Am Wittenbergplatz und Tauentzienstraße sind 3 Bomben gefallen. Wir rechnen in dieser Nacht mit Fortsetzung.

14.2.41
Wie Du ja sicher weißt, war in der Nacht vom Mittwoch zum Donnerstag 5 1/4 Stunden Alarm. Ich sage Dir, ein Vergnügen eigner Art...



Neue Kantstraße 25, Hof, 15.10.1940
Originalbildunterschrift: "Auf den schändlichen Spuren englischer Nachtbomber - Im Hof eines Berliner Wohnhauses, wo Offiziere der deutschen Luftwaffe die Einschläge der auf die Berliner Zivilbevölkerung geworfenen Bomben besichtigen. Die Vergeltung wird nicht auf sich warten lassen."

Hedwig Quadflieg:

Eine der ersten Bomben, die auf Berlin fielen, fiel hier in der Ilsenburger Straße Ecke Kaiserin-Augusta-Allee. Die Leute sind noch in Scharen angekommen, um das zu sehen. Das war eine regelrechte Wallfahrt!



Neue Kantstraße, Seitenflügel, 15.10.1940
Originalbildunterschrift: "Unfähig und zu feige, militärische Objekte anzugreifen, warfen die durch die deutsche Abwehr vertriebenen britischen Luftpiraten ihre Bomben wieder einmal auf Berliner Wohngebäude!"

Ilse Baumgart:

Einer der frühen Bombenangriffe traf ein Haus in der Carmerstraße. Darüber wurde in unserer Gegend gesprochen, von Mund zu Mund weitererzählt. Bei diesem Bombentreffer kamen auch Leute um.



Neue Kantstraße, 15.10.1940
Originalbildunterschrift: "Unser Bild zeigt Aufräumungsarbeiten nach dem britischen Fliegerangriff in der Nacht zum 10. Oktober 1940. Hier fiel die Bombe in eine belebte Wohnstraße des Berliner Westens."

Charlotte Meyer:

Am 23.11.43 um Punkt 8 Uhr abends gingen die Sirenen. Das kam sehr plötzlich. Die erste Bombe, die in der Bismarckstraße am Knie heruntergekommen ist, hat eine Knall gegeben, den selbst wir in Falkenhöhe gehört haben! Ich sprang sofort hoch, meine Tochter sprang aus ihrem Bettchen, und da sagte ich: "Gott, jetzt ist was passiert!" Als ich zwischen acht und halb neun rauskam, da sah ich von weitem Charlottenburg: Alles brannte! Ein ganz heller Lichterschein! Ich hatte keine Ruhe und bin den anderen Morgen gleich losgegangen. Von uns aus fuhren Autobusse noch nach Charlottenburg. Ich fragte den BVG-Beamten: "Sagen Sie mal, fahren Sie nach Charlottenburg?" "Ach," sagte er, "ganz Charlottenburg brennt!" Ich sagte: "Sie haben doch in der Helmholtzstraße Ihren Stand! Können Sie mir sagen, ob das da alles in Ordnung ist?" Das war genau unsere Ecke. "Da brennt alles!" antwortete er. Daraufhin bin ich zu Fuß zum Bahnhof Charlottenburg runtergegangen. Es fuhr keine Bahn, es fuhr nichts! Ich lief die ganze Wilmersdorfer Straße entlang: alles kaputt! Drei, vier Häuser standen vielleicht noch. Es glühte noch alles, es brannte noch alles!

Unterwegs traf ich den Kassierer von der Commerzbank. Ich war damals in anderen Umständen. Er fragte: "Frau Meyer, was machen Sie denn hier? Suchen Sie Ihren Mann?" Dann drückte er mir so die Hand und sagte weiter nichts. Da ahnte ich etwas! Ich komme zum Haus 107 hin: Es war alles kaputt, verbrannt, runtergebrannt bis unten, bis auf die Mauern!

Auf den verkohlten Mauern waren Zettel

geklebt, auf denen geschrieben stand, wo sich die Mieter befanden. Ich suchte den Namen meines Mannes und fand ihn nicht! Da kam die Wirtschafterin von Fischer-Kressmanns an. Das waren Bekannte von uns, die auch im Hause wohnten. Sie sagte: "Frau Meyer, Ihr Mann wird bestimmt in der Schillerstraße 15 untergebracht sein." Ich ging hin, der Hausmeister kam mir entgegen: "Sie, Frau Meyer?!!" - "Ja, ich suche meinen Mann!" - "Ihr Mann ist doch in Falkenhöh!" - "Deshalb komme ich ihn ja suchen! Er ist nicht in Falkenhöh!"

Da kam eine andere Mieterin und sagte: "Ihr Mann ist in dem Schultheiss-Laden zum Kegeln, zusammen mit mehreren Freunden." Ich ging also zur Kegelbahn runter, das war alles Schutt, aber der Eingang nach unten war frei. Da kam der Hausmeister an und sagte: "Frau Meyer, wen suchen Sie?" - "Ich suche meinen Mann!" - "Den werden Sie nicht mehr unter den Lebenden finden! Alle, die dort unten in der Kegelbahn waren, sind tot." Mein Mann hatte einen Freund, der war ein ziemlich "hohes Tier". Der hatte eine Anzahl von Leuten seiner Division mit Schaufeln und Spitzhacken dorthin beordert, um die Menschen, die dort unten waren, zu suchen. Sie kamen aber nicht heran, weil alles noch brannte und heiß war.

Ich bat die Frau vom Zeitungsstand am Knie, die uns schon seit 36 kannte, sie möchte doch so gut sein und beobachten, was dort geschah und mir sofort Nachricht zukommen lassen. Das hat sie dann auch gemacht. Ich bin wegen jedes auch noch so geringen Fundes dagewesen. Ich bin auch noch zum Polizeirevier Kaiserdamm gegangen und habe gemeldet, daß mein Mann nicht zu finden war.

Eines Tages bekam ich Nachricht, ich möchte doch hinkommen. Es sei etwas zu besprechen. Ich ging also hin, da wurden mir die Sachen der Toten, die sie gefunden hatten, gezeigt. Da lagen seine Brieftasche mit angekohltem Geld, sein Ausweis und verschiedene Papiere, sein Ring von dem Weinheimer SC, von seinem Corps, der Trauring und die Schlüssel. "Ja, das gehört alles meinem Mann, und der Ring und der Trauring auch."

Den Ring, den mein Mann anhatte, den trage ich jetzt. Damit hatte ich ihn identifiziert. Die Leichen wurden freigegeben und kamen in ein Massengrab nach Ruhleben, das heute noch existiert.

Charlottenburgs Versorgung nach dem Terror
Eine Million Brote zusätzlich - Weshalb stockte die Milchzufuhr?

Wenn man am gestrigen Sonntag durch die Straßen Charlottenburgs ging, so lag ein ganz feiner Kaffeeduft in der Luft. Die Charlottenburger hatten ihre Kaffee-Zuteilung bekommen und tranken ihren nach den ausgestandenen Bomben-Schrecken wohl verdienten Bohnenkaffee mit besonderem Behagen. Dieser Genuß war allen wahrlich zu gönnen.

... Einstimmigkeit herrscht darüber, daß gerade in Charlottenburg die Verpflegung in den Sammelstellen und Verpflegungs-Ausgabe-Stellen der NSV. in jeder Hinsicht mit einem Worte vorbildlich war, kräftig, ausreichend und höchst wohlschmeckend. Laien können sich unmöglich auch nur annähernd einen Begriff davon machen, was es für Einsatzfreudigkeit und Aufopferung vieler Tausender von Volksgenossen und Volksgenossinnen erfordert, daß alles so hervorragend klappt, wie es nach den schweren Terror-Angriffen gerade in den

Bezirken Charlottenburg und Tiergarten geklappt hat ...
Um nun gleich einigen "Meckeren" das Maul zu stopfen: Jawohl, es sind nach den Terrorangriffen vorübergehend gewisse Schwierigkeiten in der Brotversorgung Charlottenburgs entstanden, und manche unserer ohnehin stark in Anspruch genommenen Hausfrauen mußten hier und da weitere Wege als sonst machen, um ihr Brot bekommen zu können. Wohl verstanden: nicht, weil es etwa an Mehl fehlte, sondern lediglich aus Transportschwierigkeiten.
... Bei der Fleisch- und Fettversorgung hat es in Charlottenburg nur ganz vorübergehend kleinere örtliche Hemmungen gegeben, die fast ausschließlich ebenfalls auf Transportschwierigkeiten zurückzuführen waren. Ein fühlbares Vacuum in der Kartoffel- und Gemüseversorgung ist nirgends zu verzeichnen gewesen. Anders war es bei der Milch. Für den Transport von Milch sind Kannen notwendig, die sich nie ersetzen lassen. Und diese Kannen wurden in sehr vielen Fällen nicht umgehend an die Molkereien zurückgeschickt, die über keinerlei Reserve-Kannen verfügen.

Charlottenburger Zeitung, 6.12.1943

Berliner!

Bezugsschein bedeutet gerechte Verteilung.

Es ist dafür gesorgt, daß alle satt werden und sich alle anständig kleiden können.

Jeder Angstkauf stört deshalb die gesamte Versorgung.

Aufgetretene Schwierigkeiten waren häufig die Folge von Angstkäufen, die nicht notwendig sind.

Wenn sich jeder diszipliniert verhält, wird die Versorgung mit Nahrungsmitteln, Bekleidung und sonstigen Bedarfsartikeln gesichert sein.

Hysterische Aufgeregtheit ist nicht geeignet, den glatten Ablauf der Versorgung zu sichern. Ein jeder von uns muß einsehen, daß die Einspielung des Verteilungsapparates einige Tage wenigstens in Anspruch nimmt.

Wir haben allen Grund, der nationalsozialistischen Staats- und Wirtschaftsführung das größte Vertrauen entgegenzubringen.

Berliner und Berlinerinnen, helft mit und zeigt die altgewohnte Disziplin.

A. Görlitzer
stellv. Gauleiter

Achtung, Berliner Verbraucher! Berlin, 31. August 1939.

Wo werden Bezugscheine beantragt?

Für die Versorgung der Berliner Bevölkerung mit den auf Ausweiskarten und Bezugscheinen zu beziehenden Verbrauchsgütern (das sind Lebensmittel, Seife, Kohlen, Spinnstoff- und Schuhwaren) sind von der Stadtverwaltung Berlin in jedem Verwaltungsbezirk eingerichtet worden:

1. eine große Zahl von Kartenstellen,
2. ein Wirtschaftsamt,
3. ein Ernährungsamt.

Diese drei Verwaltungen teilen sich in der Zuständigkeit wie folgt:

I. Die Kartenstellen

die in der größten Zahl der Fälle die unmittelbare Verbindung mit der Bevölkerung halten, sind zuständig für:

a) Ausstellung der Verteilung der Bezugskarten.

Zuständig ist dem Hauseigentümer oder seinem Vertreter bei der ersten Verteilung Ausweiskarten für solche Personen, die dauernd im Haushalt leben (z.B. für neugeborene Kinder), so sind die Karten von den Hauseigentümern bei den Kartenstellen anzufordern.

Für Personen, die abwesend sind und erst nach der allgemeinen Kartenausgabe in ihren Haushalt zurückkehren (z.B. bei Entlassungen aus Kranken- oder Gefangenenanstalten — auch Neugeborene —) werden die Ausweiskarten bei genügender Legitimation (Entlassungsschein und vom Hauseigentümer bescheinigte polizeiliche Anmeldung) an die betreffenden Personen ausgegeben.

b) Ausgabe von Bezugsscheinen für

Spinnstoffwaren,
Schuhwaren und
Seifenzusatzmengen.

c) Ausstellung von Bezugscheinen für zusätzliche Milch für Kinder, werdende und stillende Mütter.

II. Das Wirtschaftsamt

ist insbesondere zuständig für

a) Ausgabe von Ausweiskarten an solche Personen, die sich vorübergehend im Bezirk aufhalten (Schiffer, Artisten, usw.);

b) Ausgabe von Bezugscheinen für Hausbrandkohle für
das Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe,
Kleingewerbetreibende,
Anstalten,
Wehrmacht- und Schutzgliederungen;

c) Ausgabe von Bezugscheinen für Seife für
Betriebe, deren Gefolgschaftsmitglieder infolge ihres Berufs besonders starker Verschmutzung an Körper und Kleidung ausgesetzt sind,
Gaststätten, Herbergen,
Anstalten,
Betriebe des Friseurgewerbes,
Wehrmacht und Schutzgliederungen;

d) Ausstellung von Wanderpersonalkarten für Spinnstoff- und Schuhwaren an Personen, die in ihrer Berufstätigkeit von Ort zu Ort ziehen, (Artisten, Schiffer usw.)

e) Ausgabe von Bezugscheinen für Spinnstoff- und Schuhwaren für Anstalten;
Wehrmacht und Schutzgliederungen,
Inhaber von Wanderpersonalkarten;

f) Abrechnung mit den Kleinhändlern über die ausgegebenen Bezugskartenabschnitte und Bezugscheine (Hausbrandkohle, Seife).

Außerdem gibt das Wirtschaftsamt die Tankausweise und Mineralölbezugscheine aus.

III. Das Ernährungsamt ist zuständig für:

a) Ausgabe von Lebensmittelbezugscheinen für Anstalten,
das Gaststätten- und Beherbergungsgewerbe,
Wehrmacht und Schutzgliederungen;

b) Abrechnung mit Kleinhändlern über die ausgegebenen Bezugskartenabschnitte (Lebensmittel).

Beschwerdeinstanz:

Die Zentralleitung der Wirtschafts- und Ernährungsämter in der Hauptverwaltung der Stadt Berlin obliegt, soweit es sich um Spinnstoffe und Schuhwaren, Kohle und Seife, sowie um die Organisation der Kartenstellen handelt, dem Hauptwirtschaftsamt (Schöneberg, Hauptstr. 45), soweit Lebensmittel in Frage kommen, dem Haupternährungsamt (Berlin, Monbijouplatz 3).

IV. Was interessiert besonders:

a) Wann sind die Kartenstellen geöffnet?

Die städtischen Wirtschafts- und Ernährungsämter sowie die städtischen Kartenstellen sind für das Publikum an allen Wochentagen von 9—13 Uhr und von 15—19 Uhr geöffnet.

b) Wo ist die zuständige Kartenstelle oder das Wirtschaftsamt oder Ernährungsamt?

Die örtliche Lage des zuständigen Wirtschaftsamtes, Ernährungsamtes und der zuständigen Kartenstelle kann aus den in den städtischen Dienststellen befindlichen Aushängen ersehen werden. Die zuständige Kartenstelle kann auch bei dem Hausbesitzer oder bei seinem Vertreter erfragt werden.

c) Jeder Verbraucher braucht nicht selbst zur Kartenstelle, er kann auch Vertreter schicken. Wer gilt als Vertreter?

Bezugscheine für Spinnstoff- und Schuhwaren können auch von Beauftragten der Bezugsberechtigten beantragt werden. Es müssen jedoch Personen sein, die zu den Antragstellern in persönlicher Beziehung stehen (Verwandte, Angehörige). Die Antragstellung hat auf den vorgeschriebenen Vordrucken zu erfolgen. (Es kann also die Frau für den Mann, der Sohn für die Eltern usw. Bezugscheine beantragen.)

d) Für die Beantragung von Zusatzmengen Milch ist zu beachten:

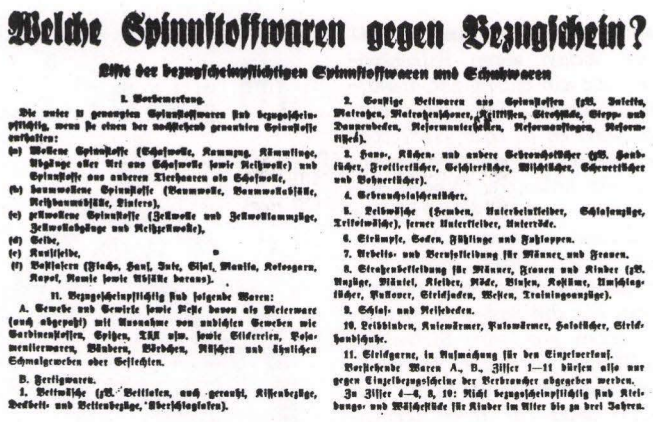
Als Unterlage für die Beantragung von Zusatzmengen Milch für Kinder und stillende Mütter gelten die Geburtsurkunden der Kinder oder andere amtliche Unterlagen und für werdende Mütter Bescheinigungen von Ärzten, Hebammen oder Fürsorgestellen. Kinder unter 6 Jahren erhalten täglich zusätzlich 0,5 Liter Milch, werdende und stillende Mütter täglich 0,3 Liter Milch. Die Anträge sind zu stellen bei der örtlich zuständigen Kartenstelle.

e) Und die Hausbrandkohle?

Für den Bezug von Hausbrandkohle ist folgende Regelung getroffen: Im Bereich der Reichshauptstadt werden vom Kohlenhandel nach Lage der Bestände für die ersten vier Wochen auf jeden Kohlenabschnitt der Ausweiskarte bis zu 12,5 Kilogramm (also ¼ Zentner) Steinkohlen oder Koks oder Braunkohlenbriketts ausgegeben. Verbraucher, die ihren Winterbedarf bereits ganz oder teilweise gedeckt haben, werden vom Kohlenhandel zunächst nicht beliefert.

f) Auch Militärpersonen müssen für bezugscheinpflichtige Waren Bezugscheine vorlegen.

Im Einvernehmen mit dem Armeeoberkommando findet der Verkauf von bezugscheinpflichtigen Gegenständen an Militärpersonen ohne Vorlage eines Bezugscheines nicht statt.



Welche Spinnstoffwaren gegen Bezugschein?

Liste der bezugscheinpflichtigen Spinnstoffwaren und Schuhwaren

I. Vorbemerkung.

Die unter II genannten Spinnstoffwaren sind bezugscheinpflichtig, wenn sie einen der nachstehend genannten Spinnstoffe enthalten:

(a) Wollene Spinnstoffe (Schafwolle, Kammzug, Kämmlinge, Abgänge oder Art aus Schafwolle sowie Reißwolle) und Spinnstoffe aus anderen Tierhaaren als Schafwolle,
(b) baumwollene Spinnstoffe (Baumwolle, Baumwollabfälle, Reißbaumwollfäße, Linters),
(c) zellwollene Spinnstoffe (Zellwolle und Zellwollkammzüge, Zellwollabgänge und Reißzellwolle),
(d) Seide,
(e) Kunstseide,
(f) Bastfasern (Flachs, Hanf, Jute, Sisal, Manila, Kokosgarn, Kapok, Ramie sowie Abfälle daraus).

II. Bezugscheinpflichtig sind folgende Waren:

A. Gewebe und Gewirke sowie Posamentierwaren aus Spinnstoffen, die unter I genannt sind, mit Ausnahme von Gewebe und Gewirke für Verbandstoffe, Spitzen, Tüll usw. sowie Stickereien, Posamentierwaren, Bändern, Bürschen, Rüschen und ähnlichen Schmalgeweben oder Geflechten.

B. Fertigwaren.

1. Bettwäsche (z.B. Bettlaken, auch gerauht, Kissenbezüge, Deckbett- und Bettenbezüge, Überschlaglaken),
2. Sonstige Bettwaren aus Spinnstoffen (z.B. Inlette, Matratzen, Matratzenschoner, Keilkissen, Strohsäcke, Stepp- und Daunendecken, Reformunterbetten, Reformwollagen, Reformkissen),
3. Haus-, Küchen- und andere Gebrauchstücher (z.B. Handtücher, Frottiertücher, Geschirrtücher, Wischtücher, Scheuertücher und Bohnertücher),
4. Gebrauchstaschentücher,
5. Leibwäsche (Hemden, Unterbeinkleider, Schlafanzüge, Kniefallwäsche), ferner Unterkleider, Unterröcke,
6. Strümpfe, Socken, Fußlinge und Fußlappen,
7. Arbeits- und Berufskleidung für Männer und Frauen,
8. Straßenbekleidung für Männer, Frauen und Kinder (z.B. Anzüge, Mäntel, Kleider, Röcke, Blusen, Kostüme, Umschlagtücher, Pullover, Strickjacken, Westen, Trainingsanzüge),
9. Schlaf- und Reisedecken,
10. Leibbinden, Knievärmer, Pulswärmer, Halstücher, Strickhandschuhe,
11. Kleidergarne, in Aufmachung für den Einzelverkauf.

Vorstehende Waren A, B, Ziffer 1—11 dürfen also nur gegen Einzelbezugsscheine der Verbraucher abgegeben werden.

Zu Ziffer 4—6, 8, 10: Nicht bezugscheinpflichtig sind Kleidungs- und Wäschestücke für Kinder im Alter bis zu drei Jahren.

Druck: Buchdruckerei Müller & Sohn, Berlin SW 68

Herr Jost:

Ich war Luftschutzbearbeiter im Polizeirevier 125; dieses Revier war im Gebäude des heutigen Ägyptischen Museums untergebracht. Dort war auch die Luftschutzbefehlsstelle untergebracht. Mir unterstand auch der große Bunker auf dem Friedrich-Karl-Platz (heute Klausenerplatz).

Der Bunker existiert heute noch - mitten auf dem Klausenerplatz, gut erkennbar an der Geländeerhöhung. Er ist zwei Etagen tief und bot damals Platz für 2000 Menschen. Während des Krieges konnten schwangere Frauen aus der Umgebung jeden Abend in den Bunker gehen und dort mit ihren Kindern wohnen, damit sie nicht immer in den Kellern ihrer Häuser schlafen mußten. Auch Leute, die Sonderausweise hatten, weil sie bestimmte Arbeiten ausführen mußten, durften sich im Bunker aufhalten. Es gab für mich eine Menge Ärger: Jeder wollte rein! Es gab auch Versuche, mich zu bestechen.

Im Schloß Charlottenburg, und zwar in den Weinkellern, wurde eine Ausweichbefehlsstelle für den Luftschutz eingerichtet.

Während der Angriffe war dort der zweite Luftschutzbearbeiter, mein Kollege und Stellvertreter. Eine Sanitätsstelle in den Kellerräumen des Schloßes war bereits vorhanden. Die Ausweichbefehlsstelle und die Sanitätsstelle waren mit großen Trägern abgestützt, in der Sanitätsstelle konnten sogar Operationen durchgeführt werden!

Auch die Luftschutzräume in den Häusern der Umgebung waren mir gut bekannt, weil ich sie kontrollieren mußte. Gerade im "Kleinen Wedding" gab es Probleme: Hier war alles aus Rathenower Klinkern gebaut, und nun sollten aus Luftschutzgründen Mauerdruchbrüche zwischen den Kellern der jeweils benachbarten Häuser geschaffen werden - damit man im ganzen Häuserkarree von Keller zu Keller gehen konnte, falls der eigene Kellereingang durch Bomben verschüttet würde.

Wie haben die Handwerker geschimpft, weil sie so schlecht durch die doppelt gebrannten Rathenower Klinker durchkamen! Und dann durch die dicken Giebelwände!

Sobald die Durchbrüche fertig waren, verkleidete man sie mit Lehm, der jederzeit wieder durchstoßen werden konn-

te.
Immerhin waren die alten Häuser stabil gebaut. Die Decken waren Balkenkonstruktionen, und ein Balken ist elastischer als ein Träger. Ein Träger verbiegt sich, wenn es zu heiß wird, aber die Balken bleiben in der Verankerung - auch wenn sie brannten. Moderne Häuser würden bei Bombentreffern sicher wie Kartenhäuser zusammenfallen. Die Hausluftschutzräume wurden abgestützt, und zuerst hielten diese Stützen auch, aber nachher, als die Bomber zu Tausenden kamen, boten sie keine Sicherheit mehr. Die Hauskeller waren letztlich Mausefallen, und die für den Krieg Verantwortlichen saßen in ihren bombensicheren Bunkern, die 10 oder 20 m unter der Erde lagen.



Mauerdurchbruch im Keller des Hauses Wielandstraße 18 (aufgenommen 1986).

Klara Bloch:

Ich blieb während der Angriffe im Keller unseres Hauses im Horstweg. Das war ein gewöhnlicher Keller. Er war nicht befestigt; dort waren höchstens Parolen an der Wand befestigt!
Wenn die Mieter bei Alarm dort unten saßen, haben sie erst gequatscht, dann wurden sie still. Einmal fiel eine Bombe in den Sand auf dem Hof. Das ganze Haus zitterte und wir sagten alle: "Nun stürzt es zusammen!" Aber es blieb stehen. Als wir rauskamen, waren allerdings alle Scheiben kaputt.
Geschimpft hat bei uns im Keller keiner. Man wußte, daß Schimpfen sofort eine Anzeige heraufbeschwören konnte.

Erika Liebetrau:

Unser Haus in der Leibnizstraße 21 war ein großes Privathaus zwischen Schiller- und Goethestraße. Es hatte vier Aufgänge: Vorderhaus, zwei Seitenflügel und ein Gartenhaus. Im Keller konnten wir Kinder immer ringsherum laufen. Der Keller war mit Holzbalken befestigt. Im Luftschutzraum stand ein kleiner elektrischer Heizofen, der immer brannte.
Manche Hausbewohner verteilten dort unten Zwieback und Kekse an ihre Kinder, auch wir bekamen ab und zu Zwieback ab. Eine Menge Menschen saßen dort! Die Plätze waren eingeteilt, und jede Woche war einer dran mit Saubermachen.
Die Nachbarn, die untereinander befreundet waren, unterhielten sich dort miteinander, wir Kinder spielten manchmal ein bißchen. Aber in politischen Fragen waren wir alle sehr, sehr vorsichtig. In unserem Haus wohnte z.B.

der Privatchauffeur des Reichsministers für die besetzten Ostgebiete Alfred Rosenberg.
Das Schlimme an unserer Situation war: Wir wohnten im Gartenhaus, vier Treppen hoch. Der Weg in den Luftschutzkeller war deshalb sehr anstrengend für uns. Und jeder hatte sein Gepäck zu schleppen! Manchmal kamen die Bomber zweimal in der Nacht.

Günter Grodka:

Es gab einen Luftschutzkeller extra für Juden. Ich kann das aber nur von der Niebuhrstr. 67 sagen: Der Blockwart war ein sogenannter "Goldfasan". Der paßte zusammen mit dem Luftschutzwart auf, daß die Juden nicht in den allgemeinen Luftschutzraum des Hauses gingen. Erst sollten die Juden auf dem Hof stehen! "Wenn die Bomben fallen, dann krepieren sie zuerst!" sagten sie.
Dann aber haben sie sich das überlegt, daß wir Juden den Flugzeugen hätten Blinkzeichen geben können! Wir mußten dann in einen extra Kellerraum.

H.P. Messerschmidt:

Es gab einen christlichen Luftschutzkeller und einen jüdischen Luftschutzkeller in der Gervinusstraße 20. Im Hause wohnten auch noch Christen.
Ich wurde zum jüdischen Luftschutzwart ernannt und hatte dafür zu sorgen, daß der Keller immer offen war, daß alles bereit war. Aber ich war nur für die "jüdische" Seite zuständig. Der Keller war sowieso ziemlich schmal, so daß die Abstützung entfiel. Eine feuerfeste Tür war drin, auch Mauerdurchbrüche, die dünn zugemauert waren.
Der Keller war luftschutzmäßig eingerichtet. Der Keller für Nichtjuden lag daneben. Der Keller für Juden war in diesem Falle sogar der bessere.

Charlotte Israel:

In der Dahlmannstraße hatten wir einen Keller nur für Juden. Ursprünglich waren wir zwölf jüdische Mietparteien im Haus. Der Judenkeller lag ein bißchen versteckt.
Aber im Laufe der Zeit wurden alle unsere jüdischen Nachbarn abgeholt. Nur wir als "Mischehe" blieben übrig. Jetzt waren wir in dem Keller allein, kein Hahn krähte nach uns. Was sollten wir also tun?! Uns buddelte kein Mensch aus, wenn hier etwas passierte.
Ich ging zum Obmann, der so oft an der Tür des Judenkellers gestanden hatte: "Können wir nicht in den "arischen" Keller kommen?" Er traute sich nicht, uns das zu gestatten: "Frau Israel, da müßten Sie erst all die anderen Mieter fragen! Wenn die nichts dagegen haben ..."
Ich machte das so: Ich sagte: "Ich war schon bei vielen hier im Hause. Sie haben alle nichts dagegen. Wenn Sie auch nichts dagegen haben ..." In Wirklichkeit hatte ich noch niemanden gefragt. Dann fragte ein Nachbar: "Bei wem waren Sie denn schon?" - "Ich will jetzt keine Namen nennen, aber mir haben schon viele die Genehmigung gegeben!" - "Na gut, dann mache ich's auch!" Auf diese Weise waren wir am Ende mit den anderen im richtigen Luftschutzkeller.
Einmal war ich mit meinem jüdischen Ehemann auch im Luftschutzbunker am Zoo. Die jüngeren, kräftigeren Leute mußten immer nach oben steigen; der Bunker hatte mehrere Stockwerke. Ältere, gebrechliche Menschen oder Leute mit Kindern durften unten bleiben. Als ich mit meinem Mann in den Bunker wollte, sagte ich: "Wir können doch unten blei-

ben, Du bist ja behindert." Am Eingang stand ein Feldpolizist, ein sogenannter "Kettenhund". Er sagte: "Ausweis!" Mein Mann konnte doch nicht seine jüdische Kennkarte vorzeigen! Da sagte er: "Den hat meine Frau!" Und ich sagte: "Ich hab ihn nicht!" - "Dann hast Du ihn liegenlassen!" - "Ich hab ihn Dir hingelegt!" So spielten wir dem "Kettenhund" ein richtiges Theater vor. Ich dachte bei mir: Bloß raus hier, um Gottes Willen! Daher sagte ich: "Komm, dann gehen wir eben wieder!" Der Feldpolizist: "Na, bleibt mal hier, Kamerad! Aber nächstesmal bringen Sie den Ausweis mit!" Wenn der gewußt hätte, daß mein Mann Jude war, der ohne Stern ging!



Kantstraße, Bergungsarbeiten durch Luftschutzangehörige und Angestellte eines Geschäftshauses (Frauen und ältere Männer)

Als sich der Luftkrieg zugespitzt hatte, standen an Wohnungtüren große Papiertüten mit Sand - zum Löschen von Bränden. Einmal gerieten wir wegen einer solchen Tüte in Gefahr.
An einem Winterabend kam ich mit meinem jüdischen Mann vom Bahnhof Charlottenburg. Wir mußten uns beeilen, denn es war schon kurz vor 8 Uhr; um 8 Uhr begann im Winter die Sperrstunde für Juden. Straßen und Gehsteige waren spiegelglatt, und mein Mann war doch gehbehindert! So langsam, wie er ging, war es vor der Sperrstunde nicht zu schaffen. Jetzt kam mir eine Idee: Ich holte aus einem Hausflur in der Dahlmannstraße schnell eine Luftschutzsandtüte heraus. Mit dem Sand streute ich den Weg vor den Füßen meines Mannes, damit er schneller vorwärtskam. Ich dachte gar nicht daran, daß ich auf diese Weise eine Spur zu unserem Haus streute! Das fiel mir alles erst hinterher ein.

Wenn man mich erwischt hätte, wäre ich sicher ins KZ gekommen. Man hätte das sicher als Sabotage des Luftschutzes zugunsten eines Juden ausgelegt.
Am nächsten Tag stellte ich unsere eigene Tüte dorthin, wo ich die andere weggenommen hatte. Zum Glück war niemand auf die Idee gekommen, die Sandspur zu verfolgen.
Am 15. Januar 1944 wurden wir ausgebombt. Ich hörte, daß es für die Ausgebombten in der Schule in der Sybelstraße etwas zu essen gab. Man hatte dort lange Tische aufgestellt, dahinter standen BDM-Mädchen, die für die Verteilung zuständig waren. Auch ich stellte mich dort an.
Um etwas zu bekommen, mußte man seinen Haushaltsausweis vorzeigen. Der Haushaltsausweis enthielt alle nötigen Angaben, z.B. wieviele Personen im Haushalt lebten. Da mein Mann, der Haushaltsvorstand, Jude war, stand auf unserem Haushaltsausweis ein "J". Eine BDM-Angehörige fragte: "Was ist denn das für eine - mit dem "J" drauf?" Eine Frau aus dem Publikum: "Das heißt "Jude"!" - "Jude" heißt das?" - "Ja," sagte ich, "mein Mann ist Jude". Das BDM-Mädchen sagte zu ihrer Nachbarin: "Kiek mal, die is noch mit'n Juden vaheirat!" Ich kam mir vor wie eine Kriminelle!
Dann warf sie mir fünf Zigaretten hin; die anderen bekamen pro Person fünf Zigaretten. An der Essensausgabe stand ein Mann; er nahm es nicht so genau: Er gab mir Essen für zwei Personen, nachdem ich sagte, ich hätte den Haushaltsausweis verloren.

Hans Löwenstein:

Solange ein Bombenangriff war, waren wir relativ frei, und auch wenn die Stadt brannte, dann gab es auch noch sechs, acht oder zehn Stunden, wo sich niemand um uns Juden kümmerte, und wo es sogar ein Leichtes war, den Judenstern abzumachen und schnell in einen anderen Stadtteil zu fahren, wo man mal ins Kino gehen konnte. Die Deutschen haben gedacht, daß die Bombenangriffe das Schrecklichste waren. Da haben sie soviel Angst gehabt um ihr Eigentum, um ihr Leben und um ihre Angehörigen. Für uns waren die Bombenangriffe die einzigen Stunden, wo wir frei atmen konnten, weil wir genau wußten: Es kümmert sich niemand um uns!

Heinz Oehlert:

Ich wollte mit meiner Freundin ins Kino gehen. Im "Marmorhaus" gab es "Die Frau meiner Träume", das paßte "wunderbar" in die Zeit: Marika Rökk mit ihrem Tingeltangel-Gesang. Da wurde die Vorstellung durch Fliegeralarm unterbrochen und wir mußten in den Zoo-Bunker.
Dort haben wir den Fliegeralarm abgewartet, und dann sind wir noch einmal ins Kino zurück: Der Film lief weiter.

Herr Jost:

Bei Kriegsbeginn war ich als Polizeimeister für den Luftschutz und für den Sicherheits- und Hilfsdienst zuständig. Ich kannte die Gegend und die Leute im "Kleinen Wedding" genau, außerdem hatte ich Kenntnisse über Luftschutzmaßnahmen; ich hatte an Ausbildungsveranstaltungen teilgenommen, die u.a. die Frage behandelten: "Was für Waffen haben die Gegner? Was für Maßnahmen können wir dagegen treffen?"
Mein polizeilicher Vorgesetzter sagte außerdem zu mir: "Sie sind doch ein guter Organisator! Sie bekommen den gesamten Sicherheits- und Hilfsdienst!"
Immerhin wurden in Charlottenburg 1200

Mann für diese Organisation aufgestellt, die im Ernstfall als Sanitäter, als Feuerwehrleute, für Räumungs- und Instandsetzungsarbeiten zur Verfügung stehen sollten.
Mein Vorgesetzter erteilte mir die Anweisung, für den SHD in Charlottenburg sämtliche Quartiere und Ausweichquartiere bereitzustellen, und auch die Lagerung und Verteilung der Verpflegung zu organisieren.
Die Männer des SHD waren Hilfspolizisten; dafür nahm man die Jahrgänge 02 bis 06. Sie waren von Beruf Gastwirte, Lebensmittelhändler, Kartoffelfritzen usw. - solche Leute, aus denen zum Schluß auch der "Volkssturm" gemacht wurde. Man hatte die Leute, zumindest die, die gvH (garnisonverwendungsfähig Heimat) waren, nicht zur Wehrmacht, sondern zur Polizei eingezogen. Ihren Beruf konnten sie noch nebenbei ausüben. Z.T. haben auch ihre Frauen den Laden weitergeführt.
Als die Luftangriffe noch nicht so schlimm waren, beschäftigte ich die Leute z.B. so:
"Leute, ihr seid jetzt zweihundert Mann! Ihr habt den Auftrag, bis heute nachmittag um 16 Uhr zweitausend Strohsäcke zu stopfen! Wenn ihr fertig seid, könnt ihr nach Hause gehen!"
Sie haben morgens um sechs angefangen, mittags um zwölf waren sie fertig. Dann konnten sie alle nach Hause.
In den Jahren 39/40/41 war noch sehr wenig los. Wegen meiner künstlerischen Interessen bekam ich vom Polizeikommandeur die Anweisung, das Schloß zu sichern. Es mußte alles verpackt werden. Die Kunstwerke wurden alle ausgelagert. 1941 wurde der ganze Knobelsdorff-Flügel schön hergerichtet. Es hieß damals noch, 1942 sei der Krieg zu Ende und das Schloß solle Görings Residenz werden.
Besonders gefährlich für mich persönlich sollte sich mein Entschluß erweisen, mich zum Pyrotechniker, also zum Spezialisten für Bombenentschärfung,



G. Jost (re.) mit Vertretern des Sanitäts- und Instandsetzungsdienstes innerhalb des Sicherheits- und Hilfsdienstes (SHD) März 1941

ausbilden zu lassen. Wir alle ahnten damals höchstens, was hier in Charlottenburg passieren würde!
Meiner Frau sagte ich nichts von der Feuerwerkerausbildung: Wenn sie das gewußt hätte, hätte sie keine ruhige Nacht mehr gehabt!
Um die Lösch- und Instandsetzungszüge an die richtigen Stellen dirigieren zu können, hatten wir Beobachtungsposten eingerichtet. Sie saßen an hochgelegenen Stellen - im Rathausturm, im Turm der Gedächtniskirche, im Wasserturm in Westend - und mußten noch während des Angriffs größere Brände sofort an die Zentrale weiterleiten.
Meine Befehlsstelle war im Revier 125 bzw. im Schloß, aber ich blieb nicht im Bunker, bis der Alarm vorbei war: Sobald die Bomben gefallen waren, der eigentliche Angriff also vorbei war, verließ ich den Bunker und fuhr mit meinem Wagen durch die Straßen, um die Gegenmaßnahmen zu kontrollieren.



Die SHD-Einheit vor der Röntgenabteilung
des Hildegard-Krankenhauses
1.9.1939

Viele Leute staunen heute, daß in meinem Verantwortungsbereich verhältnismäßig wenige Gebäude vernichtet wurden.
Das kam so: Ich sagte zu den Leuten: "Geht auf die Dachböden, löscht die Brandbomben, schützt eure Häuser selber!"
Und sie haben auf mich gehört: Die Luftschutzbrandwachen saßen auf dem Dach und nicht unten im Keller.
Das war nicht überall so: In vielen Häusern am Kaiserdamm saßen die Leute im Keller, und keiner rührte eine Hand. Sie ließen alles über sich abbrennen und sagten: "Hitler hat gesagt, er baut uns alles viel schöner wieder auf!" Dort mußten wir die Leute aus den Kellern herausholen!
Ich selber mußte so manchen Blindgänger entschärfen. Zum Ausgraben hatte der SHD russische Kriegsgefangene. Zuerst war das noch nicht so kompliziert: Zu Beginn des Angriffs fielen Brandbomben, danach Sprengbomben, damit sich das

Feuer richtig ausbreitete. Später gab es dann ganz raffinierte Bomben, z.B. Phosporbomben, die einen zweiten Sprengsatz hatten.
Ich erinnere mich an eine besonders schwere Bombe, mit der wir nicht fertig wurden. Sie fiel im Februar 1945 auf den Verschiebebahnhof Westend. Es war ein riesiger Sprengkörper, der an den Seiten Zündvorrichtungen hatte, die wie die Puffer von Eisenbahnwaggons aussahen. Wenn jemand draufgehauen hätte, wäre die Bombe hochgegangen. Diese Bombe konnten nur Spezialisten entschärfen, wir bewältigten nur Kaliber bis zur 10-Zentner-Bombe.

Herr Völkel:

Ungefähr drei Jahre vor Kriegsende kam ich zum Sicherheits- und Hilfsdienst ins Schloß Charlottenburg.
Ich war zunächst als kriegsverwendungsfähig von der Wehrmacht erfaßt worden und hatte versucht, stattdessen bei der Polizei unterzukommen - beim Sicherheits- und Hilfsdienst. Das war mir auch gelungen, und ich bekam eine entsprechende Bescheinigung in meinen Militärpaß.
Der SHD bestand aus drei großen Abteilungen: der Feuerwehr, dem Instandsetzungsdienst und dem Sanitätsdienst. Als man nach Personen für den Sanitätsdienst fragte, meldete ich mich freiwillig, und nach einer sechswöchigen Ausbildung in Neukölln wurde ich in das Schloß Charlottenburg versetzt, um dort als Sanitäter ausgebildet zu werden - zusammen mit ca. dreißig bis vierzig anderen Kameraden. Überraschenderweise wurde ich zum Stab des SHD kommandiert, wo eine Funktion freigeworden war. Der Stab des Abschnitts Charlottenburg war in der Ahornallee untergebracht.
In der Ahornallee waren - mit den Polizeioffizieren - mindestens fünfundzwanzig Mann, einschließlich der Telefonistinnen untergebracht. Meine eigene Aufgabe bestand darin, Ausweichquartiere für die SHD-Angehörigen sicherzustellen. Wir mußten damit rechnen, daß die Räume, in denen die Leute untergebracht waren, einmal ausgebombt werden konnten. Deshalb mußte ich schon vorher andere Räume sicherstellen: in Restaurants, Hotels, großen Häusern. Nach einer Verhandlung mit dem Besitzer des betreffenden Gebäudes wurde die Sicherstellung schriftlich fixiert, und im Abschnitt mußte ich sie dann noch von dem vorgesetzten Oberleutnant unterschreiben lassen.
Ich hatte noch andere Aufgaben: So mußte ich z.B. die Anlieferung von Luftschutzbetten kontrollieren. Die Betten wurden mit einem Kahn auf der Spree nach Charlottenburg gebracht. Ein Trupp des Instandsetzungsdienst mußte die Schiffe entladen.
Auch für die Unterbringung der Luftschutzbetten sowie für die Lagerung von Öfen des SHD war ich zuständig. Diese Sachen waren in drei großen Lagern in Charlottenburg untergebracht.
Die Dienststelle unseres Abschnitts in der Ahornallee wurde am 22./23. November 1943 - bei dem großen Angriff - zerstört. Wir zogen dann kurzfristig zum Kaiserdamm um, erhielten aber bald ein neues Gebäude in der Ahornallee - auch eine beschlagnahmte Villa.
Unser Befehlsstand war in Form eines Bunkers ausgebaut; mehr oder weniger bombensicher. Nach einem Bombenangriff wurde von dort aus der Einsatz des SHD geleitet. Wir erhielten z.B. einen Anruf: "In einem bestimmten Haus sind zwanzig Personen verschüttet. Sie müssen freigeschaufelt werden!" Oder: "Bei Hertling, einer Speditionsfirma, sind Pferde in Panik geraten und rennen ins Feuer!"
Nach jedem Angriff kamen aus den Revieren solche Telefonate zum SHD. Acht Damen saßen an den Telefonen, um die Meldungen aufzunehmen. Ich hatte sie sofort in den Stab einzureichen, und der Stab organisierte dann die Hilfsmaßnahmen. Er schickte sofort den Instandsetzungsdienst, die Feuerwehr und

den Sanitätsdienst zum Einsatz.
In der zweiten Kriegshälfte kamen wir aus den Angriffen kaum noch heraus.
Unser Dienst dauerte im allgemeinen nach dem Angriff (in der Regel nachts) bis um 6 Uhr früh. Bis zur letzten Stabbrandbombe mußte alles gemeldet werden. Wenn eine Stabbrandbombe, die man vergessen hatte, nachträglich gemeldet wurde, mußte der ganze Bericht umgeschrieben werden!
Die Berichte wanderten, soviel wir erfuhren, nachher nur in den Papierkorb.
Wenn wir um 6 Uhr mit den Berichten fertig waren, gab es für uns keine Schonung. Um 7.30 Uhr oder um 8 Uhr begann der neue Dienst. Der mußte wahrgenommen werden, gleichviel, ob wir nachts Schlaf hatten oder nicht! Wir schliefen vielleicht eine Stunde auf dem Stuhl, das war alles! Durch diese Arbeit wurden wir derart mobilisiert, daß unser Körper gar keine Ruhe mehr fand. Trotzdem meldete sich niemand krank. Vergessen durfte man auch nichts, das hätte unser Kommandeur nicht geduldet. Immerhin war die Verpflegung gut.



Aufräumungs- und Bergungsarbeiten (Kantstraße 104)

Wolfgang Neuber:

Als Lehrling habe ich mich als Melder für den Luftschutzdienst betätigt.
Ich erinnere mich an einen Einsatz an der Kaiser-Friedrich- Ecke Grünstraße (jetzt Haubachstraße). Eine Luftmine war auf das Eckhaus gefallen. Die "gewöhnlichen" Bomben waren schon schlimm, aber als diese Luftmine auf das erwähnte Haus fiel, da wackelte und bebte sogar unser eigenes Wohnhaus, und wir wohnten doch in einiger Entfernung - zwischen Lohmeyerstraße und Luisenplatz!
Die Luftminen haben ganze Häuserfronten glatt abgerissen.
Wir bekamen über Feldfernsprecher oder Funk Bescheid, daß sich unser Trupp sofort zu dem getroffenen Eckhaus zu begeben habe, denn dort saßen noch alle Leute im Luftschutzraum. Der Alarm muß wohl nach 3 Uhr früh zu Ende gewesen sein, und kurz danach haben wir in den frühen Morgenstunden angefangen zu arbeiten. Andere Räumkommandos kamen noch

dazu, auch Leute von der Organisation Todt.
Wir gruben, um die Eingänge freizumachen. Da hörten wir Klopfzeichen! In dem Eckhaus waren aber nicht alle Bewohner im selben Keller. Aus dem Teil in der heutigen Haubachstraße holten wir ungefähr zehn Personen. Sie waren nicht einmal verletzt. Höchstwahrscheinlich hatten sie einen Schock.
Direkt an der Ecke Kaiser-Friedrich-Straße war ein Zigarrengeschäft. Der Ladenbesitzer war in seinem eigenen Keller gewesen, den er wohl irgendwie besonders abgestützt hatte. Auch diesen Mann konnten wir unter dem Dreck und Schutt hervorholen. Beim Einsturz des Kellers hatte sich ein Hohlraum gebildet und darin lag der Ladeninhaber.
Aber in den anderen Keller, den eigentlichen Schutzraum für die Mieter in der Kaiser-Friedrich-Straße kamen wir nicht mehr. Der war nur noch eine Mulde, in die der ganze Schutt zusammengefallen war.

"Und dann bumste es"
Eine Luftschutzgemeinschaft rettete ihr Haus - Bunkerfest im Luftschutzkeller

... das dumpfe Dröhnen der schweren Flak vermischte sich mit dem hellen Bellen der leichten Geschütze und dem singenden Ton der herabfallenden Splitter zu dem grausigen Inferno einer Terrornacht. Wesentlich gedämpft klangen diese Geräusche zu den im Luftschutzkeller sich aufhaltenden Bewohnern eines Hauses in der L...straße in Charlottenburg. In kurzer Folge machten die Männer der Brandwache ihren Kontrollgang durch die einzelnen Stockwerke. Kaum hatten sie wieder den Luftschutzkeller betreten, als sie plötzlich das Einschlagen mehrerer Brandbomben hörten. Rasch eilte die Brandwache in die oberen Stockwerke. In der vierten Etage sahen sie die Bescherung. Brandbomben hatten das Dach und die Zimmerdecke durchschlagen. Durch das entschlossene Zupacken der beherzten Männer wurde dieser Entstehungsbrand mit Sand abgedeckt. In der Nebenwohnung hatten die Stabbrandbomben schon einen größeren Brandherd verursacht. Es galt, keine Zeit mehr zu verlieren, um das Übergreifen auf die anderen Wohnungen zu verhindern. Nach einiger Zeit gelang es, auch diese größere Gefahr abzuwenden.
Schon wollten sich die Männer unter Zurücklassung einer Brandwache in den Keller zurückziehen. "Ja, und in diesem Augenblick bumste es wieder, und neue Brandbomben fielen in unser Haus. Aber was eine richtige Luftschutzgemeinschaft ist, die läßt sich nicht kleinkriegen. Mit vereinten Kräften wurden wir ja denn auch dieser Stabbrandbomben Herr ..."
Die Frauen des Hauses waren den Männern äußerst dankbar. Auf Anregung der Hauswirtin startete einige Tage später in dem festlich hergerichteten Luftschutzkeller ein echtes Bunkerfest. Jede Hausfrau hatte zum Gelingen dieser kleine nFeier etwas beigesteuert. Zwei Napfkuchen, eine Torte, sowie Likör, Bier und andere gute Dinge erfreuten die völlig überraschten Männer.

Charlottenburger Zeitung, 20.10.1943

Hans Scholz:

Wenn ich als Fronturlauber aus Rußland den Kurfürstendamm langging, saßen dort im Café Wien und anderen Cafés Leute aus ganz Berlin, schick frisiert und geschminkt, und sie taten so, als wenn nichts wäre.

Es steckte eine gewisse resistente Chuzpe dahinter, einfach so zu tun, als wäre gar kein Krieg, den Hitler "einen guten Mann" sein zu lassen und zu sagen: "Wir sitzen hier, weil wir eben am Kurfürstendamm sind!"

Die feierlichen Ferntrauungen im Funkhaus zu Charlottenburg

... Es war ein ungewohntes Bild, das gestern früh vor fünf Uhr sich vor dem Funkhaus zeigte. Die festlich gekleideten Bräute trafen mit ihren Verwandten im Funkhaus ein, und ein prächtiger Strauß weißer Lilien wurde jeder überreicht. Der Sendesaal III war mit Lorbeerbäumen und blühenden Pflanzen reich geschmückt. In der Mitte stand der Tisch für den Standesbeamten, auf dem ein Stahlhelm und ein Tropenhelm lagen. Vertreter des OKW, und des NS-Reichskriegerbundes waren gekommen, denn es war ja nicht nur die erste Rundfunkferntrauung, sondern auch die 500. Sendung des Kameradschaftsdienstes des Großdeutschen Rundfunks ...
Ernst klingen die Worte "Sind Sie des freien und festen Willens, die Ehe mit dem ... einzugehen, so antworten Sie ja."
Laut und überzeugend klingt dieses "Ja", und der Standesbeamte fährt fort "Im Namen des Reiches erkläre ich Sie nun für rechtmäßig verbundene Eheleute." Zwölfmal treten die Bräute vor den Tisch des Standesbeamten ...

Charlottenburger Zeitung, 2.7.1941

Singende, klingende Welt für unsere Verwundeten

Im Reservelazarett der Westendschule war gestern vormittag fröhliche Stimmung. Nach ihrer sechs Monate langen Fahrt zur Front war die Truppe "Singende, klingende Welt" zum Reservelazarett 109 gekommen, um auch hierher Fröhlichkeit und Lachen zu bringen ...
Schon die Kapelle allein bringt ein ganzes Programm mit schmissiger Musik, Humor und sonstiger Kurzweil. Vor allem aber herrscht in den zwei Stunden Tempo, Tempo ...

Charlottenburger Zeitung, 20.7.1941

"Umschulen" in Charlottenburger Fahrschule
Die lernbegierigen Frauen - Jeder möchte fahren können - der begehrte BB-Schein

Hat ein Autofahrlehrer heute etwa weniger zu tun als vor dem Kriege, da der Autoverkehr doch bedeutend eingeschränkt ist? Keineswegs, wie uns der Inhaber einer Fahrschule, der ältesten von Berlin, die sich in der Nähe des Schiller-Theaters befindet, erklärte.
"Vor allem muß ich viele, die bereits den Führerschein besitzen, auf Generatorenbetrieb umschulen, da die Motoren jetzt vorwiegend statt mit Benzin mit Holzgas angetrieben werden. Da! Sehen Sie", sagte Herr H. und zeigte aus ein Lastauto, das gerade in der Straße stand, "dort auf dem Lastauto ist solch ein Generator, sieht aus wie ein Badeofen. Der wird zunächst mit Holz angeheizt ... Aus der schwelenden Glut entwickelt sich dann das Gas, dieses wird durch Rohre über einen Filter zum Motor geführt.
... Viele Frauen habe ich im Umschulungsunterricht, sie alle brauchen ihn für den Kriegseinsatz. Entweder übernehmen sie den Posten ihres eigenen Mannes, oder sie füllen den Platz eines anderen aus, der zur Wehrmacht eingezogen wurde."

Charlottenburger Zeitung, 12.7.1943



Lumpen im Schaufenster

Hertie in der Wilmersdorfer Straße hat eines seiner großen Schaufenster als Mahnmal für die im Gang befindliche Ablieferung aller alten Stoffreste zur Verfügung gestellt. In Wort und

NSDAP. Kreis I
Ortsgruppe: Savignyplatz
Block-Nr.: 44 /Zelle-Nr.: 9

2316

Empfangsbestätigung.

Zur Woll-, Pelz- und Wintersachen-Sammelaktion
habe ich von (Name und Anschrift des Spenders): Martha Braun
Goethestr. 76, Vorderhaus III
folgende Gegenstände erhalten:
1 Kaninchenjacke

Datum: 4.1.42

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei Ortsgruppe Savignyplatz Gau Groß-Berlin

Unterschrift des Empfängers
als Beauftragter der NSDAP.

Bild wird die Bedeutung der Sammlung für die Besserung unserer Rohstoffbasis unterstrichen und auch dem Laien verständlich gemacht. Es fehlt nicht an einem Hinweis auf die nächste Sammelstelle.

Charlottenburger Zeitung, 15.8.1941

Heute müssen die letzten Flicken ran!

Wie eifrig unsere Charlottenburgerinnen bei der Spinnstoffsammlung waren, das konnten wir bei einem Besuch in der Sammelstelle Ortsgruppe Lützow feststellen ... Bereits 3000 Kilogramm sind von dieser Stelle abgeliefert worden, und wieder reicht der große Haufen, der fast die Hälfte des Zimmers einnimmt, bis zur Decke. Neben alten Stoffresten, die nicht mehr zu gebrauchen sind, liegen noch ganz gut erhaltene Stücke, ein Beweis, wie sehr bei den Volksgenossen die Notwendigkeit dieser Sammlung zur Überzeugung geworden ist. Nicht nur einmal kommen die Spender, nein mehrmals...

Charlottenburger Zeitung, 24.8.1941



DER REICHSBEAUFTRAGTE DER NSDAP. FÜR ALTMATERIALERFASSUNG
BERLIN W.9, LINNÉSTRASSE 9

Altkleider- und Spinnstoffsammlung 1942

BESCHEINIGUNG

Vo/Vn: Braun
Straße: Goethestr. 76

Spende zur Altkleider- und Spinnstoffsammlung im Kriegsjahr 1942

MÄNNER-OBERKLEIDUNG		FRAUEN-OBERKLEIDUNG	
Anzüge	Mäntel	Kleider	Röcke
Jacken	Hüte	Mäntel	Kittel
Westen	Mützen	Blusen	Schürzen
Hosen	Sonstiges	Jacken	Sonstiges

ALTSPINNSTOFFE: 2.– kg

Berlin, Juni 1942

Der Bevollmächtigte Vertreter des Reichsbeauftragten der NSDAP. für Altmaterialerfassung



Anerkennung

für erfolgreichen Einsatz bei der
KWHW-Sammlung am 31.1.u.1.2.42
der RLB-Rev. Gruppe 10/122

Rev-Gr-Führer



URKUNDE

IM NAMEN
DES FÜHRERS
DANKE ICH

Vg. Martha Braun

FÜR DIE SPENDE
ZUR SAMMLUNG VON WOLL-,
PELZ- UND WINTERSACHEN FÜR
DIE FRONT

Dr. Goebbels.

REICHSPROPAGANDALEITER UND REICHSMINISTER
FÜR VOLKSAUFKLÄRUNG UND PROPAGANDA
WEIHNACHTEN 1941

Kriegsgefangene und Fremdarbeiter

Mit Beginn des Krieges wurden Männer und Frauen aus den von deuschen Truppen besetzten Gebieten als Arbeitskräfte in das Deutsche Reich gebracht. Nur ein sehr geringer Teil dieser "Fremdarbeiter" ("fremdvölkische Zivilarbeiter") kam freiwillig; die große Mehrheit, insbesondere Polen und Russen, wurde von Einsatzkommandos zum Arbeitseinsatz nach Deutschland verschleppt. Der "Generalbevollmächtigte für den Arbeitseinsatz", Fritz Sauckel, ordnete an: "Alle diese Menschen müssen so ernährt, untergebracht und behandelt werden, daß sie bei denkbar sparsamstem Einsatz die größtmögliche Leistung hervorbringen". Auch Kriegsgefangene wurden zum Arbeitseinsatz zwangsverpflichtet.
Ausländischen Arbeitskräften war der Wechsel der Arbeitsstellen oder Unterkunft untersagt; sie durften während der nächtlichen Sperrstunden ihre Unterkünfte nicht verlassen; der Besuch von Gaststätten sowie kulturellen, kirchlichen oder gesellschaftlichen Veranstaltungen war ihnen verboten; Rundfunkgeräte und Zeitungen durften sie nicht besitzen.

Klara Bloch:

Während des Krieges habe ich u.a. bei den Charlottenburger Steinzeugwerken in der Nähe des Schlosses gearbeitet.
Eines Tages sah ich auf dem Hof grauenhaft verhungerte, zerlumpte Gestalten in russischen Uniformen. Sie schleppten Koks und Kohle für die Zentralheizung der Steinzeugwerke. Diese Elendsgestalten kamen kaum vorwärts, konnten sich kaum rühren. Woher sie gekommen waren, wußte ich nicht. Es war furchtbar! Es war verboten, die Russen anzusprechen. Sie wurden von der Polizei bewacht.

Herr Jost:

Als Verantwortlicher für den Sicherheits- und Hilfsdienst (SHD) in Charlottenburt war ich auch für das Ausgraben und Entschärfen von Blindgängern zuständig.
Zum Ausbuddeln hatte ich russische Kriegsgefangene zur Verfügung.
Diese Menschen taten mir leid, denn sie waren immer halbverhungert. Morgens um sechs kamen sie aus dem Lager am Einsatzort an. Ich sorgte dafür, daß sie Kaffee und Brot bekamen, und mittags erhielten sie noch einmal etwas zu essen: Das war Essen aus unseren Kantinen, Reste des Essens, das die Sicherheitskräfte und die Polizei in Charlottenburg bekamen. Von diesen - im Grunde genommen schon weggeworfenen - Lebensmitteln zweigte ich etwas ab und teilte es in Rationen ein, um sie den Russen zu geben.
Daraufhin wurde ich angeschwärzt von Mitarbeitern einer Schweinezüchterei, der die Abfälle aus den Polizeikantinen normalerweise zur Verfügung gestellt wurden. Auch meine eigenen Kollegen meldeten mich deswegen.
Zum Glück stellte sich mein Vorgesetzter hinter mich, so daß die Sache keine weiteren Folgen hatte.

Erika Liebetrau:

In der Nähe des Bahnhofs Jungfernheide - neben dem Rotkreuzkrankenhaus und neben Schering - gab es im Kriege ein Lager. Es handelte sich um ausländische Arbeiter, die nach meiner Beobachtung kaum bewacht wurden. Ich kam oft dort vorbei, wenn ich meine Tante besuchte, die einen Garten hinter dem Bahnhof Jungfernheide hatte. Militär habe ich dort nicht herumlaufen sehen.
Außerdem sah ich in unserer Wohngegend russische Frauen, die das Abzeichen "Ost" trugen. Sie kamen immer in den Kaufmannsladen in der Leibniz- Ecke Goethestraße.
Die einzigen deutschen Worte, die sie kannten, waren: "Suppe, bitte, Suppe!"

Charlotte Israel:

Obwohl mein Mann Jude war, gelang es mir - durch Vermittlung eines deutsch-russischen Bekannten - für meine Haushaltsarbeit eine ukrainische Fremdarbeiterin als Hilfe zu bekommen.
Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, ganz hellblond und sehr hübsch. Als sie zu uns kam, war sie sehr kühl, denn sie hatte Vorurteil gegen alle Deutschen.
Ich versuchte, mit ihr ins Gespräch zu kommen, aber sie konnte kaum deutsch. "Ich weiß nicht!" sagte sie auf die meisten Fragen.
Ich fragte auch: "Haben Sie Kinder?" Sie antwortete: "Kind tot, hier, Deutsche totgemacht!" Sie war schwanger gewesen, und man hatte sie zur Abtreibung gezwungen. Sie weinte bitterlich.

Nach einem Luftangriff lag unser Wohnhaus in der Dahlmannstraße in Trümmern. Wir waren ausgebombt, und der Keller des Hauses war einsturzgefährdet. Es lag dermaßen viel Schutt auf dem Fußboden der Parterrewohnung, daß sich die Kellerdecke durchbog.
Ich wußte nicht, wie ich all den Schutt wegräumen sollte.
Von Bekannten bekam ich den Hinweis "mal in die Schule in der Sybelstraße zu gehen. Da stehen jeden Morgen viele Badoglios auf dem Hof, ein Verantwortlicher ist auch dabei. Dem kannst du sagen, daß du ein paar starke Männer zum Schippen brauchst!"
"Badoglios" nannte man die italienischen Militärinternierten - nach dem Marschall Badoglio, der nach der Landung der Angloamerikaner in Italien sich vom bisherigen Bündnispartner Deutschland lossagte.
Ich wandte mich an den deutschen Kommandanten des Lagers und bat ihn um einige Leute, die beim Schippen helfen sollten. Er fragte gar nicht nach einer Bescheinigung über den Bombenschaden, sondern wollte nur wissen: "Wieviele brauchen Sie denn?" Währenddessen guckten schon welche zu mir herüber und winkten. Im Hof waren auch noch andere Frauen und Männer, die sich dort Arbeitskräfte holen wollten. Ich sagte also schnell: "Die drei da, die nehm' ich!" - "Aber Sie haften für die Leute! Sie müssen sie heute Abend wieder zurückbringen!" - "Ich kann doch nicht drei Männer festhalten, wenn sie ausbüchsen!" - "Sie haften dafür!" Schließlich blieb mir doch nichts anderes übrig, als darauf einzugehen.
Nachdem sie eine Weile gearbeitet hatten, brachte ich ihnen etwas zu essen und Socken von meinem Mann.

Kurt K.:

Unser Betrieb Heliowatt in der Wilmersdorfer Straße, in dem ich als Meister und Obmann war, forderte einmal bei einer Dienststelle Kriegsgefangene zur

Arbeit an. Uns wurden Italiener zugewiesen. Ich mußte sie holen, und mich verpflichten, sie wieder dahin zu bringen, wo ich sie abgeholt hatte.
Die Kriegsgefangenen bekamen ihr Mittagessen, nachdem unsere Gefolgschaftsmitglieder gegessen hatten. Ich betone: dasselbe Essen, das unsere Leute in der Werkkantine erhalten hatten. Daraufhin kam ein Ritterkreuzträger von der Wehrmacht und machte mich zur Sau, was mir denn einfalle, den Kriegsgefangenen solch ein schlechtes Essen anzubieten! Ich konnte das nicht verstehen! Mit dem Ritterkreuzträger sprachen noch unsere Chefs, die ganze Firma war in heller Aufregung.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Ich hatte während des Krieges einen französischen Kriegsgefangenen zum Freund.
Als Franzose wurde er nicht so streng gehalten wie z.B. die Russen, denn Hitler hatte ein Abkommen mit der Vichy-Regierung unter Pétain. Ich kam jedenfalls mit ihnen ins Gespräch und lernte den einen kennen. Er hatte sich irgendwo Zivilkleidung besorgt - wie seine Kameraden auch. Fast jeder hatte eine deutsche Freundin. Obwohl es verboten war, gingen sie abends in Zivilkleidung aus. Tagsüber mußten sie immer unter deutscher Bewachung als Trupp arbeiten. Aber die deutschen Soldaten hatten wohl Anweisung, die Franzosen nicht so zu behandeln wie z.B. die Russen und die anderen slawischen Gefangenen.
Leider blieb meine Beziehung zu dem Kriegsgefangenen den Polizeiorganen nicht verborgen, da eine gemeinsame Bekannte von der Gestapo verhaftet worden war.
Ich war zu diesem Zeitpunkt schwanger. Beinahe hätte ich eine Fehlgeburt gehabt und mußte vier Wochen ins Krankenhaus. Im Juli 1944 lag ich noch im Krankenhaus, und kurz vor dem 20. Juli kam ein Brief von der Gestapo mit einer Vorladung. Ich leugnete alles.
Ich hatte mir zurechtgelegt, daß ich nicht von einem Franzosen schwanger sei, sondern von meinem deutschen Freund. Ich dachte mir sogar extra einen Namen aus und erzählte, ich hätte ihn in einem Café am Bahnhof Friedrichstraße kennengelernt. Trotz aller Vernehmungen blieb ich standhaft bei diesem Märchen.
Nachdem man mich zuletzt ins Gefängnis Moabit gebracht hatte, gelang es einem Anwalt, der sogar Pg war, mich herauszuholen; denn schließlich hatte die Gestapo mich doch nicht überführen könne.

Jugendorganisationen und Schule

Waltraud Gossow:

1935 wurde in der 26. Volksschule für den Eintritt in den Jungmädelbund, die Organisation für die 10- bis 14-jährigen Mädchen, geworben. Die ersten Mitschülerinnen waren gerade zehn Jahre alt geworden.
Während einer Unterrichtsstunde kam eine Lehrerin in die Klasse und erklärte, es wäre jetzt die Zeit, daß die Mädchen in den Jungmädelbund eintreten müßten. Der Lehrer, bei dem wir gerade Unterricht hatten, fragte noch: "Ist das Zwang?" Es war noch nicht Zwang. Wer nicht eintrat, hatte keine Nachteile, jedenfalls nicht in dieser Schule.
Ich wurde nicht Mitglied, meine Eltern waren gegen den Nationalsozialismus und mein Vater hatte deswegen sogar berufliche Nachteile. Er war ein Jahr vom Dienst "beurlaubt" und vom Professor zum Oberlehrer degradiert worden. Dann wurde er mehrfach an andere Schulen versetzt.
Ich bin Jahrgang 1925, und erst ab dem Jahrgang 1926 war die Mitgliedschaft bei den Jungmädchen gesetzlich vorgeschrieben. 1937 - ich war inzwischen auf der Fürstin-Bismarck-Schule - fragte meine Mutter die Klassenlehrerin: "Wird in der Schule Wert darauf gelegt, daß meine Tochter in den Jungmädelbund eintritt?" Da sagte die Lehrerin wortwörtlich zu meiner Mutter: "Die Traudi (mein Rufname) ist zu schade für den BDM!" Das war damals doch ein sehr großer Mut, den diese Lehrerin meiner Mutter gegenüber aufbrachte.

Heinz Oehlert:

Bedenken gegen meine HJ-Mitgliedschaft hatte meine Mutter nicht. Ich nahm z.B. immer am Sommerlager teil, das kostete nur 30,— RM; dieser Preis war subventioniert. Manchen Eltern mag es zu teuer gewesen sein, aber eigentlich waren die Preise für die Fahrten sehr sozial.
Einmal haben wir auch eine Skifahrt ins Riesengebirge gemacht und zwar 1938. Für mich waren Ausrüstung und Unterkunft viel zu teuer. Da bezahlten meine Kameraden für mich das Geld, und die Ausrüstung wurde geliehen.
Die HJ-Heimatabende waren unterschiedlich gestaltet, je nach den Fähigkeiten der jeweiligen Jugendführer.
Neben Spielen gab es auch Versuche politischer Beeinflussung. Viele Zehn- bis Zwölfjährige mußte man durch "Spielerchen" bei der Stange halten.
Für die politische Schulung hatten die Jugendführer Schulungshefte, die jeweils ein Heimabendprogramm enthielten - mit ideologischen, politischen und historischen Themen. Jedes Jahr wieder wurde z.B. über den 9. November 1923 (Datum des Hitlerputsches in München) referiert. Außerdem wurden dazu passende Lieder eingeübt und das Ergebnis war eine Art Feierstunde.
Das Thema "Rassenlehre" spielte keine große Rolle. Einmal kam unser Fähnleinführer zum Heimabend. Gerade an dem Tage wurde - als Spiel - ein Steckbrief geschrieben. Ein Junge schrieb: "Derjenige sieht nordisch aus." Da fragte der Fähnleinführer: "Was verstehst Du denn darunter? Das kannst Du noch gar nicht präzisieren! Mit solchen Ausdrücken sollte man vorsichtig sein!"
Manchmal konnte der "häusliche Fleiß" unter dem HJ-Dienst leiden.
Wir hatten auch Wochenendfahrten am Sonnabend und Sonntag. Da sind wir in der Umgebung von Berlin gewandert, und wir waren dort auch in Jugendherbergen. Das war in Bereichen, die mit den Vorortzügen noch zu erreichen waren. Da hatte man natürlich keine Zeit, noch für die Schule zu arbeiten. Aber es gab auch die Bestimmung, über Sonnabend/ Sonntag keine Schularbeiten aufzugeben.

Christa Thorau:

Mit 10 Jahren trat "man" in die Hitlerjugend ein. Zweimal wöchentlich sollten wir uns am "Dienst" beteiligen. Montags traf sich die kleinste Jungmädelgruppe, die sogenannte "Mädelschaft" (10 - 12 Mädchen) mit der etwa 14-jährigen "Führerin" zum "Heimabend". Das Heim war ein kleines Gebäude in der Olbersstraße, in dem jetzt ein Jugendheim des Bezirkes untergebracht ist.
Meist wurden zuerst von der Führerin politische Themen vorgetragen. Sie benutzte dazu amtlich herausgegebene Hefte mit "Schulungsmaterial". Ich erinnere mich an Themen wie den Einmarsch ins Sudetenland und die deutsch-polnischen Grenzprobleme. Anschließend wurde in der Gruppe gespielt, vorgelesen, gebastelt, geflötet und gesungen. Das vielbenutzte Liederbuch hieß: "Wir Mädel singen". Es enthielt im ersten Teil typische Lieder der Nazibewegung, im zweiten Teil deutsche Volks- und Kinderlieder.
Der Sonnabenddienst fand im größeren Rahmen statt. Die Einheit - etwa 10 Mädelschaften - "trat an" am Gustav-Adolf-Platz und marschierte zu Kinoveranstaltungen, zum Sportplatz oder in die Jungfernheide zu "Geländespielen", die allerdings mehr spielerischen als paramilitärischen Charakter hatten.
Die regelmäßige Anwesenheit wurde durch die Führerinnen kontrolliert. Schriftliche Entschuldigungen durch die Eltern sollten vorgelegt werden. Bei mehrmaligem Fehlen ohne Grund wurden die Eltern ermahnt.
Ich gehörte nur zwei Jahre zur Hitlerjugend meines Wohngebietes, da ich mich zu einer Sondereinheit, der "Rundfunkspielschar Berlin" meldete.
Der Dienst bestand hauptsächlich aus langen Proben und Funkaufnahmen im Funkhaus an der Masurenallee. Bei offiziellen Veranstaltungen und Feiern sorgte die Rundfunkspielschar für die musikalische Ausgestaltung mit Chor und Orchester, im Kriege wurde sie auch zur "Truppenbetreuung" eingesetzt.
Wir hatten selten Heimabende (der Heimabendraum war eine Fabriketage in der Sophie-Charlotte-Str.) und wenig Sport, es ging recht zivil zu, auf das Tragen von Uniformen wurde nur bei offiziellen Anlässen geachtet.

Wolfgang Neuber:

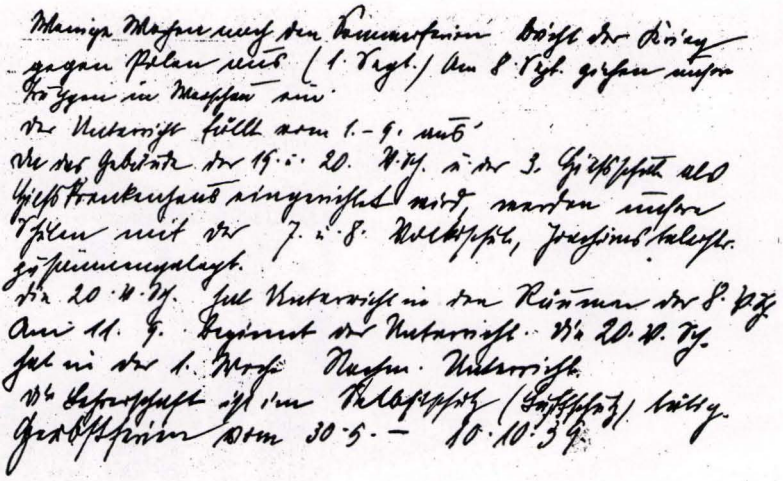
Im Alter von zehn Jahren trat ich ins Deutsche Jungvolk in der Hitlerjugend (DJ) ein. Ich gehörte zum Jungbann 1/198, der für Charlottenburg zuständig war. Genau gesagt: Ich war im Fähnlein 5, Stamm 1. Die Zentrale des Banns 198 war in der Heerstraße und unser Heim, in dem wir uns immer trafen, war Richard-Wagner-Straße Ecke Maikowskistraße. Heute ist dort das "Haus der Jugend". Ein- oder zweimal in der Woche hatten wir Jungvolk-Dienst, später - ungefähr 1937/38 - auch sonntags. In meiner Einheit waren katholische Schüler, und der Dienst war am Sonntag gerade dann, wenn wir eigentlich zur Messe gehen sollten, die um 9 Uhr stattfand. Meine Großmutter, bei der ich wohnte, schickte mich deshalb schon um 6.30 zur Heiligen Messe. Ihr war es nicht hundertprozent recht, daß ich im Jungvolk war. Aber sie meinte : "Vielleicht ist es in der jetztigen Zeit besser für den Jungen. Außerdem: Auf diese Weise kommen die Bengels von der Straße weg, und sie machen dort ihre Spiele!"
Für die Jungvolk-Uniform brauchten meine Großeltern kaum etwas kaufen, weil ich fast alles zum 10. Geburtstag von der Verwandtschaft bekam: von diesem das Hemd, von jenem die Jacke, von einem anderen das Fahrtenmesser, das Koppel usw. Eine meiner Tanten, die eine ziemlich hohe Funktionärin bei der NS-Frauenschaft war, strahlte, als sie hörte, ich sei im Jungvolk.
Unser Fähnleinführer war damals schon ungefähr siebzehn oder achtzehn Jahre alt. Eigentlich waren im DJ die Kinder



und Jugendlichen organisiert, die noch nicht vierzehn Jahre alt waren; für die Vierzehnjährigen war schon die HJ zuständig. Aber unsere Jungvolkführer blieben im Jungvolk, obwohl sie älter waren. Sie vermieden heftige Angriffe gegen die Kirche, aber sie legten Wert auf Pünktlichkeit und Vollzähligkeit der Jungenschaft, und den Unterricht, die Schulung zogen sie scharf durch. Auf den Heimabenden wurden bestimmte Dinge sehr häufig wiederholt: Geburtstag und Werdegang des Führers, die Weltanschauung der NSDAP, und zwar so, daß man diese Inhalte bis zum heutigen Tag nicht vergessen kann.
Dabei hat der Fähnleinführer nicht abgelesen, er sprach frei. Die Leute, die diese nationalpolitische Schulung abhielten, waren gut vorbereitete "Politoffiziere".
Manchmal sagten sie: "Habt Ihr Fragen dazu? Was ist Euch noch unklar?" Dann haben wir auch ab und zu Fragen gestellt. Manchmal mußten wir auch etwas schreiben oder selber ein kleines Referat halten.
Die nationalsozialistische Rassenideologie, die "Judenfrage", wurde auch behandelt, aber nach meiner Erinnerung erst nach der "Reichskristallnacht" 1938, vorher nicht.
Wir haben mit der HJ auch sehr viele Fahrten gemacht, z.B. Pfingstfahrten oder Fahrten in den großen Ferien. 1937 oder 1938 fuhren wir für vier Wochen nach Bad Schandau im Elbsandsteingebirge, der sogenannten "Sächsischen Schweiz". Damals war das etwas Besonderes, denn damals war es den meisten nicht möglich, in den großen Ferien jedesmal zu verreisen.
Der ganze Tagesablauf war politisch ausgerichtet. Der Morgen begann mit dem Flaggenappell: Antreten, Meldung machen, daß das Lager vollzählig ist.
Danach trieben wir Frühsport, und anschließend gab es Frühstück, hinterher fanden dann z.B. Geländespiele statt. Alles war schon ein bißchen auf eine militärische Ausbildung hin angelegt.
Bei einem Geländespiel gab es z.B. zwei Parteien, die sich gegenseitig den "Lebensfaden" abreißen mußten. Eine Partei



hatte einen roten, die andere eine blauen "Lebensfaden" am Arm. Wir erhielten auch eine Einführung in das Kartenlesen und in die Orientierung im Gelände. Wir lernten, wie man sich mit dem Kompaß zurechtfindet, wonach man sich noch im Gelände richten kann usw.
Wenn unsere Führer merkten, daß ein Junge besonders zackig war, dann wurde ihm z.B. mal eine Jungenschaft unterstellt. Er war darauf dann besonders stolz.
Wer ins Jungvolk aufgenommen werden wollte, mußte eine sogenannte "Pimpfenprobe" ablegen. Er mußte theoretische Fragen beantworten und er mußte sportlich etwas leisten.
Bei besonderen Anlässen, z.B. Führers Geburtstag, gingen wir mit Uniform in die Schule, und manchmal mußten wir auch Spalier stehen. Einmal kam Adolf Hitler in die Deutsche Oper in der Bismarckstraße und die älteren Jungvolk - Jungen nahmen an der Absperrung teil - auch ich. Wir standen vis-á-vis von der Oper und riefen, genau wie alle anderen: "Wir wollen unseren Führer sehen!"
Außerdem nahmen wir an den Veranstaltungen zum 1. Mai teil, den die Nazis zum "Tag der nationalen Arbeit" erklärt hatten. Schon morgens um 6 oder 7 Uhr standen wir am damaligen Adolf-Hitler - Platz (heute Theodor-Heuss-Platz). Jeweils vor dem 1. Mai bekamen wir schon den Befehl, ob wir Sommer- oder Winterkleidung anziehen sollten.
1939 standen wir wieder Spalier, als die "Legion Condor" auf der Ost-West - Achse marschierte, jene Truppe, mit der Hitler sich am spanischen Bürgerkrieg beteiligt hatte. Das Spalier war gemischt: Dort stand immer abwechselnd einer von der SA, der SS und der Hitler-Jugend.
Ich stand dicht am Knie (heute Ernst - Reuter-Platz), in Höhe des Schiller - Theaters. Der Jubel war riesig, und die Straßen waren voll von Menschen.



Wenige Wochen nach den Sommerferien bricht der Krieg gegen Polen aus (1. Sept.). Am 8. Sept. ziehen unsere Truppen in Warschau ein. Der Unterricht fällt vom 1. - 9. aus. Da das Gebäude der 19. u. 20. V.Sch. u. der 3. Hilfsschule als Hilfskrankenhaus eingerichtet wird, werden unsere Schulen mit der 7. u. 8. Volksschule, Joachimstalerstr. zusammengelegt.
Die 20. V.Sch. hat Unterricht in den Räumen der 8. V.Sch. Am 11.9. beginnt der Unterricht. Die 20. V.Sch. hat in der 1. Woche Nachm. Unterricht.
Die Lehrerschaft ist im Selbstschutz (Luftschutz) tätig. Herbstferien vom 30.9. - 10.10.39.

Aus der Chronik der 20.VS, Sommerhalbjahr 1939

Kaiserin-Augusta-Gymnasium, Cauerstr. 36 - 37
Der Unterricht wurde fast ohne Einschränkungen durchgeführt. Ferien wegen Kohleknappheit gab es nicht, da wir Fernheizung haben. Die einzige Beeinträchtigung war der durch die Einziehung der Lehrkräfte (7 Studienräte und Oberschullehrer, 7 Assessoren) begründete häufige Lehrerwechsel.

Aus der Schulchronik:
Nach Kriegsausbruch war im Rahmen des zivilen Luftschutzes die Schule vom 1. bis 7. September geschlossen. Lehrer und Schüler der Antalt waren bis zum 25. September als Luftschutzwache im Schulgelände eingesetzt.

- Am 8. September wurde der Unterrichtsbetrieb unter Anpassung an die veränderten Verhältnisse (acht Lehrkräfte waren zum Heeresdienst eingezogen ...) wieder aufgenommen ...
- In den folgenden Wochen war eine große Zahl von Schülern der Klassen 5 bis 8 beurlaubt, die sich freiwillig als Erntehelfer meldeten und in ihren HJ.-Verbänden eingesetzt wurden ...
Folgende zum Heeresdienst einberufene Schüler der 8. Klassen verließen auf Grund der Sonderbestimmungen vorzeitig die Anstalt mit dem Zeugnis der Reife ohne Prüfung: (10 Namen). Sie wurden am 25. November in einer schlichten Entlassungsfeier mit den besten Wünschen verabschiedet ...
Des 30. Januar gedachten diesmal die einzelnen Klassen in ernster Besinnungsstunde; eine Gemeinschaftsfeier verbot sich wegen der nicht geheizten Aula.
Am 9. Januar wurde J. aus Klasse 8ga zum Heeresdienst einberufen und erhielt ein als Reifezeugnis gültiges Abgangszeugnis ...
Der Schüler B., 8ga, wurde gleichfalls einberufen, bekam jedoch zur mündlichen Prüfung später Urlaub. - Auch B., 8gb, wurde eingezogen und mußte von der Prüfungskommission sofort geprüft werden ...
Im letzten Schulvierteljahr war in unserem Gebäude die benachbarte Mozartschule einquartiert, die unter Kohlenmangel zu leiden hatte.

Dem Jahrebericht beigefügt: Die Zeitschrift "Augustana," 8. Jahrgang 1939/40, 2. Kriegsnummer Nr. 3/4;
S.2: Als begeisterter Flieger fand im März 1940 den Fliegertod im Dienste für Führer, Volk und Vaterland der Leutnant Wolfgang G. im Alter von 23 Jahren. Abiturient Oktober 1936.
Auch ihm wird seine Schule und der Verband der ehemaligen Augustaner, dessen anhängliches Mitglied er war, ein treues Gedenken bewahren.

Clausewitzschule, Oberschule für Jungen, Schillerstr. 26, Jahresbericht 1939/40
Da das Schulgebäude im Winterhalbjahr von 2, ab Januar von 3 Schulen benutzt wurde: der Clausewitz-, Schlüter- und Fürstin-Bismarck-Schule, waren nicht nur 35- oder 40-Minuten-Stunden und Einschränkung der Pausen notwendig, sondern größtenteils konnte jede Schule nur 4 gekürzte Stunden jeden Tag geben. Sonnabends fiel der Unterricht ab 12 Uhr aus, weil bei der starken Belegung des Gebäudes eine gründliche Reinigung notwendig war.
Bericht über die Schüler
a) Besondere Leistungen in der Schule:
Die Kriegsereignisse beschäftigen die Jungen außerordentlich und zogen naturgemäß ihre Aufmerksamkeit von der Schule noch stärker ab, als es sonst schon der Dienst in der H.J. getan hatte. Es liegt in der Natur der Sache, daß einige Schüler durch diese Zeitverhältnisse in ihrer Trägheit und Faulheit bestärkt wurden, im allgemeinen zeigten die Schüler Willen zur und Freude an der Schularbeit, namentlich in den oberen Klassen.
Reifezeugnis der Clausewitzschule:
Mit Reifeprüfung: für 25 Schüler
ohne Reifeprüfung: für 17 Schüler (wegen Einberufung)

B e s c h e i n i g u n g .

Der Arbeitsmaid Helga S a a l aus Berlin- Charlottenburg wird bescheinigt, daß sie vom 27.11.39 bis 29.3.1940 im RAD.- Lager 8/41 Pommerzig und Lager 2/41 Lebus pflichgetreue Arbeit in wichtigem Kriegshilfsdienst geleistet hat.

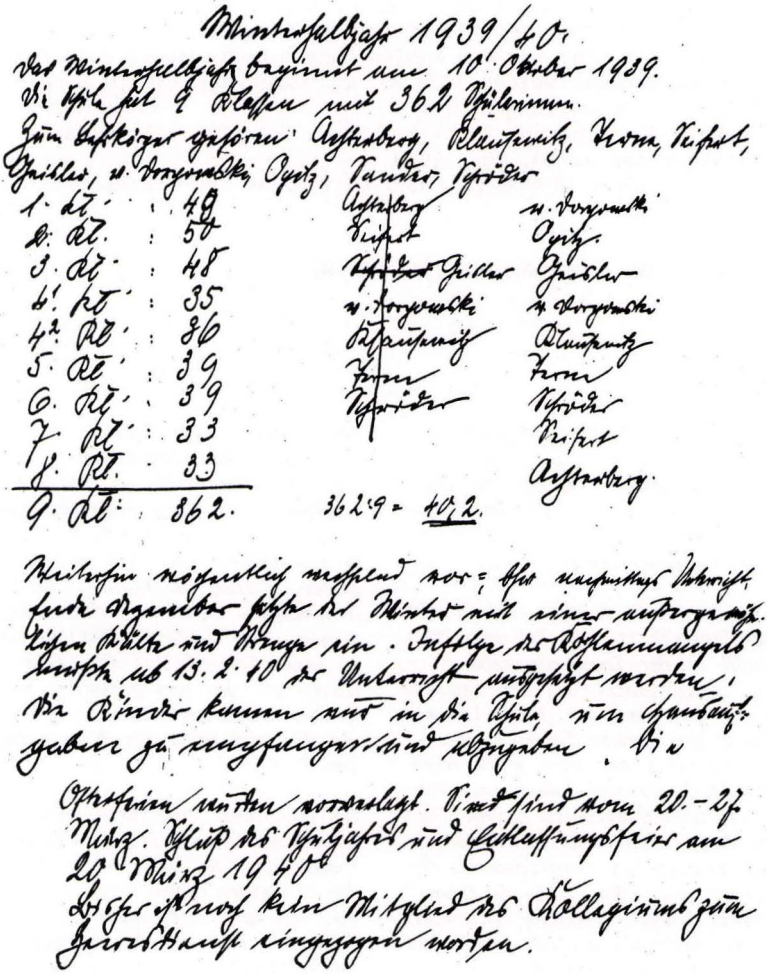


Unterschrift.

Friesenschule, Oberschule für Jungen, Kamminer Str. 17:
Mit den ersten Einberufungen von Lehrern der Anstalt, die am 26.8.39 einsetzten und zunächst 4 Lehrer erfaßten, mußte eine gewisse Einschränkung des Unterrichts erfolgen ...
Am 2.9.39 wurden 10 Räume, darunter die Turnhalle, für eine Luftschutz-Sanitätsstelle durch die Polizei beschlagnahmt. Dadurch wurde die schon bestehende Raumnot der Schule drückend.
... Ganz erhebliche Einbußen erlitt der Unterricht, als durch die im Januar eintretende Kohlenknappheit die Heizung zunächst eingeschränkt und dann für die Schule ganz eingestellt wurde.

Sophie-Charlotte-Schule (Lyzeum), Scharrenstr. 23/27
Während des Krieges haben die Klassen wiederholt Feldpostpäckchen in größerer Zahl ins Feld geschickt, besonders zu Weihnachten.
Auch für Feldpostsendungen der Ortsgruppe der Partei wurden in Klassensammlungen Bücher und andere Liebesgaben in größerer Zahl gestiftet ...
Auf Grund des Erlasses des Herrn Ministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom 8.9.1939 wurde die gesamte Oberprima bis Ostern 1940 zum Kriegshilfsdienst beurlaubt.

Aus den Jahresberichten Charlottenburger Oberschulen, 1939/40



Winterhalbjahr 1939/40
Das Winterhalbjahr beginnt am 10. Oktober 1939.
Die Schule hat 9 Klassen mit 362 Schülerinnen. Zum Lehrkörper gehören: (...)

1. Kl.	: 49	(...)	
2. Kl.	: 50		
3. Kl.	: 48		
4. Kl.	: 35		
4². Kl.	: 36		
5. Kl.	: 39		
6. Kl.	: 39		
7. Kl.	: 33		
8. Kl.	: 33		
9 Kl.	: 362	362 : 9 =	40,2

Weiterhin wöchentlich wechselnd vor-, bzw. nachmittags Unterricht. Ende Dezember setzte der Winter mit einer außergewöhnlichen Kälte und Strenge ein. Infolge des Kohlenmangels mußte ab 13.2.40 der Unterricht ausgesetzt werden, die Kinder kamen nur in die Schule, um Hausaufgaben zu empfangen und abzugeben. Die Osterferien wurden vorverlegt. Sie sind vom 20. - 27. März. Schluß des Schuljahres und Entlassungsfeier am 20. März 1940
Bisher ist noch kein Mitglied des Kollegiums zum Heeresdienst eingezogen worden.

Aus der Chronik der 20.VS, Winterhalbjahr 1939/40

Ellen Koh:

Ich stamme aus Stettin und wohnte in den Jahren 1940/41 in Berlin-Charlottenburg. Im Sommer 1940 kam ich dorthin, denn Stettin war "judenrein" gemacht worden, bis auf ein paar Juden, die man vergessen hatte - darunter war ich.
Deshalb brachte man mich nach Berlin in das Boehm-Stift, ein jüdisches Mädchenheim in der Knesebeckstraße 86 - 87 am Savignyplatz, und ich besuchte noch ein Jahr lang die Joseph-Lehmann-Schule in der Joachimsthaler Straße.
Das Boehm-Stift war eine große sogenannte "Alt-Berliner" Wohnung mit Vorder- und Hintereingang und großem "Berliner Zimmer". Wir waren dort immer ungefähr zwanzig bis zweiundzwanzig Mädels, und das große "Berliner Zimmer" war unser Eßsaal. Das Heim unterstand der Reichsvereinigung der Juden in Deutschland, Kantstraße 158.
Die meisten Mädchen stammten aus Oberschlesien, manche auch aus anderen Gegenden Deutschlands.
Sie versuchten, in Berlin eine Berufsausbildung zu bekommen. In Berlin gab es zu der Zeit noch jüdische Ausbildungsstätten, aber nach und nach wurde doch vieles geschlossen, und die Mädchen kamen zur Zwangsarbeit in die Fabriken.
Ich war noch Schülerin und zu der Zeit die Jüngste im Heim. Wir Mädchen im Heim waren eigentlich eine große Familie. Wir verstanden uns alle gut. Da gab es keine Probleme. Wir waren zu der Zeit schon lange Stunden nachts im Luftschutzkeller. Damals gab es die ersten Fliegerangriffe; es fiel zwar nur manchmal eine Bombe irgendwo runter, z.B. eine kleine Brandbombe in der Grolmanstraße, aber wir mußten doch sieben Stunden im Keller hocken und dann morgens wieder zur Arbeit oder zur Schule. Die jüdischen Mädchen mußten in einen Extra-Keller für Juden. Wir hatten mit den nichtjüdischen Hausbewohnern ansonsten keinen Kontakt, wurden aber auch nicht von ihnen angegriffen.

Das Foto zeigt eine Purim-Feier in den Räumen des Boehm-Stifts. Purim ist ein Freudenfest. Es hängt damit zusammen, daß in Persien einmal eine Judenverfolgung war und die Königin Ester, Xerxes Frau, die Juden vor dem Untergang retten konnte. Bei dem Fest verkleidet man sich so ähnlich wie im Karneval, es fällt auch in dieselbe Jahreszeit. Das Bild stammt vom März 1941. Wir haben aus dem, was wir so hatten, Kostüme gemacht, manchmal mit Phantasie und Schneegestöber. Ein Mädchen hat sich einfach ein weißes Laken umgemacht, aber wir haben immer versucht, uns noch ein paar schöne Stunden zu machen.
Meines Wissens mußte das Stift im Herbst 1941 raus aus der Knesebeckstraße und wurde dann in die Ranke- oder Marburger Straße verlegt, aber zu diesem Zeitpunkt war ich schon nicht mehr dort.



3. Reihe von oben, 2. von links: Ellen Koh

Ich kam in die 8. Klasse der Joseph-Lehmann-Schule. Der Unterricht war mit dem einer Realschule zu vergleichen. An wen ich mich besonders erinnere, ist der Schulleiter, Herr Schwarz, und mein Klassenlehrer Dr. Rubensohn, der sich 1941, als der Stern rauskam, das Leben nahm.

In der Joseph-Lehmann-Schule lernte man neben den üblichen Unterrichtsfächern noch Hebräisch. Es gab auch Religionsunterricht, den Lehrer der Schule erteilten.

Im Deutschunterricht haben wir deklamiert, wir haben Schiller und Goethe in uns reingetankt, alles auswendig gelernt.

Die Schule hatte eine besondere Richtung: Man war dort eben deutsch-mosaischen Glaubens, und wir haben z.B. in Musik "Mein Kaiser, mein Kaiser, gefangen!" gelernt und gesungen. Das kam mir schon damals ein bißchen lächerlich vor. Das Schulgebäude steht heute noch. Im hinteren Haus, wo heute die Synagoge ist, hatten wir unsere Sporthalle mit den Sportgeräten. Damals wurde sie auch von jüdischen Sportvereinen als Trainingsstätte genutzt.

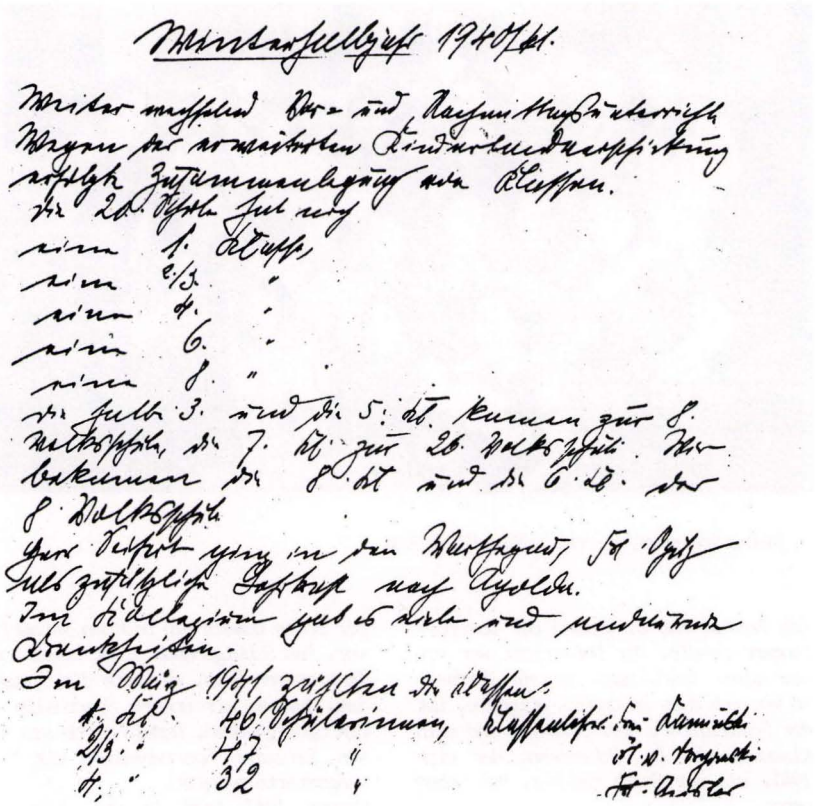
Ostern 1941 fand in der Aula, die gleichzeitig Synagoge war, unsere Abschlußfeier statt, eine richtige formelle Abschlußfeier. Dort wurden auch die Abschlußzeugnisse verteilt.

Ich selber sagte dabei ein Gedicht von Schiller auf.

Nach meiner Schulentlassung kam ich zurück nach Stettin und mußte dort in einer sogenannten Judenkolonne Zwangsarbeit leisten. Viele Schüler meiner Klasse gingen aber noch auf eine jüdische Oberschule, aber diese Schulen - auch die Joseph-Lehmann-Schule - wurden Ende 1941 zwangsweise geschlossen.

H.P. Messerschmidt:

Ende 1941 hatten wir den Auftrag, alle Bücher der Bibliothek der Joseph-Lehmann-Schule aus dem Fenster zu werfen. Unten standen Lastwagen, um die Bücher zur Vernichtung zu bringen.



Winterhalbjahr 1940/41

Weiter wechselnd Vor- und Nachmittagsunterricht. Wegen der erweiterten Kinderlandverschickung erfolgte Zusammenlegung von Klassen.
Die 20. Schule hat noch
eine 1. Klasse
eine 2./3. Klasse
eine 4. Klasse
eine 6. Klasse
eine 8. Klasse.
Die halbe 3. und die 5. Kl. kamen zur 8. Volksschule, die 7. Kl. zur 26. Volksschule. Wir bekamen die 8. Kl. und die 6. Kl. der 8. Volksschule.
Herr Seifert ging in den Warthegau, Frl. Opitz als zusätzliche Lehrkraft nach Apolda.
Im Kollegium gab es viele und (...) Krankheiten.
Im März 1941 zählten die Klassen
1. Kl. 46 Schülerinnen, Klassenlehrer Frau (...)
2./3. Kl. 47 Schülerinnen, Klassenlehrer Frl. (...)
4. Kl. 32 Schülerinnen, Klassenlehrer (...)

Aus der Chronik der 20.VS, Winterhalbjahr 1940/41

Eine Anzahl Kinder sind noch verschickt. Die neue Werbung für Kinder-Landverschickung hat wenig Erfolg: 5 Mädchen.

Aus der Chronik der 20.VS, Schuljahr 41/42

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei
Bund Deutscher Mädel i. d. HJ, Obergau Berlin (3)

Briefanschrift:
Berlin SO 16, Engeldamm 48
Fernsprechnummer: 67 32 21
Telegrammanschrift: Obergauführung Berlin

Postscheckkonto: N.S.D.A.P. Hitler-Jugend, Gebiet 3, (Berlin) Berlin 114 681
Bankkonto: N.S.D.A.P. Hitler-Jugend, Gebiet 3, (Berlin) Nr. 1567
Berliner Stadtbank, Girokasse 5

~~Die Obergauführerin~~

Berlin SO 16, den 7.3.41

Bescheinigung.

Hierdurch bescheinigen wir, daß die Abiturientin Doni Borbeck, wohnhaft Bln.-Charlottenburg 5, Maikowski Str. 106 seit dem 28. Januar 1941 als Helferin im Rahmen der erweiterten Kinderlandverschickung ununterbrochen tätig war.
Sie hat damit ihren Kriegshilfsdienst im Sinne des Erlasses vom 8.9.1939 - E III a 1947 - WRV - Deutsch. WissErziehg.-Volksbildg. S.484 - erfüllt.
Diese Bescheinigung gilt zur Erlangung des Reifezeugnisses.

Die Führerin des Obergaues Berlin (3)

(Mündel)
Gauführerin.

Obergau BDM HJ Berlin

Moltke-Oberschule für Jungen
Bln.-Charlottenburg, Schillerstr.
Fernruf 31 74 03

Abgangszeugnis

Luftwaffenhelferzeugnis

Hptm. u. Batl. Chef

Der Schüler Karl Hermann Werner Osterland

geboren den 7. 6. 1926 zu Berlin-Schöneberg

Sohn des ~~Bäckermeister Reinhold Osterland~~ in Berlin-Charlottenburg

zuletzt Schüler der Klasse 8 der Moltkeschule, 87

Oberschule für Jungen, in Berlin-Charlottenburg,

ist seit 15. 2. 1943 als Luftwaffenhelfer eingesetzt und hat

an dem für Luftwaffenhelfer angeordneten Unterricht mit folgendem

Ergebnis teilgenommen:

Deutsch:	mangelhaft	Physik:	befriedigend
Geschichte:	ausreichend	Mathematik:	gut
Erdkunde:	ausreichend	Latein:	ausreichend
Chemie:	befriedigend		

Auf Grund der Leistungen und des Verhaltens im Unterricht ~~und im Einsatz~~ und in Anwendung des ~~Erlasses des Reichsministers~~ für Wissenschaft, Erziehung ~~und Volksbildung~~ vom 22.Januar 1943 -E III a 3360 ~~wird~~ der Schüler in die Klasse _____ der Oberschule versetzt.

Dem Luftwaffenhelfer Werner Osterland wird gem. Erl.des Herrn Reichsmin.f.Wiss.,Erz.& Volksbldg v.8.9.39 - E IIIa 1947,W,RV(b) - & dem Runderl.v.9.10.43 - E IIIa 2320 - die Reife zuerkannt.

Charlottenburg, den 19.5.44

Oberstudiendirektor.

Berlin-Charlottenburg, den 15. 2. 1944.

Betreuungslehrer u. Klassenleiter: Barve

Einheitsführer: Uebe, Hptm.

Oberstudiendirektor Dr. Klotzsch

Schulstempel

~~Unterschrift des Erziehungsberechtigten~~

8

Abgangszeugnis.

Luftwaffenhelferzeugnis

B.hat seinen Dienst als Luftwaffenhelfer "sehr gut" versehen.

Leutn.u.Batt.Führer

Der Schüler Udo Brause,

geboren den 9. Juni 1927 **zu** Königsberg i. Preußen,

Sohn des Herrn Otto Brause **in** Berlin-Charlottenburg,

zuletzt Schüler der Klasse 7b **der** Moltkeschule,

Oberschule für Jungen, in Berlin-Charlottenburg,

ist seit 15. Juli 1943 **als Luftwaffenhelfer eingesetzt und hat an dem für Luftwaffenhelfer angeordneten Unterricht mit folgendem Ergebnis teilgenommen:**

Deutsch:	ausreichend	**Physik:**	gut
Geschichte:	ausreichend	**Mathematik:**	befriedigend
Erdkunde:	gut	**Latein:**	ausreichend
Chemie:	befriedigend	Biologie:	befriedigend

Auf Grund der Leistungen und des Verhaltens im Unterricht und im Einsatz und in Anwendung des Erlasses des Reichsministers für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung vom ~~22.Januar 1943. E III a 3360 - wird der Schüler in die Klasse _____ der Oberschule versetzt.~~

19. Januar 1944 — E III a 3032/43 — wird dem Schüler die Teilnahme an einem Sonderlehrgange für Kriegsteilnehmer zur Ablegung der Reifeprüfung genehmigt.

Berlin-Charlottenburg, den 9. September 1944.

Betreuungslehrer:

Oberstudiendirektor

Einheitsführer:

Leutn.u.Batt.Führer

Schulstempel

Unterschrift des Erziehungsberechtigten

Wie ein neues Krankenhaus entstand

An der Volksschule in der Charlottenburger Oranienstraße verkündet jetzt ein Schild "Krankenhaus Westend, Abteilung Oranienstraße".
Als zu Beginn des Krieges aus dem Westend-Krankenhaus ein Reservelazarett wurde, wandelte der Bezirksbürgermeister eine Reihe von Schulen in Krankenhäuser um, damit so die klinische Versorgung der Zivilbevölkerung gesichert würde. Im behördlichen Schriftverkehr werden diese Abteilungen des Westend-Krankenhauses als Hilfskrankenhäuser bezeichnet, aber diese Benennung ist gründlich falsch. Wenn man z.B. die zum Krankenhaus umgebaute Volksschule in der Oranienstraße mit ihren großartigen und mustergültigen Einrichtungen, die der Aufnahme und Behandlung von Infektionskrankheiten dienen, sieht, dann möchte man gar nicht mehr nach dem eigentlichen Krankenhaus Westend hin ...

Charlottenburger Zeitung, 21.12.1941

Margrit Korge:

Zu Beginn des Krieges wohnte ich in dem katholischen Schülerinnenheim Maria Regina in der Ahornallee. Ich besuchte die Schule in der Leistikowstraße.
Ich erinnere mich noch gut, daß damals wegen der Sondermeldungen aus Anlaß der Siege der deutschen Wehrmacht oft die Schule ausfiel. Die Nonnen, die das Heim betreuten, wußten das nie, und ich konnte die freie Zeit immer nutzen, um herumzustromern. Nach meiner Erinnerung fiel die Schule sehr häufig aus solchen Gründen aus.
Ich erinnere mich auch an die großen Altmaterialsammlungen. Überall hingen Listen, wer sich hervorgetan hatte, wer das meiste Altmaterial gesammelt hatte. Wegen dieser Sammlungen hatte ich Kummer: In dem katholischen Heim gab es nichts, was man in die Schule hätte mitbringen können! Die anderen Schüler sammelten z.B. Zeitungen; ich empfand es als großes Problem, daß ausgerechnet ich nichts mitbringen konnte! Das ging soweit, daß ich sogar einmal etwas im Heim gestohlen habe: einen Gartenschlauchwagen aus Metall. Den nahm ich mit in die Schule. Im Heim war das Entsetzen groß, als der Wagen fehlte.

Lehrerschaftssitzung am 28.4.41
8. Richtlinie über den Altstoff-Sammel-Wettbewerb:
Stichtag: zweites Vierteljahr 1941
a.) Die Schulsammlung ist Kriegsdienst
b.) Regelmäßig soll mindestens einmal wöchentlich gesammelt werden.
c.) Die Mindestmengen pro Monat und pro Schulkind sind wie folgt festgesetzt:
1.) 3 kg Altpapier u. Pappe
2.) 1/2 kg Knochen
3.) 1/4 kg Alt-Textilien (Lumpen)
Das Altmaterial ist abzuwiegen od. zu schätzen. Es ist in einem verschließbaren, trockenem Raum unterzubringen u. von den Kindern

nach Sorten getrennt aufzubewahren.
Die besten Sammler sollen ausgezeichnet werden durch a) eine Vorstellung beim Reichsmarschall, b) Verteilung von Prämien, c) Ausgabe von Diplomen.

Aus der Chronik der 8.VS, 28.4.1941

Lehrerschaftssitzung am 27.4.1942
5. Die Frage, ob die Sammlung von Altstoffen gesundheitliche Schäden für die Sammler nach sich zieht (Ungeziefer!), wird vom Gesundheitsamt verneint.- Dringend nötig ist jedoch äußerste Sauberkeit (Händewaschen nach Sammeln!)
6. Es ist Propaganda zu machen für Vollkornbrot.-

Aus der Chronik der 8.VS, 27.4.1942

Sport- und Batteriefest

Charlottenburger Eltern als Gäste unserer Luftwaffenhelfer der Hitler-Jugend

Unlängst hatte der Batterie-Chef einer Flak-Batterie die Angehörigen seiner "Luftwaffenhelfer der HJ." zu einem Sport- und Batteriefest eingeladen. Dieser Einladung sind wir alle gern gefolgt, um einmal zu sehen, wie unsere zukünftigen Soldaten untergebracht sind und betreut werden. Treffpunkt war ein Sportplatz bei Berlin ... Während der Kaffeetafel macht der Batterie-Chef darauf aufmerksam, daß er auf eine gute und saubere Unterbringung, gute Kameradschaft und Einhaltung des Schulunterricht großen Wert legt ... Daß auch der Schulunterricht nicht zu kurz kommt, bestätigten uns die Lehrer, die an der Veranstaltung ebenfalls teilgenommen hatten.

Charlottenburger Zeitung, 24.9.1943

Charlotte Israel:

Wir wohnten in der Dahlmannstraße in einer Parterrewohnung und ich saß oft am Fenster und nähte dort.
Einmal beobachtete ich, wie die Kinder auf dem Hof "Fliegeralarm" spielten. Die Tochter des Hauswarts hatte das Kommando, obwohl sie erst sechs Jahre alt war. Sie machten die Sirenen nach: "Huuuhuuuhuuu!" Dann suchten sie sich eine Stelle als "Luftschutzkeller". Sie spielten auch die Bomber nach, ahmten das Motorengeräusch nach, das Grollen und Dröhnen. Das konnten die Kinder phantastisch! Dann schlugen sie auf die Müllkästen, so daß es richtig knallte. Danach hieß es: "Jetzt wird gezittert!"

Alle Kinder standen da und machten das Zittern nach.

Das war mitten im Krieg 1943.

24.3.43
2. Die Kinderlandverschickung wird eine Dauereinrichtung bleiben. Es soll künftig für 1/2 Jahr verschickt werden und zwar im Sommer und im Winter. Es kommen zumeist pommersche Badeorte in Betracht. die Schulleiter sollen tüchtig werben!

Aus der Chronik der 8.VS, 24.3.1943

Charlottenburger Kinder gut aufgehoben

Was sie aus dem KLV.-Lager schreiben - Weihnachtsvorbereitungen

Charlottenburger Zeitung, 14.12.1943

Als vor einigen Wochen wieder einmal ein Sonderzug Berlin verließ, um Hunderte von Kindern vor dem Bombenterror in Sicherheit zu bringen, befanden sich auch eine ganze Anzahl von Charlottenburgern unter ihnen. Viele von ihnen haben inzwischen ihr Elternhaus verloren, und ihre Eltern, die ihnen die Tatsache voll Kummer und Empörung mitteilen mußten, werden wohl erleichtert dazugeschrieben haben: "Gott sei Dank, daß Du diese Schreckensnächte nicht miterlebt hast!"
Mögen die Kinder draußen über diesen Elternbrief geweint haben - es waren genügend junge Kameraden und verständnisvolle Betreuer zur Stelle, die dafür sorgten, daß diese Tränen schnell getrocknet wurden. Inzwischen haben die Kinder geantwortet und nach diesem oder jenem gefragt: ob das Lieblingsspielzeug, das Lieblingsbuch und der Hund gerettet sei; aber den meisten Platz nahmen schon die Erzählungen ein, die sich mit ihrem Leben im Lager und vor allem mit Weihnachtsvorbereitungen befassen. Das ist nun einmal Kinderart, und das ist recht so ...
So schreibt beispielsweise ein Mädel, Inge R., an die Mutter:
" ... Ich habe jetzt gelernt, meine Strümpfe ganz fein zu stopfen. Nächstes Mal bekomme ich für Handarbeit sicher eine Zwei ... Wir haben auch Bastelstunden, und ich verrate Dir nicht, was ich für dich arbeite, und für Vater habe ich auch etwas. - Jeden Nachmittag und jeden Abend haben wir etwas Schönes vor. Einmal singen wir Weihnachtslieder, dann wird ein Märchen in verteilten Rollen gelesen, manchmal gibt es auch eine Schneeballschlacht. Wir waren auch schon im Lazarett und haben gesungen. Da habe ich den Fritz Kranz getroffen: er hat einen Schuß durch das rechte Bein und liegt hier seit 3 Wochen ... Unsere Lagerleiterin hat gestern Pfefferkuchen gebacken, und als wir Gute Nacht sagten, hat jeder eine Probe bekommen ... Wir freuen uns alle auf Weihnachten!

Erika Liebetrau:

Bis 1942 war ich in der Volksschule für Mädchen in der Pestalozzistraße. Danach wurde ich in die Volksschule in der Sybelstraße geschickt. Der Grund: Einige Schulen waren inzwischen schon ausgebombt, und deshalb wurden die Schüler im Bezirk hin- und hergeschoben. Alle, die auf meiner Seite der Leibnizstraße wohnten, mußten in die Sybelstraße zur Schule. Wer auf der anderen Seite wohnte, konnte in der Schule Pestalozzistraße bleiben.

Später mußte ich dann wieder in eine andere Schule - in der Joachimsthaler Straße und zwar hatten wir nur bis Anfang 1943 geregelten Unterricht dort. Von der Schule in der Joachimsthaler Straße aus schickte man uns mit unserer Klassenlehrerin im Jahre 1943 in ein Kinderlandverschickungslager nach Sachsen, genauer: Langenhessen bei Werdau. Mit uns fuhr eine BDM-Führerin zur Betreuung.

Im KLV-Lager hatte nun die BDM-Führerin über uns zu bestimmen, obwohl die KLV als freiwillig galt. Die BDM-Führerin kontrollierte jeden Brief, den wir nach Hause schickten!

Wir waren in einem alten Schulgebäude untergebracht und konnten dort mehr als vier Wochen lang nicht duschen; nur im Keller des Gebäudes waren Räume mit Handwaschbecken.

Wenn wir uns und die Wäsche einmal ordentlich waschen wollten, mußten wir in den Ort Werdau in eine Schule - außerhalb des eigentlichen Lagers!

Außerdem mußten wir im Lager hungern und das wenige Essen, das es gab, schmeckte nicht.

Die Eltern glaubten uns im Lager gut aufgehoben - sicher vor den Bombenangriffen. Dann aber kam - Gott sei Dank! - die Mutter einer Mitschülerin dorthin, um sich anzusehen, wie wir untergebracht waren. Ich erhielt eine Möglichkeit, meiner Mutter heimlich einen Brief zu schreiben und ihn dieser anderen Mutter mitzugeben.

Eine Woche später kam meine Mutter, um mich mitzunehmen.

Die BDM-Führerin drohte: "Wenn Sie ihre Tochter mitnehmen, dann bekommen Sie für das Mädchen keine Abmeldung und in Berlin keine Lebensmittelkarten!" Meine Mutter traute sich nicht, etwas dagegen zu machen.

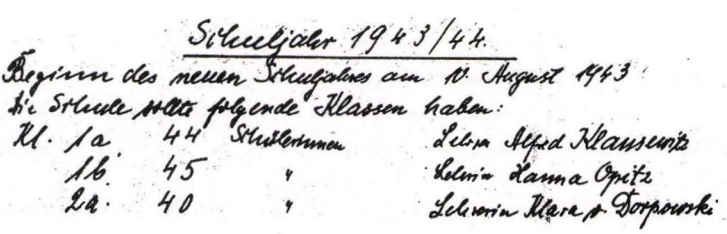
Am Wochenende nach dem Besuch meiner Mutter kam mein Vater ins Lager; er nahm mich einfach mit.

Wenige Wochen später wurde auf Protest der übrigen Eltern das Lager in eine schöne Unterkunft nach Böhmen verlegt, wo meine Schulkameradinnen sich sehr wohlfühlten. (1945 mußten sie nach dem Einmarsch der Amerikaner, zu Fuß nach Berlin zurück.)

Zu Hause angekommen, stand ich dann wirklich für einige Zeit ohne Lebensmittelkarten da, denn ich hatte ja keine Abmeldung aus dem Lager.

Auf der Kartenstelle in Charlottenburg sagte man zu meiner Mutter: "Bei uns ist das Mädchen abgemeldet!" Da half mir der Rektor Otto von der Schule in der Joachimsthaler Straße. Er gab mir eine Bescheinigung: "Seit dann und dann besucht Erika Liebetrau wieder den Schulappell" (geregelten Unterricht hatten wir nicht mehr).

Daraufhin bekam ich meine Karten dann rückwirkend.



Schuljahr 1943/44.

Beginn des neuen Schuljahres am 10. August 1943.

Die Schule hatte folgende Klassen haben:

Kl. 1a 44 Schulkinder Lehrer Alfred Klausenitz

1b 45 " Lehrin Hanna Opitz

2a 40 " Lehrerin Klara v. Sorpowski

2b.	46	"	Lehrerin Hanna Opitz
3a.	47	"	Lehrerin Klara v. Dorpowski
3b.	46	"	Lehrer Friedrich Terne
4.	51	"	Lehrerin Klara Schröder
6.	40	"	Lehrerin Ilse Sander
8.	35	"	Rektor Alfred Eckelberg

Auf Wunsch der Eltern sollen alle Kinder Berlin verlassen und die Schulen in weniger luftgefährdete Gebiete verlegt werden.

In unserer Schule melden sich: 26 Kinder. Sie verlassen Berlin am Montag, den 23. August mit der Lehrerin Fr. Opitz. Sie kommen nach Karkeln, Kr. Elchniederung (Ostpreußen). Die meisten Kinder sind zu Verwandten oder durch die NSV vermittelt. Die zurückbleibenden - etwa 25 - kommen trotzdem zum Appell. Unterricht darf nicht stattfinden.

August und September einige schwere Fliegerangriffe auf Berlin.

Anfang Oktober 1943 wird die Fachlehrerin Fr. Klara Schröder nach Reppen abgeordnet, am 29. Oktober die Lehrerin Fr. Klara von Dorpowski in den Reg.-Bez. Potsdam.

Allmählich kehren wieder Kinder nach Berlin zurück, es sind hier am 28.10. bereits: 58 und 21 Lernanfänger, zus. 79.

Ende November 1943 erlitt Berlin schwere Terrorangriffe. Am 22. und 23.11. wurden zahlreiche Gebäude in der Umgebung der Schule schwer beschädigt. Viele brannten völlig aus, viele sind völlig zerstört. Einige Brandbomben, die das Dach durchschlugen, konnten gelöscht werden. Die Turnhalle brannte völlig aus. Der größte Teil der Fensterscheiben ist zertrümmert. Es kommen nur wenige Kinder zum Appell.

Im Schulgebäude befinden sich jetzt: eine Karteistelle, eine Abrechnungsstelle und das Jugendamt. Das Rathaus mußte geräumt werden. Die Stadtverwaltung befindet sich teilweise in der Fürstin-Bismarck-Schule Zehlendorf, die Stadtverordnetenverwaltung in der Gerichtstr. 22.

Mitte März 44 übernahm Rektor Achterberg auf Anordnung der Schulbehörde eine Lehrerstelle in Rügenwalde bei Warschau.

Am 11. April 44 wurde dem Lehrer Friedrich Terne d

Leitung der 20. Volksschule übertragen; eigentlich schon am 27. 8. 43. Daneben verwaltete er auch die 7. u. 19. Schule.

Die noch erscheinenden Kinder der 7., 19., 8. u. 20. Volksschule (ca. 100) wurden nunmehr vereinigt. Es entstanden dadurch 3 Klassen: 1 Oberstufe, 1 Mittelstufe u. 1 Unterstufe je Klasse ca. 35 Kinder (Knab. u. Mädch.). Herr Otto übernahm die Oberst., Fr. Lunzel die Mittelst. u. Fr. Perne die Unterstufe. Da Unterricht nicht stattfinden durfte, wurden die Kinder nur einige Stunden am Tage „beschäftigt". Sie waren in 3 Räumen der jüdisch. Gemeinde, Joachimsthaler Str. 13, untergebracht.

Am 30. Januar 45 wurde bei einem schweren Luftangriff das Gebäude der 7. u. 8. Schule, Joachimsthaler Str. 31/3 stark mit Brandbomben belegt. Das Obergeschoß (mit Aula) brannte total aus. Wertvolles Schulmaterial (darunter 2 Flügel) wurden vernichtet. Durch Brand u. Wasserschäden wurden auch das 1. u. 2. Stockwerk stark beschädigt, das darin befindliche Lehr- und Lernmaterial teilweise vernichtet.

Vom 1. Febr. bis zum 21. April 45, d. h. in 80 Tagen, gingen 86 schwere Luftbombardements auf Berlin nieder. Ganze Stadtviertel, auch unser Schulbezirk, wurden in Schutt und Asche gelegt. Auf den Fliegeralarm vom 21. April 45 folgte keine Entwarnung, mithin war der Alarm ein Dauerzustand geworden.

Nunmehr folgten noch 2 Wochen eines sinnlosen Kampfes um Berlin.

An eine planmäßige Betreuung unserer Schulkinder war unter diesen Verhältnissen natürlich nicht zu denken.

So erwarteten wir, kriegsmüde, körperlich u. seelisch völlig zermürbt, Ende April, Anfang Mai 45, die Rote Armee.

J. C.

Schuljahr 1943/44

...

...

Auf Wunsch des Führers sollen alle Kinder Berlin verlassen und die Schulen in weniger luftgefährdete Gebiete verlegt werden.
In unserer Schule melden sich: 26 Kinder. Sie verlassen Berlin am Montag, den 23. August mit der Lehrerin Frl. Opitz. Sie kommen nach Karkeln, Krs. Elchniederung (Ostpreußen). Die meisten Kinder sind zu Verwandten oder durch die NSV verschickt. Die zurückbleibenden - etwa 25 - kommen täglich zum Appell. Unterricht darf nicht stattfinden.
August und September einige schwere Fliegerangriffe auf Berlin.
Anfang Oktober 1943 wird die Fachlehrerin Frl. Klara Schröder nach Reppen abgeordnet, am 29. Oktober die Lehrerin Frl. Klara von Dorpowski in den Reg.bez. Potsdam.
Allmählich kehren wieder Kinder nach Berlin zurück. Es sind hier am 28.10. bereits: 58 und 21 Lernanfänger, zus. 79.
Ende November 1943 erlitt Berlin schwere Terrorangriffe. Am 22. und 23.11. wurden zahlreiche Gebäude in der Umgebung der Schule schwer beschädigt. Viele brannten völlig aus, viele sind völlig zerstört. Einige Brandbomben, die das Dach durchschlugen, konnten gelöscht werden. Die Turnhalle brannte völlig aus. Der größte Teil der Fensterscheiben ist zertrümmert. Es kommen nur wenige Kinder zum Appell. Im Schulgebäude befinden sich jetzt: eine Kartenstelle, eine Abrechnungsstelle und das Jugendamt. Das Rathaus mußte geräumt werden. Die Stadtverwaltung befindet sich teilweise in der Fürstin--Bismarck-Schule (Sybelstr.), die Schulverwaltung in der Goethestr. 22.
Mitte März 44 übernahm Rektor Achterberg auf Anordnung der Schulbehörde eine Lehrstelle in Bugmünde bei Warschau.
Am 11. April 44 wurde dem Lehrer Friedrich Terner die Leitung der 20. Volksschule übertragen; eigentlich schon am 27.8.43. Daneben verwaltete er auch die 7. u. 19. Schule.
Die noch erscheinenden Kinder der 7., 19., 8. u. 20. Volksschule (ca. 100) wurden nunmehr vereinigt. Es entstanden dadurch 3 Klassen: eine Oberstufe, eine Mittelstufe u. eine Unterstufe, je Klasse ca. 35 Kinder (Knab. u. Mädch.). Herr Otto übernahm die Oberst., Hr. Günzel die Mittelst. u. Hr. Terne die Unterstufe. Da Unterricht nicht stattfinden durfte, wurden die Kinder nur einige Stunden am Tage "beschäftigt". Sie waren in 3 Räumen der jüdisch. Gemeinde, Joachimsthaler Str. 13, untergebracht.
Am 30. Januar 45 wurde bei einem schweren Luftangriff das Gebäude der 7. u. 8. Schule, Joachimsthaler Str. 31/3 stark mit Brandbomben belegt. Das Obergeschoß (mit Aula) brannte total aus. Wertvolles Schulmaterial (darunter 2 Flügel) wurden vernichtet. Durch Brand- u. Wasserschäden wurden auch das 1. u. 2. Stockwerk stark beschädigt, das darin befindliche Lehr- und Lernmaterial teilweise vernichtet.
Vom 1. Febr. bis zum 21. April 45, d.h. in 80 Tagen, gingen 86 schwere Luftbombardements auf Berlin nieder. Ganze Stadtviertel, auch unser Schulbezirk, wurden in Schutt und Asche gelegt. Auf den Fliegeralarm vom 21. April 45 folgte keine Entwarnung, mithin war der Alarm ein Dauerzustand geworden.

Nun folgten noch 2 Wochen eines sinnlosen Kampfes um Berlin.
An eine planmäßige Betreuung unserer Schulkinder war unter diesen Verhältnissen natürlich nicht zu denken.
So erwarteten wir, Kriegsmüde, körperlich u. seelisch völlig zermürbt, Ende April, Anfang Mai 45, die Rote Armee.

Aus der Chronik der 20.VS, Schuljahr 1943/44

Die jüdische Bevölkerung während des Krieges

Am 30. Januar 1939 kündigte Hitler in einer Rede vor dem Reichstag an, daß es bei einem Krieg zur "Vernichtung der jüdischen Rasse in Europa" kommen würde - in den frühen Morgenstunden des 1. September begann mit dem Angriff auf Polen der II. Weltkrieg. Einsatzgruppen der SS folgten den Truppen der deutschen Wehrmacht und trieben die in den besetzten Gebieten Osteuropas lebenden Juden entweder in Ghettos zusammen oder ermordeten sie.
Im Gebiet des Deutschen Reiches setzte eine weitere Welle antijüdischer Maßnahmen mit Beginn des Krieges ein: Juden durften ihre Wohnungen im Sommer nach 21.00 Uhr, im Winter nach 20.00 Uhr nicht mehr verlassen; sie hatten ihre Rundfunkgeräte abzugeben; die an Juden ausgegebenen Lebensmittelkarten waren durch die Aufschrift "Jude" gekennzeichnet, sie teilten ihren Besitzern geringere Rationen als der übrigen Bevölkerung zu, schlossen bestimmte Lebensmittel ganz aus und durften nur in besonders gekennzeichneten Geschäften und zu bestimmten Zeiten eingelöst werden. Die "Reichskleiderkarte", die zum Erwerb von Textilien berechtigte, wurde ab 1940 an Juden überhaupt nicht mehr ausgegeben.
Als sich am 20. Januar 1942 bei der Wannsee-Konferenz Vertreter aller zuständigen Behörden trafen, um die Ermordung der Juden Europas - die nationalsozialistische "Endlösung der Juden-Frage" - zu koordinieren, hatten mit dem 14. Oktober 1941 die Verschleppungen - "Deportationen" - der Juden aus dem Gebiet des Deutschen Reiches in die Ghettos und Konzentrationslager, die im Osten errichtet worden waren, schon begonnen. Auch Versuche, diese Menschen mit Giftgas zu töten, waren bereits unternommen worden. Aufgabe der Konferenz war daher nicht, die Massentötungen zu beschließen, sondern die laufenden Vernichtungsmaßnahmen systematisch zu planen und möglichst lückenlos und rationell zu organisieren.
Ende Mai 1943 wurde Deutschland für "judenfrei" erklärt; trotz der furchtbaren Perfektion der Massenvernichtung entsprach diese Meldung nicht völlig der Realität; denn in einzelnen Fällen war es Juden gelungen, der Erfassung und Deportation zu entgehen, indem sie sich versteckten. Konsequenz dieses Entschlusses war die ständige Angst vor Entdeckung, der Verzicht auf die Zuteilung von Lebensmitteln und die Reduzierung der gesamten Lebensweise. In der Regel bestand die Möglichkeit, sich über längere Zeit versteckt zu halten, nur mit Unterstützung durch Personen, die den antijüdischen Zwangsmaßnahmen nicht unterworfen waren.

Heinz B.:

Ich galt bei den Nazis als staatenlos, obwohl ich selbst wie auch meine Eltern, in Berlin geboren wurde. Mein Großvater väterlicherseits stammte aus Przemysl in Galizien.
1939, während des Krieges gegen Polen, wurde mein Vater von der Polizei abgeholt und in ein Sammellager am Funkturm gebracht. Kurz danach brachte man auch mich dorthin. Dort waren polnische und staatenlose Juden interniert. In der Halle lagen wir auf Säcken aus Seegras

flach auf dem Boden. Für drei oder vier Tage wurde ich dort festgehalten.
Einen Teil der Internierten - früher Polen - transportierte man nach Sachsenhausen ab; sie sind dort umgekommen. Meinen Vater und mich ließ man laufen, weil wir als Staatenlose galten, nicht als Polen.
Die Bewacher des Lagers trugen eine grüne Uniform, aber es war keine normale Schutzpolizei. Die schikanierten uns, den alten Juden schnitten sie die Bärte ab.
Am Yom Kippurfest 39 waren wir in diesem Lager. Wir wollten dort beten, aber das durften wir nicht. An einen Bewacher kann ich mich erinnern, einen ganz üblen Kerl. Wir mußten antreten, dann ging er die Reihe ab und fragte: "Wie heißen Sie?" Einer antwortete: "Ich heiße Jandorf." - "Ach, der Jude Jandorf, der Warenhausjude, der Gauner, der Betrüger!" - "Entschuldigen Sie, Herr Wachtmeister, ich bin kein Betrüger!" - "Waaas??! Sie sind ein Betrüger!" Dann hat er ihm eine "geschoben", in meiner Gegenwart, das beschwöre ich! Dann sagte der Bewacher: "Alle antreten!" Wir mußten wie die Frösche hupfen, auch die alten Leute. Er rief dann: "Schneller!"
Dann traten sie uns mit den Füßen.
Andere Bewacher waren anständig. Sie gaben uns zu essen oder zu rauchen, wenn es keiner sah.

Ilse S.

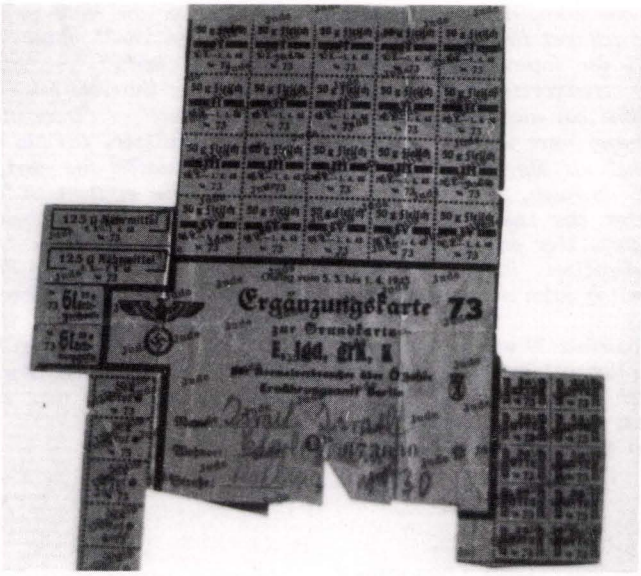
Zu Kriegsbeginn wurden "Mischlinge" noch zum Wehrdienst eingezogen. Das passierte auch meinem Schwager. Während er draußen im Kriege war, kam das Gesetz heraus, wonach "Mischlinge" nicht eingezogen werden durften: Sie waren "wehrunwürdig", genau wie Häftlinge. Bevor dieses Gesetz auf ihn Anwendung finden konnte, war mein Schwager schon gefallen. Das war 1940.

Hans Löwenstein:

Wir mußten jeden Monat unsere jüdischen Lebensmittelkarten holen. Die waren alle überstempelt mit "J", und 50% der Sachen waren gestrichen, was es auf den Haushaltsausweis gab sowieso, und es gab viele Dinge, die Juden gar nicht beziehen durften wie Fleisch, Milch, Fett, Fisch, Geflügel, Kleidung, Tabak, das gab's alles nicht für Juden.

Charlotte Israel:

Die Vorschrift lautete: "Einkauf für Juden von 4 - 5". Ich selbst bin zwar keine Jüdin, hätte also auch vorher einkaufen können; aber mein Mann war Jude, und für ihn gab es nur Juden-Lebensmittelkarten. Da ich nicht zweimal am Tage einkaufen wollte, mußte ich immer zwischen vier und fünf Uhr in den Lebensmittelladen.
Dort standen dann schon eine ganze Reihe Leute, unter denen aber viele "Arier" waren. Ich sagte zu denen: "Sie hätten doch vormittags einkaufen können!" Ich kannte die Leute doch aus unserer Straße. Ich bekam zur Antwort: "Wir können ja wohl einkaufen, wann wir wollen. Sie müssen zwischen 4 und 5 einkaufen, aber wir nicht !"
Bis wir, die Leute mit den Judenmarken, dann an die Reihe kamen, war immer schon ein Teil der Lebensmittel ausverkauft; das hatten die anderen weggekauft.



Lebensmittelkarten von Julius Israel - Jeder Abschnitt ist mit dem Aufdruck "Jude" versehen, die Fleisch-, Butter- und ein Teil der Brotmarken tragen die Aufschrift "ungültig".

VDO TACHOMETER A. G. • GESCHÄFTSSTELLE BERLIN

VDO TACHOMETER A. G. · BERLIN W 15 · KURFÜRSTENDAMM 35

BERLIN W 15 · KURFÜRSTENDAMM 35

FERNSPRECHER

Zentrale: Frankfurt am Main-West 13

ZWEIGWERKE IN: Offenbach a. M., Burgstädt i. Sa., Prag X, St. Ludwig in Oberelsaß

POSTSCHECK-KONTO Frankfurt a. M. 52090

REICHSBANKGIRO-KONTO Frankfurt a. M. 894

BANK-KONTO Commerzbank Aktiengesellschaft in Frankfurt a. M.

CODE ABC CODE 6. und 7. Ausgabe

A.R.-Vors.: Fabrikant Siegfried Stoeckel; Vorstand: Wadig Frhr. v. Keyserlingk (Vors.), Dr. Peter Lorles, Adolf Schindling (Vors.-Stellv.), Josef Strzelczyk

An den Herrn
Oberbürgermeister der
Stadt Berlin
Berlin.

Der Oberfinanzpräsident der Reichshauptstadt
29 APR 1941
Hauptabteilung II
Abteilung II

Ihre Zeichen	Ihre Nachricht vom	Unsere Zeichen (bei Antwort anzugeben)	Berlin W 15, den
		Itt/E.	22.4.41.

Betr.: Grundstück Bln.-Charlottenburg, Kantstr. 131. Eigentümerin Frau Sara Elisabeth Cohn, Berlin NW., Hansa Ufer 8.

Wir bitten den Herrn Oberbürgermeister der Stadt Berlin das Grundstück Kantstr. 131, Inhaberin Frau Sara Elisabeth Cohn, wohnhaft Berlin NW., Hansa Ufer 8 für uns zu beschlagnahmen und führen als Grund folgenden an:

ZAHLUNGSBEDINGUNGEN

DEN GESCHÄFTSVERKEHR ÖFFLEN UNSERE LIEFERUNG

Wir, die Fa. VDO Tachometer sind Rüstungsbetrieb der Dringlichkeitstufe SS und kriegsentscheidend. Aufgrund der wichtigen Arbeit, die wir für das Oberkommando des Heeres und für das Reichsluftfahrtministerium ausführen, ist es nicht möglich in den bisher innegehabten Räumen weiter zu verbleiben. Um all den uns gestellten Anforderungen vollauf gerecht werden zu können, ist es unbedingt erforderlich, daß wir ein eigenes Grundstück, was besonders noch zufolge der Geheimhaltung bedingt wird, erwerben. Wir haben uns mit den verschiedenen Maklern schon seit Mitte des v.Jrs. in Verbindung gesetzt, war es bei bestem Willen und trotz größter Bemühungen nicht möglich für uns das geeignete Objekt zu finden. Unter dem 16.1.41 hat uns der Makler Beerend, Berlin W 50, Regensburger-Str. 15 das Grundstück Kantstr. 131 angeboten. Herr Beerend hat mit der Eigentümerin des Grundstückes und Frau Thiede verhandelt und war Frau Cohn zum Verkauf der Kantstr. 131 bereit. Nach einer geraumen Zeit besann sich Frau C. eines anderen . . .

Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei

Gauleitung Berlin

Gaugeschäftsstelle:
Berlin W 9, Hermann-Göring-Str. 14
Fernruf: Sammelnummer 11 00 29
Drahtanschrift: Hitlerbewegung
Postscheckkonto: NSDAP. Gau Berlin
Berlin Nr. 45563
für Ortsgruppen und Kreise:
Stadtbank, Girokasse 2, Konto-Nr. 2200

Kampfzeitung des Gaues: „Der Angriff"
Geschäftsstelle:
Franz Eher Nachf. G. m. b. H.
Berlin SW 68, Zimmerstraße 88
Fernruf:
Sammelnummer 11 00 22

Der Gauschatzmeister

z.f.Rechtsangelegenheiten

Berlin W 9, den 26. Juni 1941 19
Hermann-Göring-Str. 14

Der Stadtpräsident der Reichshauptstadt Berlin
Eing. 27. JUN. 1941

Wo/Ub.
(unbedingt anzugeben)

An den
Herrn Stadtpräsidenten der
Reichshauptstadt Berlin

Berlin W 8
Französische Str. 48

3i 11529/41

Betr.: Ohne Vorgang

Als Gauschatzmeister des Gaues Berlin der NSDAP. stelle ich hiermit den Antrag auf Entjudung des Grundstücks

Berlin-Charlottenburg, Kaiserdamm 58
Grundbuchbezeichnung:
Charlottenburg Band 282 Blatt 9239.

Die Eigentümerin des vorgenannten Anwesens ist die Jüdin Wwe. Selma Lipschütz geb. Palistrant, die sich z.Zt. in London aufhält. Ihre Vertreterin Fräulein Palistrant, Berlin-Charlottenburg 4, Uhlelstr. 39 hat auf mehrfache Rücksprache einen freihändigen Verkauf

abgelehnt.

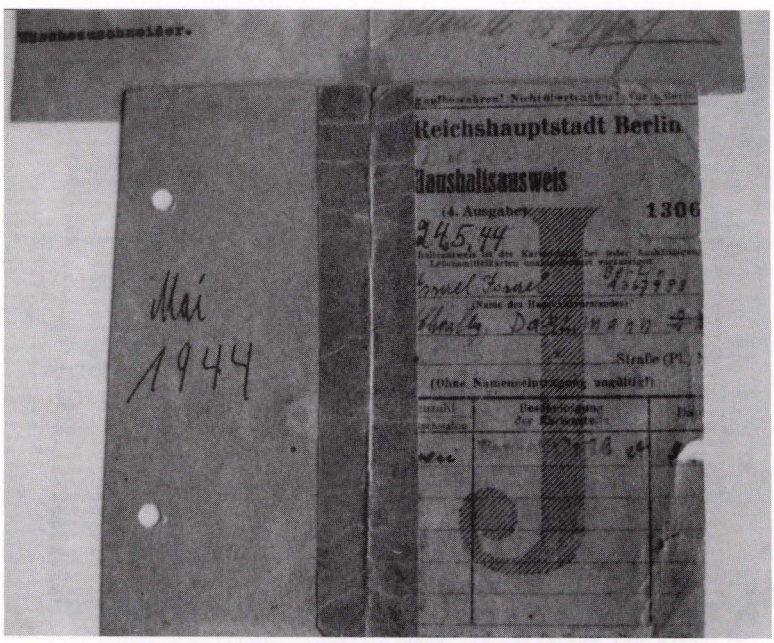
Die NSDAP. beabsichtigt, das vorgenannte Grundstück zu erwerben und auf diesem sowie auf dem anschließend in städtischem Besitz befindlichen Grundstück später ein Kreishaus für den Kreis I der NSDAP. zu errichten. Das obenerwähnte bebaute Grundstück soll bis zur Errichtung des Kreishauses der Unterbringung der Kreis-Geschäftsstelle des Kreises I dienen.

Ich erlaube mir darauf hinzuweisen, daß Herr Prof. Speer mit der Wahl des Grundstücks für das neue Kreisgeschäftshaus am Kaiserdorffplatz, zwischen Preußen- und Bundesallee, einverstanden ist.

Heil Hitler!

(De Mars)

Nationalsoz. Deutsche Arbeiterpartei
Der Gauschatzmeister
Gau Berlin

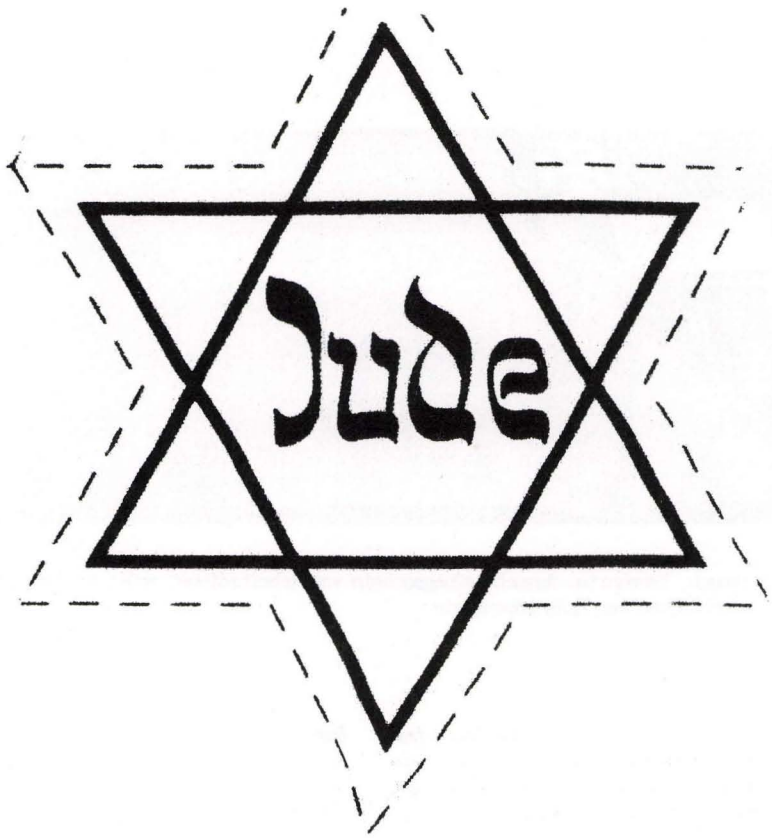


Haushaltsausweis von Julius Israel

Der "Judenstern"

Vom 23. November 1939 an mußten sich alle Juden in den von den deutschen Truppen besetzten polnischen Gebieten mit einem dem "Davidstern" - einem religiösen Symbol - nachempfundenen Stern kenn-

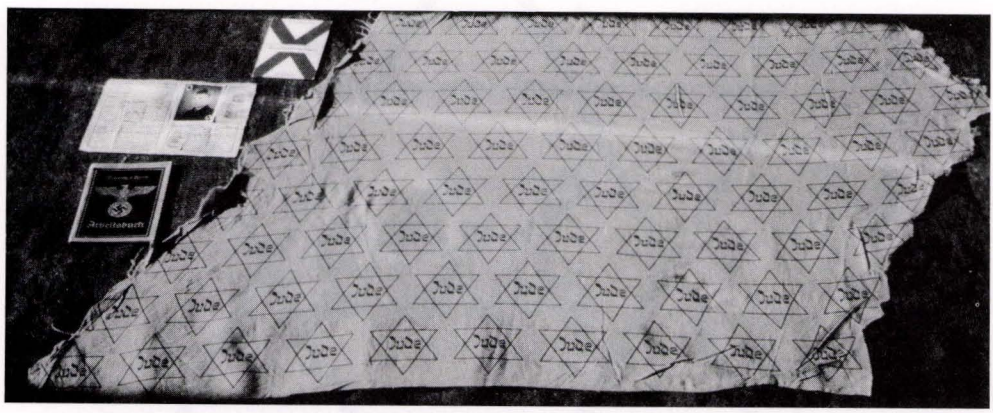
zeichnen. Dieser "Judenstern" setzte sich aus zwei ineinandergeschobenen, schwarz umrandeten gelben Stoffdreiecken zusammen; in seiner Mitte trug er die Aufschrift "Jude".
Durch Polizeiverordnung vom 2. September 1941 wurde auch für das Deutsche Reich (sowie das "Protektorat Böhmen und Mähren") das Tragen des Judensterns vom 19. September an zur Pflicht gemacht. Alle Juden vom sechsten Lebensjahr an durften "sich in der Öffentlichkeit ohne einen Judenstern nicht mehr zeigen".
Der Stoff-Stern wurde gegen Bezahlung ausgegeben und mußte auf einer Empfangsbestätigung quittiert werden. Der Text dieser Bescheinigung lautete: "Ich verpflichte mich, das Kennzeichen sorgfältig und pfleglich zu behandeln und bei seinem Aufnähen auf das Kleidungsstück den über das Kennzeichen hinausragenden Stoffrand umzuschlagen."
Der Judenstern war auf der linken Brustseite der Kleidung frei sichtbar zu befestigen.
Im Jahre 1942 wurde diese Verordnung auf die jüdische Bevölkerung in allen von deutschen Truppen besetzten Ländern ausgedehnt.
Vom April 1942 an waren auch die Eingangstüren von Juden bewohnter Räumlichkeiten mit dem Judenstern zu kennzeichnen, der an den Wohnungstüren "jedoch in weißer Farbe gehalten wird, damit er sich von den meistenteils braunen Türen besser abhebt."



Hans Löwenstein:

Ich bin gleich vom ersten Tag an (es war der 19. September 1941) mit dem Judenstern gegangen. Wir hatten natürlich am ersten Tag furchtbare Angst. An diesem Tage sah man plötzlich Menschen, die man sonst auch schon mal gesehen hatte, von denen man aber nie geahnt hatte, daß das Juden waren. Gerade am Kurfürstendamm und in seinen Seitenstraßen, in Charlottenburg und Wilmersdorf, wo noch viele Juden lebten, habe ich ungeheuer viele Judensterne gesehen. In den ersten zwei, drei Tagen haben die Leute einen angestarrt wie ein Wesen aus einer anderen Welt. Danach war es anders. So lange, wir wir mit dem Judenstern in Berlin gelebt haben, hat der deutsche Bürger durch uns hindurchgesehn wir durch Glas. Und mir sind nicht Tausende, sondern Hunderttausende von Menschen begegnet, denn ich bin täglich zur Zwangsarbeit hingefahren und abends oder auch am Morgen wieder zurück.

Ich bin außerdem in meiner Freizeit spazierengegangen. In den beinahe vier Jahren des Sterntragens kam es nur zweimal vor, daß mich jemand anpöbelte oder mir eine Gemeinheit nachrief. Es wäre keinem Menschen etwas geschehen, wenn er mich geschlagen oder angespuckt hätte. Aber: in all den Jahren haben mir auch nur zwei Menschen mal ein freundliches Wort gesagt: Einmal eine alte Dame in der S-Bahn, die mir einen Apfel zugesteckt hat, und einmal ein Mann, ein stark berlinernder Arbeiter; er steckte mir eine Mark in die Tasche und sagte: "Ach, laß mal, Jungchen, es wird auch für euch wieder besser wer-



Arbeitsbuch, Kennkarte, Ausschließungsschein vom Arbeitsdienst sowie ein Stoffbogen mit Judensternen von Hans Löwenstein

den!" Dabei wäre auch keinem Deutschen etwas geschehen, wenn er uns ein freundliches Wort gesagt oder etwas geschenkt hätte. Das war nicht verboten.

Das beste Beispiel dafür sind meine Mutter und meine Familie. Meine Mutter, auch meine Tanten, Onkel, Vetter und Cousinen trugen als "reine Arier" kei-

nen Stern. Aber wir sind mit denen untergehakt auf der Straße gegangen, Hand in Hand. In all den Jahren passierte es nur einmal, daß zwei junge Leute meiner Mutter, als sie mit meinem, auch sterntragendem, Vater und mir über den Kurfürstendamm ging, nachschrien: "Alte Judenhure! Alte Judenhure!"
Manchmal sind wir jungen Burschen und Mädels auch ohne Stern weggegangen. Wir wären wahnsinnig geworden, wenn es uns nicht mal gelungen wäre, ins Theater oder in die Oper oder ins Kino zu gehen. Ich kann mich z.B. noch ganz genau an eine Kinovorstellung erinnern, die ich mit einer Freundin und einem Freund besuchte. Das war "Die Frau meiner Träume" mit Marika Rökk in der Filmbühne Wien.
Rückwirkend betrachtet war das natürlich ein wahnsinniger Leichtsinn, denn jedes Abmachen des Sterns war ein glattes Todesurteil.
Als wir abends um halb neun aus dem Kino herauskamen, war der ganze Kurfürstendamm voll mit Militärwagen mit aufgepflanzten Maschinengewehren, und die rasten die Straße entlang. Da haben wir uns gewundert: "Ist denn die Front schon so nah?!!"
Es war gerade der 20. Juli 1944, der Tag des Attentats auf Hitler.

Günter Grodka:

Wir hatten einen Sohn, den wir christlich taufen ließen. Wenn eine "Mischehen"-Familie ein christlich getauftes Kind hatte, wurde sie zu einer "privilegierten" Mischehe - auch dann, wenn der Haushaltsvorstand Jude war. Dadurch hatten wir einen Schutz, und ich brauchte keinen Stern zu tragen.
Diesen Schutz hätten wir verlieren können, wenn unsere 1940 geborenen Zwillinge Juden geworden wären. Dazu kam es fast: Meine Frau hatte die Kinder zu Hause in der kalten Wohnung entbunden; sie wollte nicht in die Klinik - aus Angst, was in der Zwischenzeit passieren könnte. Die Wohnung war nicht richtig heizbar. Nach drei Tagen waren die Kinder so erkältet, daß sie keine Nahrung zu sich nehmen konnten. Aber kein Krankenhaus wollte sie aufnehmen.
Nur das Jüdische Krankenhaus erklärte sich zur Aufnahme bereit - aber nur unter der Bedingung, daß die Kinder Juden werden müßten, wenn sie wieder gesund werden würden.
Aber es kam anders: Ich war kaum zu Hause, da waren die Kinder schon tot.

Charlotte Israel:

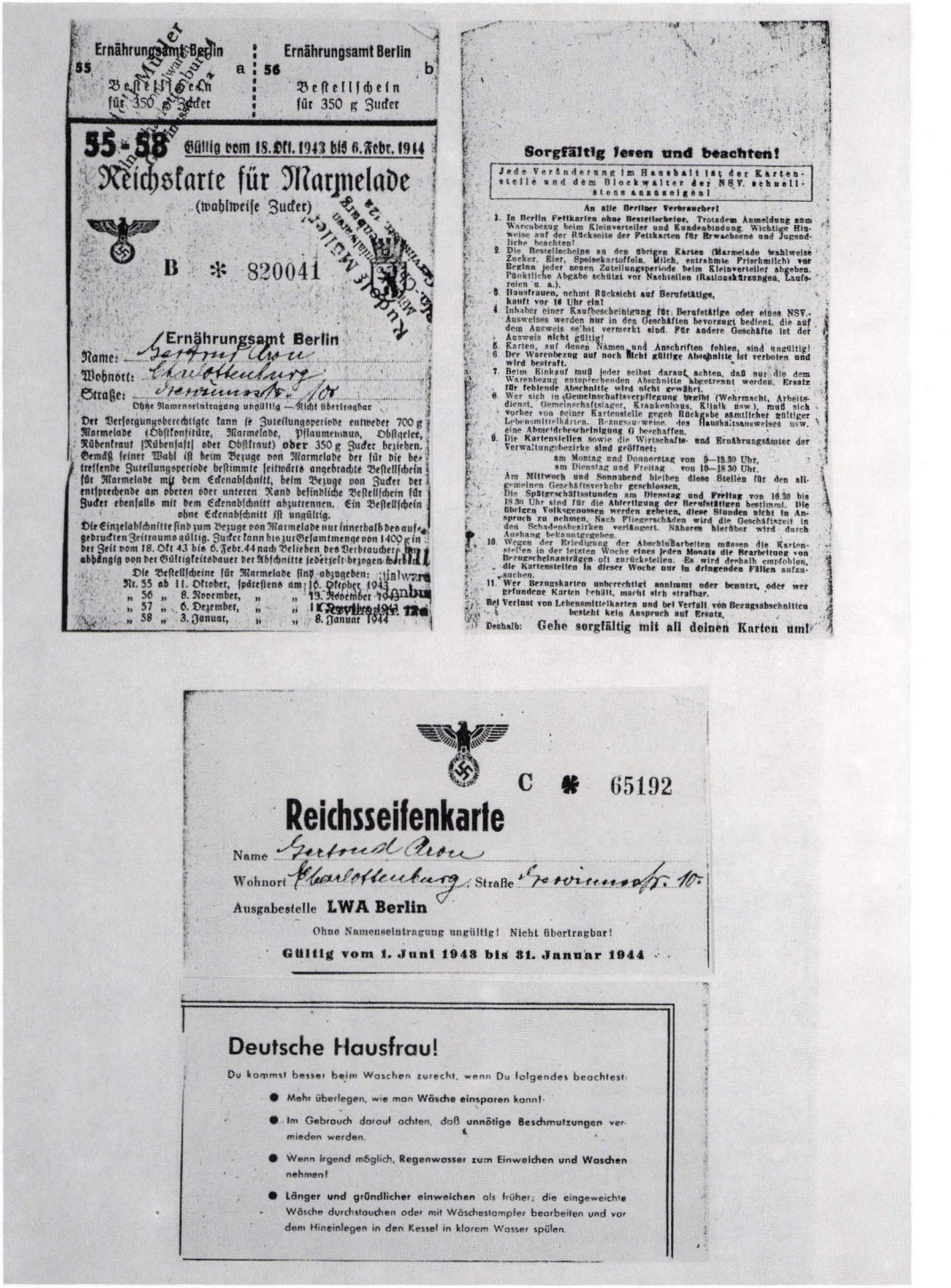
Mein Mann war Sternträger. Wäre ich die Jüdin gewesen und er der "Arier", so hätte ich keinen Stern tragen müssen. Es richtete sich immer nach dem Haushaltsvorstand. Auch an der Wohnungstür mußten wir den Stern befestigen.
1944, nachdem wir ausgebombt waren, wohnten wir in der Dahlmannstraße 30 mit einer jüdischen Frau zusammen, deren Mann Christ war. Sie wollte nicht, daß wir einen Judenstern an unserer Tür anbrachten! Und zwar betraf das nicht nur die Wohnungstür, sondern auch die Tür unseres separaten Zimmers.
Sie sagte: "Wenn Sie den Stern anmachen, möchte ich nicht, daß Sie hier wohnen!" Sie sah nicht ein, daß wir dazu verpflichtet waren. Ich entschied: "Gut, dann mach' ich ihn nicht an!" Ich trennte meinem Mann auch alle Judensterne von der Kleidung - ich "arisierte" ihn!
In der Dahlmannstraße lebte eine eingefleischte "Nazisse". Eines Tages sprach sie mich an - beim Einkaufen im Milchgeschäft: "Frau Israel, ich möchte Sie sprechen!" - "Ja, bitte!" - "Nein, draußen!" - "Warum draußen?" Im Laden waren viele Leute, und sie wollte anscheinend keine Zeugen haben. Der Inhaber und seine Frau sahen mich ängstlich an. Ich ging dann mit ihr raus. "Was

ist denn?" - "Es ist aufgefallen, daß Ihr Mann - seitdem sie in Nr. 30 wohnen, ohne Stern geht!" - "Ja, das stimmt! Er geht ohne Stern!" - "Aber Sie wissen doch, daß er das nicht darf!" - "Dann müssen Sie Ihre Parteigenossen so erziehen, daß sie ihn nicht überfallen!" Ich tat immer so mutig, hatte aber furchtbare Angst. Die "Nazisse" sagte: "Sagen Sie ihm bitte, wenn er den Stern nicht trägt, dann weiß er ja, was ihm blüht!" - "Gut! Ich weiß dann auch, wer's gewesen ist!"

Günter Aron:

Ich stamme aus einer sogenannten "Mischehe". Meine Mutter war evangelisch, sie galt damals als "Arierin". Mein Vater war "Nichtarier", und mein Bruder und ich wurden jüdisch erzogen. Die Ehe meiner Eltern war vor der jüdischen Reformgemeinde getraut worden - von einem Rabbiner dieser Gemeinde.
Wären wir deutsche Staatsangehörige gewesen, dann hätten - nach den Nürnberger Gesetzen - alle Benachteiligungen einer "nichtprivilegierten Mischehe" unsere Familie getroffen. Aber wir galten als "staatenlos"; anstelle eines deutschen Passes hatten wir einen "Staatenlosenpaß". Solche "staatenlosen Mischehen" wurden "ausländischen Mischehen" gleichgestellt und ähnlich wie die "privilegierten Mischehen" behandelt.
Mein Vater gehörte zu einer besonderen Gruppe von Staatenlosen: Der Vater meines Vaters war als deutscher Lehrer nach Amerika gegangen, und mein Vater wurde in den USA geboren, war also geborener Amerikaner. Als er zwei Jahre alt war, beschloß mein Großvater, nach Deutschland zurückzukehren. Erst während der Ersten Weltkrieges wurde mein Vater darauf aufmerksam gemacht, daß er eigentlich US-Bürger hätte sein können - wenn er nicht versäumt hätte, die vorgeschriebenen Formalitäten auf dem US-Konsulat zu erledigen. So verlor er die amerikanische Staatsbürgerschaft.
Nach dem Ende des Krieges 1918 ließ er sich in Deutschland sofort einbürgern, weil er inzwischen hier geheiratet hatte, Kinder bekommen hatte und hierbleiben wollte. 1933 wurde diese Einbürgerung durch die Nazis wieder rückgängig gemacht.

Am Anfang mußte mein Vater den Stern tragen.
Ich ging damals immer gerne mit ihm auf der Straße spazieren; das war eine Art Trotz. Mein Vater wurde als Sternträger von den Passanten nicht beachtet, auch nicht beschimpft. Eine positive Erinnerung habe ich allerdings noch, und zwar aus der Zeit, als wir wegen der Fliegerangriffe häufig in den Luftschutzkeller mußten: Wenn wir nach der Entwarnung wieder oben in die Wohnung kamen, dann klappte manchmal unser Briefschlitz, und einige Lebensmittelkarten-Abschnitte wurden in unsere Wohnung hineingeworfen. Das half uns sehr. Sehr oft wurden uns Fettmarken, Buttermarken, Fleischmarken und Brotmarken durchgeworfen - immer ganz anonym und immer dann, wenn nach der Entwarnung schon alle Mieter wieder in ihren Wohnungen waren. Die Marken steckten in Couverts, aber nicht immer in derselben Art von Couvert. Wahrscheinlich waren es auch nicht immer diesselben unbekannten Helfer.
Nur eine Zeitlang klebte an unserer Tür der Davidstern, und auch mein Vater trug den gelben Stern am Mantel: Bis eines Tages wegen der Durchführungsverordnung zu den Nürnberger Gesetzen die "staatenlose Mischehe" wie eine "privilegierte Mischehe" behandelt wurde. Nun konnte mein Vater den Stern ablegen, und bei uns Juden wurde der Namenszusatz "Israel" aus dem Staatenlosenpaß gestrichen.
Die Streichung fand auf dem Standesamt Charlottenburg (im Rathaus) statt. Der Standesbeamte Vigelius strich den Zusatz "Israel" sowohl aus seinen Unterlagen als auch aus meinen Papieren.



Ernährungsamt Berlin 55 a | Ernährungsamt Berlin 56 b
Bestellschein für 350 g Zucker | Bestellschein für 350 g Zucker

55 - 58 Gültig vom 18. Okt. 1943 bis 6. Febr. 1944
Reichskarte für Marmelade
(wahlweise Zucker)
B * 820041
Ernährungsamt Berlin
Name: Gertrud Arow
Wohnort: Charlottenburg
Straße: Sewinnastr. 10
Ohne Namenseintragung ungültig — Nicht übertragbar

Der Versorgungsberechtigte kann je Zuteilungsperiode entweder 700 g Marmelade (Obstkonfitüre, Marmelade, Pflaumenmus, Obstgelee, Rübenkraut (Rübensaft) oder Obstkraut) oder 350 g Zucker beziehen. Gemäß seiner Wahl ist beim Bezuge von Marmelade der für die betreffende Zuteilungsperiode bestimmte seitwärts angebrachte Bestellschein für Marmelade mit dem Eckenabschnitt, beim Bezuge von Zucker der entsprechende am oberen oder unteren Rand befindliche Bestellschein für Zucker ebenfalls mit dem Eckenabschnitt abzutrennen. Ein Bestellschein ohne Eckenabschnitt ist ungültig.
Die Einzelabschnitte sind zum Bezuge von Marmelade nur innerhalb des aufgedruckten Zeitraums gültig. Zucker kann bis zur Gesamtmenge von 1400 g in der Zeit vom 18. Okt 43 bis 6. Febr. 44 nach Belieben des Verbrauchers in Abhängig von der Gültigkeitsdauer der Abschnitte jedesmal bezogen werden.
Die Bestellscheine für Marmelade sind abzugeben:
Nr. 55 ab 11. Oktober, spätestens am 16. Oktober 1943
„ 56 „ 8. November, „ „ 13. November 1943
„ 57 „ 6. Dezember, „ „ 11. Dezember 1943
„ 58 „ 3. Januar, „ „ 8. Januar 1944

Sorgfältig lesen und beachten!

Jede Veränderung im Haushalt ist der Kartenstelle und dem Blockwalter der NSV. schnellstens anzuzeigen!

An alle Berliner Verbraucher!

1. In Berlin Fettkarten ohne Bestellscheine. Trotzdem Anmeldung zum Warenbezug beim Kleinverteiler und Kundenbindung. Wichtige Hinweise auf der Rückseite der Fettkarten für Erwachsene und Jugendliche beachten!
2. Die Bestellscheine an den übrigen Karten (Marmelade wahlweise Zucker, Eier, Speisekartoffeln, Milch, entrahmte Frischmilch) vor Beginn jeder neuen Zuteilungsperiode beim Kleinverteiler abgeben. Pünktliche Abgabe schützt vor Nachteilen (Rationskürzungen, Laufereien u. a.).
3. Hausfrauen, nehmt Rücksicht auf Berufstätige, kauft vor 10 Uhr ein!
4. Inhaber einer Kaufbescheinigung für Berufstätige oder eines NSV.-Ausweises werden nur in den Geschäften bevorzugt bedient, die auf dem Ausweis selbst vermerkt sind. Für andere Geschäfte ist der Ausweis nicht gültig!
5. Karten, auf denen Namen und Anschriften fehlen, sind ungültig!
6. Der Warenbezug auf noch nicht gültige Abschnitte ist verboten und wird bestraft.
7. Beim Einkauf muß jeder selbst darauf achten, daß nur die dem Warenbezug entsprechenden Abschnitte abgetrennt werden. Ersatz für fehlende Abschnitte wird nicht gewährt.
8. Wer sich in Gemeinschaftsverpflegung befindet (Wehrmacht, Arbeitsdienst, Gemeinschaftslager, Krankenhaus, Klinik usw.), muß sich vorher von seiner Kartenstelle gegen Rückgabe sämtlicher gültiger Lebensmittelkarten, Bezugsausweise des Haushaltsausweises usw. eine Abmeldebescheinigung G beschaffen.
9. Die Kartenstellen sowie die Wirtschafts- und Ernährungsämter der Verwaltungsbezirke sind geöffnet:
   am Montag und Donnerstag von 9—13.30 Uhr,
   am Dienstag und Freitag von 10—18.30 Uhr.
   Am Mittwoch und Sonnabend bleiben diese Stellen für den allgemeinen Geschäftsverkehr geschlossen.
   Die Spätgeschäftsstunden am Dienstag und Freitag von 16.30 bis 18.30 Uhr sind für die Abfertigung der Berufstätigen bestimmt. Die übrigen Volksgenossen werden gebeten, diese Stunden nicht in Anspruch zu nehmen. Nach Fliegerschaden wird die Geschäftszeit in den Schadensbezirken verlängert. Näheren hierüber wird durch Aushang bekanntgegeben.
10. Wegen der Erledigung der Abschlußarbeiten müssen die Kartenstellen in der letzten Woche eines jeden Monats die Bearbeitung von Bezugscheinanträgen oft zurückstellen. Es wird deshalb empfohlen, die Kartenstellen in dieser Woche nur in dringenden Fällen aufzusuchen.
11. Wer Bezugskarten unberechtigt annimmt oder benutzt, oder wer gefundene Karten behält, macht sich strafbar.

Bei Verlust von Lebensmittelkarten und bei Verfall von Bezugsabschnitten besteht kein Anspruch auf Ersatz.

Deshalb: Gehe sorgfältig mit all deinen Karten um!

C * 65192
Reichsseifenkarte
Name Gertrud Arow
Wohnort Charlottenburg, Straße Sewinnastr. 10.
Ausgabestelle LWA Berlin
Ohne Namenseintragung ungültig! Nicht übertragbar!
Gültig vom 1. Juni 1943 bis 31. Januar 1944

Deutsche Hausfrau!

Du kommst besser beim Waschen zurecht, wenn Du folgendes beachtest:

- Mehr überlegen, wie man Wäsche einsparen kann!
- Im Gebrauch darauf achten, daß unnötige Beschmutzungen vermieden werden.
- Wenn irgend möglich, Regenwasser zum Einweichen und Waschen nehmen!
- Länger und gründlicher einweichen als früher; die eingeweichte Wäsche durchstauchen oder mit Wäschestampfer bearbeiten und vor dem Hineinlegen in den Kessel in klarem Wasser spülen.



Reichshauptstadt Berlin

Festgesetzter Jahresbedarf
~~317~~ kg (= ~~6~~ Zentner)
Braunkohlenbriketts

Kohlenbezugskarte I

für das Kohlenwirtschaftsjahr 1943/44
(Vom 1. 4. 1943 bis 31. 3. 1944)

A 876348 ✲

Rückseite beachten!

Bezugsberechtigter
Zuname: Aron — Vorname: Edmund
Berlin-Charlottenburg
Straße / Platz Nr.: Gervinus 10

HWI 258. Mat. 4800 Din A 5. 1600000. 4. 43

In meine Kundenliste unter
Nr. 2 eingetragen.
Hermann Denis
Holz-, Koks- und Kohlen-Handlung
Berlin-Charlottenburg 4
Fernsprecher 15 a. Telefon: 96 24 25
Firmenstempel des Kohlenhändlers

Die Karte ist nicht übertragbar. Sie ist sorgfältig aufzubewahren und dem Wirtschaftsamt bzw. dessen Beauftragten auf Verlangen vorzulegen.

Die Karte ist dem zuständigen Wirtschaftsamt vorzulegen, wenn sich die Zahl der zum Haushalt gehörenden Personen verringert oder der Verbraucher während der Heizperiode länger als 1 Monat von Berlin abwesend ist. Sie ist an das Wirtschaftsamt zurückzugeben, wenn der Verbraucher seine bisherige Wohnung aufgibt.

Die Karte gibt nur die Höchstmenge der Brennstoffe an, die geliefert werden darf. Die tatsächliche Belieferung erfolgt auf Grund der Bekanntmachungen des Oberbürgermeisters — Hauptwirtschaftsamt — und entsprechend dem Brennstoffeingang bei den Händlern.

Die Bezugsabschnitte der Karte dürfen vom Händler erst bei Lieferung der Ware (Zug um Zug) abgetrennt werden. Eine vorzeitige Abtrennung der Abschnitte ist unzulässig.

Zuwiderhandlungen gegen die Verbrauchsregelungsvorschriften werden nach der Verbrauchsregelungs-Strafverordnung vom 6. 4. 1940, in der Fassung der Verordnung vom 26. 11. 1941 — RGBl I Seite 734 —, bestraft.

Volksgenosse! Du mußt Dich mit Deinen Brennstoffen so einrichten, daß sie bis zum April 1944 unbedingt ausreichen. Heize erst dann, wenn die kalte Witterung es dringend erheischt. Denke daran, wie notwendig Du die Kohlen im Winter brauchst!



Gültig vom 10. 1. bis 6. 2. 1944

Reichsfettkarte

58

C ✲ 528560

Ernährungsamt Berlin
Name: Sinter Aron
Wohnort: Charlottenburg
Straße: Gervinus St. 10.

Ohne Namenseintragung ungültig! Nicht übertragbar!

In Berlin darf nur bei dem Kleinverteiler bezogen werden, bei dem sich der Verbraucher zum Bezug angemeldet hat. Diese Bindung gilt nicht für Gaststätten und nicht für den Einkauf außerhalb Berlins.

Der Verbraucher erhält statt 62,5 g Käse 94 g Sauermilchkäse. Angabe erfolgt nach Vorratslage und entsprechend der örtlichen Regelung.



Gültig vom 18. Okt. 1943 bis 6. Febr. 1944

Reichszuckerkarte

55-58

B 829842 ✲

Ernährungsamt Berlin
Name: Sinter Aron
Wohnort: Charlottenburg
Straße: Gervinus St. 10

Die Einzelabschnitte sind nur für den darauf angegebenen Zeitraum gültig. Auf die Abschnitte der jeweils nächsten Zuteilungsperiode kann jedoch vorgegriffen werden.
Ohne Namenseintragung ungültig! Nicht übertragbar!

Im Rahmen der vorhandenen Bestände können an Stelle von 100 g Zucker bezogen werden:
oder 125 g Marmelade
oder 150 g Obstsirup
oder 200 g Milchsirup mit 50 % Zuckergehalt
oder 400 g Milchsirup mit 25 % Zuckergehalt.

680 Ehrmut Sachse

Reichshauptstadt Berlin — Berlin-[illegible] Str. 8

A 578715

LWA Berlin

Vierte Reichskleiderkarte

für Herrn Edmund Konrad Arno

geboren am 12. Mai 1886.

Wohnort Berlin-Charlottenburg

Wohnung Grainauerstr. 10

(Mit Tinte auszufüllen)

Die Karte gilt bis 30. Juni 1944; sie ist nicht übertragbar. Die Karte darf nur zur Befriedigung des Bedarfs des Karteninhabers benutzt werden. Mißbräuchliche Benutzung wird bestraft. Aus dem Zusammenhang der Karte gelöste Kartenteile und Abschnitte sind ungültig.

Auf die Karte können die umstehend genannten Waren bezogen werden. Bei jeder Ware ist angegeben, wieviel Abschnitte von dem Verkäufer vor Aushändigung der Ware von der Karte abgetrennt werden. Beim Bezug von Socken und Strümpfen trennt der Verkäufer außer den Abschnitten den entsprechenden Bezugsnachweis von derselben Reichskleiderkarte ab. Der Bezug von Socken und Strümpfen ist auf 7 Paare beschränkt. Davon sind 5 Paare gegen Abtrennung der vorgesehenen Abschnitte erhältlich. Zwei weitere Paar Socken oder Strümpfe können nur gegen die 1½fache Anzahl von Abschnitten bezogen werden. Die Abschnitte a—e sind für den Bezug von Waren vorgesehen, die gegebenenfalls besonders bekanntgemacht werden.

Für bestimmte Stoffe und Fertigwaren sind Sonderregelungen ergangen. Sie können in den Geschäften erfragt werden.

Bewertung der Stoffe

soweit nicht eine Sonderregelung getroffen ist

A. Wollene, wollhaltige, naturseidene und naturseidenhaltige Stoffe:
143 cm Fertigbreite = 16 Punkte,
je volle 9 cm größere oder geringere Breite = 1 Punkt mehr oder weniger.

B. Kunstseidene und kunstseidenhaltige Stoffe:
Bis 51 cm Fertigbreite = 3 Punkte,
je angefangene 17 cm größere Breite = 1 Punkt mehr.

C. Alle übrigen Stoffe:
80 cm Fertigbreite = 8 Punkte,
je volle 10 cm größere oder geringere Breite = 1 Punkt mehr oder weniger.

Punktwert der Waren

Spalte I: Punktwert für Waren, die nicht nach II—IV unterschiedlich bewertet sind.

Spalte II: Punktwert für wollene, wollhaltige, naturseidene und naturseidenhaltige Waren.

Spalte III: Punktwert für kunstseidene und kunstseidenhaltige Waren.

Spalte IV: Punktwert für Waren aus allen übrigen Spinnstoffen.

Nähmittel werden nur abgegeben gegen gleichzeitige Abtrennung eines Nähmittelabschnitts und eines weiteren Abschnitts der Reichskleiderkarte für jeden Nähmittelabschnitt.

1 ☐ 2 ☐ 4 ☐ 5 ☐ 6 ☐

	I	II	III	IV
Pullover mit Ärmeln	21	—	—	—
Pullover ohne Ärmel	16	—	—	—
Strickwesten mit Ärmeln	28	—	—	—
Strickwesten ohne Ärmel	21	—	—	—
Berufsjacken, gewirkt oder gestrickt	44	—	—	—
Windjacken und Windblusen	25	—	—	—
Gummimäntel, Gummiumhänge, Mäntel und Umhänge aus Cltuch u. ä.	20	—	—	—
Popelinemäntel, ungefüttert	35	—	—	—
Arbeitsschürzen	—	—	5	8
Schals, Viereckтücher	—	6	4	4
Handschuhe, auch Fäustlinge, aus Spinnstoffen, gewirkt mit Futter od. gestrickt	5	—	—	—
Krawatten, Querbinder und Schleifen	1	—	—	—
Arbeitshemden (ohne Kragen)	—	22	14	19
Taghemden (Oberhemden, sog. Sporthemden, Hemden mit Halsbund), auch mit einem zugehörigen Kragen	—	24	15	20
Polo- u. Charmeusehemden, m. lg Ärmel	—	—	12	15
Polo- u. Charmeusehemden, m. k. Ärmel	11	—	—	—
Polo-u.Charmeusejacken(m.kurz Ärmeln	9	—	—	—
Nachthemden	—	—	19	30
Schlafanzüge	—	—	29	45
Unterhemden (ohne Halsbund), Unterjacken, mit Ärmeln	—	14	11	14
Netzunterhemden u. Netzunterjacken	—	7	6	7

	I	II	III	IV
Unterhosen, lang und ¾-lang	—	14	11	14
Unterhosen, kurz	—	10	8	10
Netzunterhosen, kurz	—	7	6	7
Hemdhosen	—	14	11	14
Netzhemdhosen	—	11	9	11
Kragen	1	—	—	—
Socken, über 80 g	6	—	—	—
Socken, bis 80 g	4	—	—	—
Hosenträger	2	—	—	—
1 Paar Sockenhalter	1	—	—	—
Strümpfe, Sportstrümpfe und Sportstutzen, über 100 g	8	—	—	—
Strümpfe, bis 100 g	5	—	—	—
Turnhemden jeder Art, Grubenhemden und -jacken	—	—	5	6
Turn- und Sporthosen	—	—	5	8
Badehosen, auch Dreieckhosen	—	9	6	6
Badeanzüge	—	15	12	15
Bademäntel	20	—	—	—
Trainingsanzüge	—	—	30	38
Trainingshosen, Eislaufhosen	—	—	14	18
Trainingsjacken	—	—	16	20
Taschentücher	1	—	—	—
Strick- und Handarbeitsgarne 100 g	4 bis 6			

Weitere Waren sowie die Punktbewertung für Reparaturen von Wirk- und Strickwaren sind aus einem Katalog zu ersehen, der zu dieser Kleiderkarte herausgegeben wurde und bei allen Einzelhändlern eingesehen werden kann.

☐ D Bezugsnachweis über 1 Paar Strümpfe oder Socken, zu beziehen ab 1. 2. 44

☐ E Bezugsnachweis über 1 Paar Strümpfe oder Socken, zu beziehen ab 1. 5. 44

☐ F Bezugsnachweis über 1 weiteres Paar Strümpfe od. Socken, zu beziehen ab 15. 7. 43

☐ G Bezugsnachweis über 1 weiteres Paar Strümpfe od. Socken, zu beziehen ab 15. 12. 43

Nähmittel ☐ F Gültig ab 1. 6. 44 und gegen 1 Punkt

Kurt Lindenberg:

Als der Krieg ausbrach, war ich seit bereits 2 Jahren in einer Maschinenfabrik im Berliner Westen beschäftigt. Die erste Folge des Krieges, die mich als Juden betraf, war das Verbot, sich nach abends 8 Uhr (im Sommer 9 Uhr) außerhalb der eigenen Wohnung zu befinden. Dieses von der Gestapo ausgefertigte Verbot habe ich persönlich nie eingehalten. Es ist aber gelegentlich vorgekommen, daß Juden nach ihrer "Sperrstunde" auf der Straße gefaßt und zu hohen Geldstrafen verurteilt oder in ein Konzentrationslager geschickt wurden. In Anbetracht dieser Gefahren, gab es doch einen großen Teil Berliner Juden, die sich an dieses Verbot hielten. Die nächste fühlbare Folge des Krieges wurde, daß Betriebe und Fabriken nur dann Juden beschäftigen durften, wenn ihre Zahl nicht weniger als 20 Personen betrug und daß Juden nur in sogenannten, für sich abgeteilten, Judenabteilungen arbeiten durften. Gleichzeitig fingen die öffentlichen Arbeitsämter wieder an, Juden zu vermitteln, was seit 1938 nicht gemacht worden war. Für mich bedeuteten diese Bestimmungen, daß meine Fabrik, die bis dahin bloß 4 jüdische Angestellte gehabt hatte, sofort ca. 16 weitere Juden einstellte und uns alle zusammen in einige besonders abgeteilte Räume steckte. Im Zusammenhang mit meinem "Umzug" in diese Räume, scheute man sich nicht, die Revolverdrehbank, an der ich arbeitete, mit großer Mühe in die "Judenabteilung" zu transportieren. Vorher hatte ich an dieser Drehbank, in der Werkstatt, mitten unter allen anderen Arbeitern, sogenannten Ariern, gearbeitet. Kurz nach Einrichtung der Judenabteilungen fing man an, Juden zwangsmäßig zur Arbeit zu rekrutieren. Jede Familie war gezwungen, mindestens 1 Familienmitglied im Arbeitseinsatz zu haben.

Günter Grodka:

1940/41 war ich dienstverpflichtet in der sogenannten "Spinne", der Spinnstoff-Fabrik Zehlendorf, und zwar in einer sogenannten "Judenabteilung". Dort gab es große Bottiche, in denen die Fasern gewaschen wurden. Den ganzen Tag mußten wir an den Bottichen arbeiten und die giftigen Dämpfe einatmen. Die "Arier" dagegen bekamen pro Tag einen Liter Milch - wir nicht. Bei Fliegeralarm durften die "Arier" in Schutzräume - wir mußten in den Hallen bleiben.
Die Arbeit fand unter der Aufsicht von Gestapoleuten statt.
Ich war ein Jahr in der "Spinne". Ich holte mir dort ein Zwölffingerdarmgeschwür und wurde krankgeschrieben; ich mußte jedoch dem Arbeitsnachweis für Juden zur Verfügung stehen.
Man vermittelte mich zu einer Firma in der Stormstraße, nahe der Reichsstraße. Diese Firma fertigte Fußbodenbeläge, und ich arbeitete dort als Lagerarbeiter. Der Inhaber war relativ freundlich zu mir. Er sagte sogar: "Wenn der Krieg vorbei ist, steigen Sie in mein Geschäft ein!"
Aber auch diese Firma war 1943 von der "Fabrik-Aktion" betroffen. Meine jüdischen Kollegen wurden abgeholt. Einige, die aus einer "Mischehe" stammten, wurden später wieder freigelassen - aber nicht alle! Ich selber entging der Aktion nur deshalb, weil ich gerade zu Hause in der Niebuhrstraße war: Ich war krankgeschrieben.

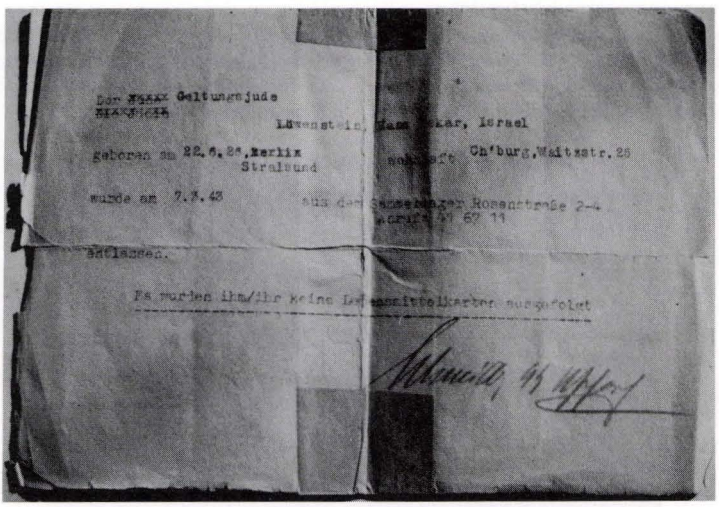
Hans Löwenstein:

Die jüdische Josph-Lehmann-Schule wurde 1941 zwangsweise geschlossen, und alle jüdischen Kinder vom zwölften Lebensjahr an wurden durch das Arbeitsamt für Juden in der Fontanepromenade zur Zwangsarbeit vermittelt. Ich kam in die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik am Eichborndamm, und dort haben wir selbst unter für damalige Verhältnisse wirklich grausigen Zuständen Schwerstarbeit leisten müssen, obwohl wir Kinder zwischen zwölf und vierzehn Jahren waren.

Wir haben täglich zwölf Stunden im Schichtdienst arbeiten müssen, eine Woche von frühmorgens um 6 Uhr bis abends um 6 Uhr, die andere Woche von abends um 6 Uhr bis morgens um 6 Uhr, in ganz schwer gasverseuchten Räumen. Dort mußten wir Munition stanzen.

Die Eltern der betroffenen jüdischen Kinder nahmen sich einen Rechtsanwalt und verklagten die Deutsche Waffen- und Munitionsfabrik wegen Verstoßes gegen das bestehende Jugendarbeitsschutzgesetz. Die Klage wurde sogar vom Arbeitsgericht angenommen, jedoch abschlägig beschieden. Begründung: "Für jüdische Kinder gilt das deutsche Jugendarbeitsschutzgesetz nicht."

Ich mußte also dort weiterarbeiten, bis ich - im Zuge der "Fabrik-Aktion" am 27. Februar 1943 - ins Sammellager kam. Aus dem Lager Rosenstraße wurde ich am 7. März entlassen, da ich "nur" Geltungsjude war. Aber gleich danach wurde ich



Der Geltungsjude

Löwenstein, Hans Oskar, Israel

geboren am 22.6.28, Berlin Stralsund

wohnhaft Ch'burg, Waitzstr. 28

wurde am 7.3.43 aus dem Sammellager Rosenstraße 2-4

entlassen.

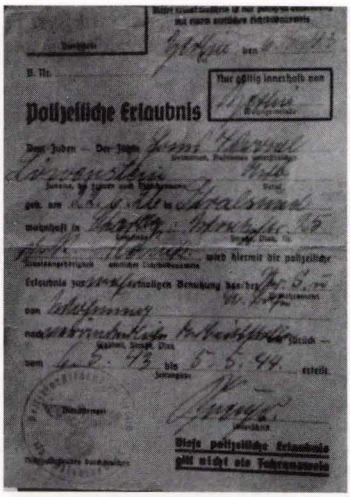
Es wurden ihm/ihr keine Lebensmittelkarten ausgefolgt

Entlassungsschein aus dem Sammellager in der Rosenstraße vom 7.3.1943 für Hans Löwenstein

erneut zur Zwangsarbeit vermittelt, diesmal bei der Firma Richard Wählisch am Saatwinkler Damm. Diese Firma beschäftigte sich mit dem Abriß zerbombter Gebäude. Die Arbeit dort war verhältnismäßig angenehm. Wir brauchten nicht zwölf Stunden zu arbeiten, wir waren an der frischen Luft, und es war eine Arbeit mit wechselndem Arbeitsplatz.

Die Leute von der Firma waren verhältnismäßig nett und menschlich zu uns, sie schlugen uns nicht, sie tobten nicht immer mit uns herum, sie sagten auch mal ein freundliches Wort. Die Arbeitsplätze waren meist in Charlottenburg oder dicht an der Grenze Charlottenburgs. Wir haben lange am Aquarium

und im Zoologischen Garten gearbeitet. Eines Tages wurde das Aquarium ausgebombt und dabei wurden viele Krokodile getötet; auch Elefanten im Zoo kamen ums Leben. Da hat man die toten Tiere geschlachtet und den Wärtern das Fleisch gegeben. Auch uns Judenkindern hat man für jeden ein Stück Elefantenbein oder Krokodilschwanz hingeschmissen, das war eigentlich sehr nett. Freudestrahlend brachten wir unserer Mutter das Fleisch nach Hause und tagelang konnten wir nun Fleisch essen, das hat herrlich geschmeckt. Die Zooverwaltung verteilte auch manchmal Reis und Nudeln. Das war für uns sehr wichtig, denn die Bezahlung für unsere Zwangsarbeit war ein Hungerlohn, ein Kinderarbeitslohn, von dem man nicht leben konnte: Wir bekamen 27 Pf die Stunde. Auf die Judenlebensmittelkarten gab es ohnehin viel zu wenig.
Sonst waren unsere Arbeitsplätze z.B. in der Kurfürstendamm-Gegend, z.B. neben dem Marmorhaus, wo heute Wertheim steht. Einmal waren wir sogar in der Sybelstraße dicht bei meiner Wohnung,



Polizeiliche Erlaubnis zur Benutzung von Straßenbahn, S-Bahn und U-Bahn für Hans Löwenstein

denn wir wohnten noch Waitzstraße 25. Gelegentlich bearbeitete die Firma auch Abrißschäden am Alexanderplatz oder in Frohnau.



Ausschließungsschein vom Reichsarbeitsdienst für Hans Löwensstein
(die Zwangsarbeit für Juden hatte nichts mit dem "Reichsarbeitsdienst" zu tun)

Wolfgang Neuber:

Fräulein Levi wohnte bei uns im Hause. Später mußte sie aber aus ihrer Wohnung ausziehen und bekam eine Wohnung an der Schloßbrücke. Eines Tages kam sie al-

lerdings noch einmal zu uns. Sie bat meine Großmutter: "Frau Neuber, Sie haben doch so eine schöne große Sitzbadewanne. Die bräuchte ich mal für die Wäsche. In der neuen Wohnung habe ich gar nichts Passendes." Meine Großmutter, hilfsbereit wie immer: "Selbstverständlich! Die können Sie haben. Der Wolfgang trägt sie Ihnen rüber!"
An dem Tage, als ich sie rüberbringen sollte, mußte ich gerade zum HJ-Dienst. Ich war Jungzugführer beim Jungvolk und trug die Uniform. Fräulein Levi trug den gelben Stern.
Ich sagte daher zu meiner Großmutter: "Ja, es ist gut, ich mache das schon, aber ich sage gleich von vornherein: Ich kann das Ding unmöglich mit Fräulein Levi zusammen tragen. Wenn, dann nehme ich die Badewanne allein. Ich bin in Uniform, Fräulein Levi muß ein Stückchen von mir weg sein. Wenn wir das nicht so machen, kriege ich Unannehmlichkeiten."
Mir selbst war die Frau nicht unsympathisch, ich hatte ja dort meine Kindheit verbracht und ein gutes Verhältnis zu den Juden im Hause gehabt. Fräulein Levi sagte: "Ja, das sehe ich ein. Ich gehe vor, damit du weißt, wo das ist, und du kommst dann nach!"
So haben wir es auch gemacht.
Bald darauf mußte Fräulein Levi noch einmal umziehen - in die Sybelstraße. Von dort wurde sie abgeholt und nach Theresienstadt verschleppt. Sie kam entweder in Theresienstadt oder auf dem Wege dorthin um.

Wally Grodka:

6. März 1943
Der Tag der Lebensmittelkartenausgabe. In der Kartenstelle Knesebeckstraße "dicke Luft", fremde Gestalten - und die Angestellten gehen, den Blick auf die Erde gesenkt, an uns vorüber. Es ist neun Uhr. An den Ausgängen postieren sich je zwei Beamte der Gestapo. Es gibt kein Zurück, keiner darf heraus. Die Lebensmittelkarten in der Hand sind sozusagen ein Passierschein.
Neben Bechstein sitzt wieder ein Gestapoheld und an der Tür im Zimmer ein weiterer. Wer einen Vermerk in der Kartei hat, Volljude ohne arischen Ehemann ist, bekommt keine Karten und wird von dem Beamten an der Tür in Empfang genommen und auf den im Hof parkenden Wagen verfrachtet. Es ist furchtbar, dies alles mitanzusehen, ohne helfen zu können, das verzweifelte Weinen und Schreien von den Müttern zu hören, deren Kinder zu Hause warten.
Ich komme an die Reihe. Bangen Herzens übergebe ich meinen Ausweis. Meine Karteikarte wird von dem Gestapobeamten überreicht, indem er diese bedeutungsvoll ansieht. Da noch sämtliche Untermieter vermerkt sind, sagt der Beamte: "Alles verjudet, das muß man sich merken."
Doch man gibt mir die Karten. Ich laufe aufatmend nach Hause zu meinem Mann, der seit vierzehn Tagen wieder krank ist und dadurch dem Schicksal entgangen ist, von der Arbeit geholt zu werden. Schnell gehe ich einholen. Als ich wiederkomme, ist mein Mann auf und sagt mir, daß zwei Beamte da wären, die ihn holen sollen. Ich gab mir große Mühe, tapfer zu sein. Gab Löffel, eine Decke und etwas zu essen mit. Der Abschied war so, daß ich ihn nicht beschreiben kann.
Am Montag erhalte ich die Nachricht, daß mein Mann in der Großen Hamburger Straße ist. Ich fahre sofort dorthin.
Den Bub im Kinderwagen, gehe ich mit den vielen anderen Frauen immer auf und ab; Wir werden auseinandergetrieben. Doch wenige Minuten später sammeln wir uns wieder vor dem Eingang.
Vorsichtig gleitet mein suchender Blick an der Fensterfront entlang, und mit einem Male sehe ich ihn hinter Gittern, weil er Jude ist. Nur für Sekunden begegnen sich unsere Blicke, da geschossen wird, wenn sich einer am Fenster zeigt.

Stunde für Stunde rinnt dahin. Wenn die Tür aufgeht, hofft man, sich in die Arme fallen zu können. Endlich kommt auch mein Mann, und mit dem Zuschlagen der Türe ist meine Beherrschung am Ende.

Die junge Frau Böhm, meine Untermieterin, war eine Sternträgerin. Sie war in anderen Umständen, als sie zu uns zog.
Sie legte den Stern ab und ging Lebensmittel besorgen. Leider hatte sie eines Tages das Pech, von einer Anwohnerin der Niebuhrstraße, einer gewissen Frau Henschel, erkannt zu werden. Diese hatte nichts Eiligeres zu tun, als sie anzuzeigen, daß sie ohne Stern gegangen war und Lebensmittel (Suppengrün für ihr Kind) gekauft hatte, die ihr nicht zustanden.
Diese junge Frau Böhm wurde dann nachts auf der Straße geschnappt und ins Lager verschleppt. Das Kind blieb dann zunächst bei ihrem Mann - sie kam nach Auschwitz.

Liebe Frau Gordka!
Sie sind ja nicher über alles informiert was mit mir zusammenhängt. Es war alles erträglich, und ich muß sagen ich bin von allem was ich mit gemacht habe noch ziemlich angenehm enttäuscht. Nun bin ich in der gr. Hamburgerstr. und warte auf das was ich unter allen Umständen vermeiden wollte, die Evakuierung. Es ist auch das erträglich. Bübchen und meine etwas bessere Hälfte kann mich alles leichter ertragen. Da der Antrag zur Ausreise von Bübi zweimal abgelehnt worden ist bin ich ganz froh das man mich schnell und schmerzlos gleich evakuiert hat. Wenn ich darauf hätte warten müssen wäre es mir viel schwerer gefallen. Ich wollte mich nochmal bei Ihnen bedanken, nicht nur für das. Für die Nacht nämlich, die Sie mit mir in der Küche zugebracht haben bevor mein Junge geboren wurde. Auch sonst für Ihre Hilfe, wenn mit dem Kind etwas nicht in Ordnung war.
Nun ist mein kleiner Lümmel Gott sei Dank gut gediehen und ich freue mich schon auf den Moment, wo ich ihn wieder auf meinen Armen tragen kann.
Ich wünsche Ihnen für Rainer alles Gute, grüßen Sie bitte Ihren Mann recht herzlich von mir und seien Sie wie auch Ihre liebe Mutter und Schwester herzlichst gegrüßt
Ihre Alexia Böhm.

Der letzte Brief von Frau Böhm (Sie wurde am 24.7.1942 verhaftet und am 15.8.1942 deportiert.)

Lucie Schulz:

Zu Juden hatte ich insofern Kontakt, als im Werk Charlottenburger Ufer der Firma Heliowatt eine Abteilung war, wo nur Juden arbeiteten. Die ganze Belegschaft wußte das. Einer von den Juden im Werk war übrigens Sanitätsrat. Eines Tages kam ein großer LKW rückwärts durch das Werkstor gefahren. Alle Juden, die in der Fabrik waren, mußten - getrieben von SS - auf den Wagen steigen. Als sie weg waren, fanden wir unten in der Garderobe als letzte Hinterlassenschaft unserer jüdischen Kollegen noch ihre Fotografien, Briefe usw. Alles war zerrissen und lag auf der Erde.

Ingeborg Schneider-Lüschow:

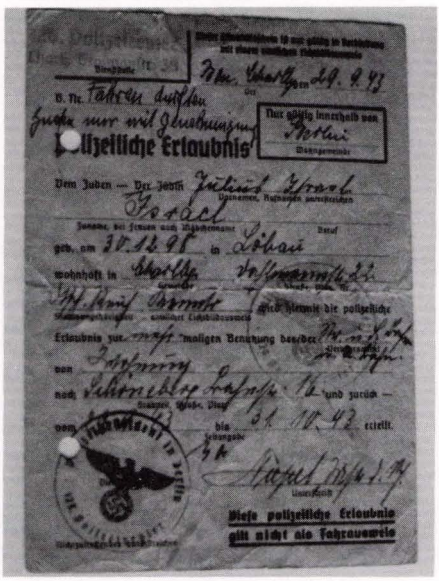
Unsere Großmutter war schon mehr oder weniger untergetaucht. Wir hatten eine junge Verwandte bei der Jüdischen Gemeinde. Dort wurden die Transporte zusammengestellt. Dh., die Juden selbst sollten die Listen derjenigen liefern, die drankommen zum Abtransport. Diese Verwandte hatte ihre eigenen Eltern und unsere Großmutter immer hinten angestellt, so daß sie nicht auf der Liste der sofort Abzuholenden standen. Das ließ sich machen. Später wurde sie allerdings selbst abgeholt, so daß wir keinen mehr hatten, der "schieben" konnte.
Eines Tages arbeitete ich gerade im Büro. Mein Vater rief mich an, ich möchte doch bitte sofort nach Hause kommen. Ich dachte gerade an gar nichts Böses, und da sagte er nur: "Oma". Ich sagte das meinem Chef. Er war der einzige, der wußte, daß ich ein "Mischling" war. Er ließ mich sofort nach Hause gehen. Ich sehe die Situation noch vor mir:
Vor der Haustür der Leibnizstraße 21 steht meine Mutter. Sie hatte eingekauft und spricht laut lachend mit einer Nachbarin, sie erzählen sich Witze, und sie lacht mir strahlend entgegen. Ich dachte mir: "Um Gottes Willen! Sie weiß es noch nicht!" Da machte ich der Nachbarin, mit der sie sprach, und die auch eine privilegierte Jüdin war, Zeichen mit den Augen. Die begriff sofort was ich meinte. Ich sagte nur zu meiner Mutter: "Komm bitte gleich mit!" Meine Großmutter war beim Packen, und ein älterer jüdischer Herr von der Jüdischen Gemeinde half ihr dabei und unterhielt sich mit uns. Er war natürlich sehr freundlich. Von ihm erfuhren wir, daß Großmutter zur Großen Hamburger Straße ins Sammellager gebracht würde. Er sagte uns: "Sie haben Glück! Ihre Mutter kommt nach Theresienstadt, das ist noch das Günstigste. Dort ist es nicht ganz so schlimm."
Erst später haben wir erfahren, daß es von dort aus weiterging. Aber meine Großmutter blieb - Gott sei Dank - dort und überlebte.
Wir waren natürlich in einer schrecklichen Stimmung. Nun mußten wir an das Nächstliegende denken und für sie Sachen zusammenpacken. Sie durfte sich warmes Zeug und eine Decke mitnehmen. Wir versuchten sie zu beruhigen. Aber als sie einen Moment mit mir allein war, sagte sie zu mir: "Bitte, bitte, besorg mir doch das Gift." Ich hatte ihr einmal von einer Bekannten erzählt, die jüdischen Menschen, die abgeholt werden sollten, auf deren Bitte hin Gift gab. Ein paar Leute, die ich kannte, hatten sich auch das Leben genommen. Als nun meine Großmutter mich darum bat, war ich ganz erschüttert. Ich wußte auch gar nicht, wo diese Frau mit dem Gift abgeblieben war. Ich hätte jetzt auch gar keine Möglichkeit gehabt, es meiner Großmutter irgendwoher zu beschaffen. Die Zeit war zu kurz.
Als dann dieser ältere Herr, der Helfer von der Jüdischen Gemeinde, mit meiner Großmutter die Treppe runterging, ging ich auch mit. Da schrie meine Mutter oben in der Wohnung ganz laut! Mein Vater riß unsere Wohnungstür auf und sagte laut: "Alle sollen es hören! Alle

sollen dich schreien hören! Es sollen alle wissen!"
Unten hielt ein offener Wagen, und daneben stand ein älterer Mann. Es war kein großer Laster, sondern ein Lieferwagen, ich weiß nicht, ob es ein Planwagen war. Darauf saßen mehrere alte Leute, in ihr Schicksal ergeben. Es waren Männer und Frauen mit dem Stern.

Charlotte Israel:

Meine Schwiegereltern wohnten in der Kantstraße am Amtsgerichtsplatz.
Mein Schwiegervater war gerade aus dem Jüdischen Krankenhaus entlassen worden. Er hatte Magenkrebs. Der Arzt hatte zu mir gesagt: "Frau Israel, er ist zu krank, er wird bald sterben, können Sie ihn nicht mit nach Hause nehmen?"
Mit dem Krankenwagen ist er nach Hause gefahren worden. Und wir dachten schon: "Na ja, die alten Leute werden sicher verschont bleiben vom Abholen!" Die Schwiegermutter hat alles an seinem Bett gemacht, was sie so machen mußte, auch das Kartoffelschälen. Damit er immer an allem teilnahm und nicht allein im Schlafzimmer lag. Nach 14 Tagen - am 29.9.42 - ist er abgeholt worden, mit Schwiegermutter zusammen.
Als ich davon hörte, und gleich in die Wohnung fuhr, habe ich eine Schüssel mit zum Teil geriebenen, zum Teil nicht geriebenen Kartoffeln gefunden. Der Schrank war aufgerissen, alles raus. Auf dem Tisch lag ein Zettel: "Wir sind in der Gerlachstraße - wir haben nichts."
Können Sie verstehen, daß ich keine Kartoffelpuffer mehr leiden kann seitdem?!
Ich fragte dann noch die Nachbarin, ob sie etwas gesehen oder gehört habe.
"Ich hab' alles gesehen! Die haben ihn die Treppe runtergeschleift, er konnte ja nicht mehr laufen!" Später konnte ich noch einmal mit meiner Schwiegermutter darüber sprechen.
Sie sagte: "Ach, frag mich nicht." Es war schrecklich! Er war ja im Nachthemd, hatte keine Hose an, da haben sie den Schrank aufgerissen und gesagt: "Irgendwas wird schon passen!" Sie haben ihm einfach eine Hose rübergezogen, ganz grob. Er hat vor Schmerzen so gejammert und so gestöhnt."

Mein Mann wurde am 27. Februar 1943 abgeholt. An diesem Tage fand eine Großaktion zur Verschleppung von Juden in Berlin statt.
Mein Mann verließ an diesem Tage, einem Sonnabend, morgens früh um 7 Uhr unsere Wohnung in der Dahlmannstraße 22. Er ging zum Polizeirevier in der Grolmannstraße, um sich dort eine Fahrgenehmigung zu holen. Für die Fahrt mit öffentlichen Verkehrsmitteln zum Arbeitsplatz benötigten Juden eine polizeiliche Genehmigung. Strecken unter 6 km mußten sowieso zu Fuß zurückgelegt werden.
Mein Mann sollte am nächsten Montag eine neue Stelle antreten: Zwangsarbeit in einer Fabrik am Alexanderplatz. Er sagte noch zu mir: "Ich bin dann so gegen 10 Uhr zurück!" Aber er kam nicht zurück.


Polizeiliche Erlaubnis
Diese polizeiliche Erlaubnis gilt nicht als Fahrausweis

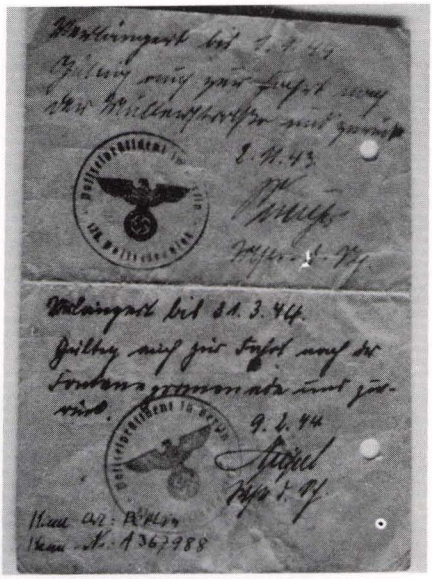
Ich versuchte zunächst, in einem Milchgeschäft gegenüber etwas zu erfahren. Wir hatten vereinbart, daß er dort anrufen solle, wenn ihm etwas passiert sei; die Inhaber waren ‚NS-Gegner'. Aber dort hatte er sich nicht gemeldet. Ungefähr um halb drei sah ich dann meine Mutter kommen. Sie erzählte mir: "Man hat mir gesagt, daß Julius mit fünf anderen Juden unter Polizeibewachung in die Levetzowstraße gebracht wurde!" Ich wußte, daß dort ein Sammellager für Juden war, die deportiert werden sollten. Ein Unbekannter hatte meine Mutter verständigt. Er hatte am Telefon berlinert: "Kenn' Sie een Juden?" - "Nein!" - "Vasteh ick nich! Sie müssen doch een Juden kennen, der am Stock jeht!" - "Ach ja! Mein Schwiegersohn!" - "Vasteh ick nich! Erst sagen Se, Sie kennen keenen Juden, und denn is et sojar Ihr Schwiejasohn! Ick soll Ihn' bestelln, det er abjeholt worden is!" Mein Mann erinnerte sich später an diesen ‚unbekannten Helfer': Als die Juden in Charlottenburg mit Bewachung in die Straßenbahn stiegen, da sagte dieser - fremde - Mann: "Jetzt nehmen se ooch schon die Krüppel!" Mein Mann dachte: "Wenn er so spricht, kann ich ihn vielleicht um Hilfe bitten." Er schrieb dann auf eine Zigarettenschachtel die Telefonnummer meiner Mutter.

Nach dem Gespräch mit meiner Mutter erkundigte ich mich auf dem Polizeirevier Grolmannstraße nach meinem Mann.

Der Beamte war sehr nett und sagte: "Gehen Sie mal zur Rosenstraße." Er erklärte mir auch, wo das war: Im jetzigen Osten Berlins, am S-Bahnhof Börse. Als ich mit meiner Mutter dort ankam, dämmerte es bereits. Ungefähr 150 Frauen waren schon da. Aber es wurden in den nächsten Tagen immer mehr. Ich schätzte die Zahl damals auf 1000, es könnten auch noch mehr gewesen sein, enorm viele jedenfalls.

Das Ganze entwickelte sich zu einer richtigen Demonstration. Wir brüllten und schrien, daß sie uns unsere Männer herausgeben sollten; im Lager saßen jüdische Männer aus "Mischehen".

Die Demonstration wuchs von Tag zu Tag. Ich ging jeden Tag hin, und vom Bahnhof Börse hörte man schon das Schreien. Durch einen Trick erfuhr ich, daß mein Mann im Lager war: Ich verlangte seine Kartoffelkarte, denn ich wußte: Die trug er bei sich. Ich bekam sie auch. Er schrieb ganz dünn darauf: "Ich bin gesund!"

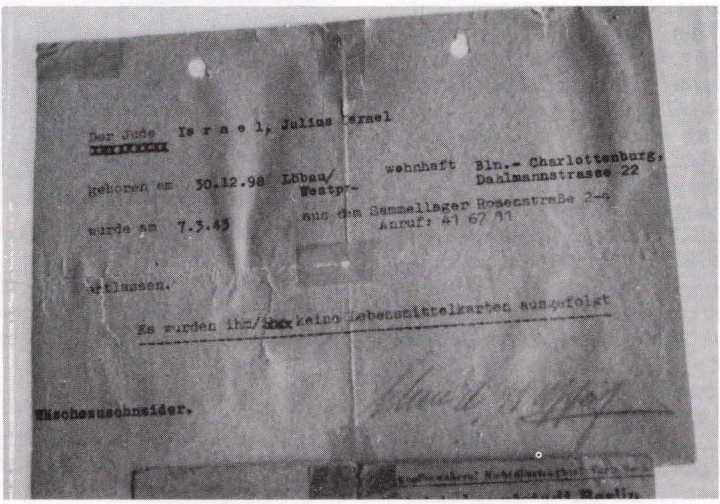


Polizeiliche Erlaubnis zur Benutzung von Straßenbahn, S-Bahn und U-Bahn für Julius Israel (Vorder- und Rückseite; die Notiz auf der Vorderseite "Fahren durften Juden nur mit Genehmigung" hat Frau Israel später hinzufügt.

Im Sammellager waren auch jüdische Ordner. Ich hatte Glück: Draußen vor dem Lager sah ich einen jüdischen Bekannten aus der Dahlmannstraße, der dort als Ordner tätig war. Er begleitete einen Mann in Zivilkleidung. Ich bat den Charlottenburger Bekannten, meinem Mann ein Bündel ins Lager zu bringen: Ich hatte in eine Decke Kleidung und Lebensmittel eingewickelt. Der Zivilist bei ihm war einverstanden; später hörte ich, daß das ein Gestapomann war.

Die Lage vor dem Sammellager spitzte sich zu. Die SS richtete Maschinengewehre auf uns: "Wenn Sie jetzt nicht

gehen, schießen wir!"
Nun war uns alles egal. Wir brüllten: "Ihr Mörder!" Hinter den Maschinengewehren riß ein Mann den Mund groß auf - vielleicht gab er ein Kommando. Ich habe es nicht gehört, es wurde übertönt. Dann geschah etwas unerwartetes: Die Maschinengewehre wurden abgeräumt. Vor dem Lager herrschte jetzt Schweigen, nur noch vereinzeltes Schluchzen war zu hören. Mir selbst sind bei der Eiseskälte damals die Tränen im Gesicht gefroren. Das war der schlimmste Tag.
Ein großer Teil der Inhaftierten aus der Rosenstraße wurde freigelassen - darunter mein Mann, der nach neun Tagen freikam. Andere wurden schon während der Demonstration mit Lastwagen abtransportiert: Sie kamen fast alle nicht wieder.

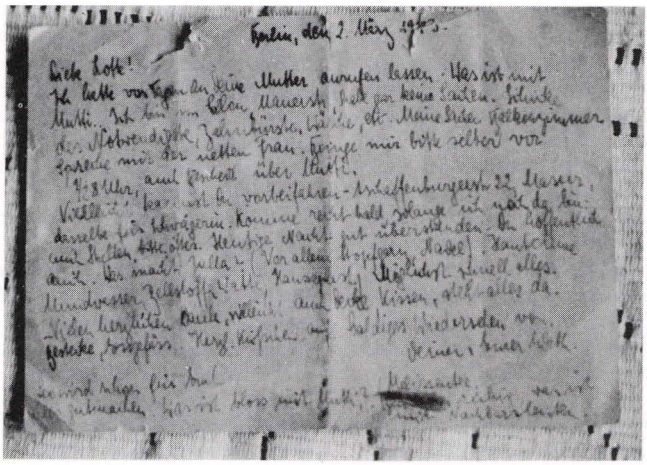

Der Jude Israel, Julius Ismael
geboren am 30.12.98 Lobau/ Westpr.
wohnhaft Bln.-Charlottenburg, Dahlmannstrasse 22
wurde am 7.3.43 aus dem Sammellager Rosenstraße 2-4 Anruf: 41 67 11
entlassen.
Es wurden ihm/ihr keine Lebensmittelkarten ausgefolgt
Wachsuchsnider.

Entlassungsschein von Julius Israel

Charlotte Israel:

Meine Schwägerin arbeitete am Zoo bei Spirella. Das war eine Korsettfabrik, sie war dorthin zwangsverpflichtet. Weil die Firma keine 6 km von ihrer Wohnung in der Kantstraße entfernt lag, mußte sie jeden Tag zu Fuß die Kantstraße entlanggehen. Und jeden Tag traf sie einen Schupo, der sie - die Sternträgerin - im Vorbeigehen grüßte. Am 27. Februar 1943 sagte der Schupo im Vorbeigehen zu ihr: "Es ist dicke Luft! Gehen Sie nach Hause!"
Das war ein prima Kerl!
An diesem Tag war die "Fabrik-Aktion".

Meine Freundin Edith Kopf wohnte in der Waitzstraße. Sie war zu Osram zwangsverpflichtet. Sie wurde am 27.2.43 von der Fabrik abgeholt und kam ins Sammellager "Clou", ein ehemaliges Konzerthaus im jetzigen Osten Berlins. Von Edith stammt eine Postkarte, die mehrere Tage unterwegs war:



Liebe Lotte! Berlin, den 2. März 1943

Ich hatte vor Tagen an Deine Mutter anrufen lassen. Was ist mit Mutti..Ich bin im Clou, Mauerstr., habe gar keine Sachen. Schicke das Notwendigste, Zahnbürste, Wäsche, etc. Meine Sachen Balkonzimmer. Spreche mit der netten Frau. Bringe mir bitte selber vor 1/2 8 Uhr, auch Bescheid über Mutti.
Vielleicht kannst Du vorbeifahren - Aschaffenburgerstr. 22, Masur, dasselbe für Schwägerin. Komme recht bald, solange ich noch da bin (...) Heutige Nacht gut überstanden. Du hoffentlich auch. Was macht Julla? (Vor allem Stopfgarn, Nadel). Hautcreme, Mundwasser, Zellstoff, Watte, Hansaplast. Möglichst schnell alles. Vielen herzlichen Dank, vielleicht auch Decke, Kissen, steht alles da. Bestecke, Eßgefäß. Herzl. Küßchen. Auf baldiges Wiedersehen von

Deiner, Eurer Edith .
(...)



Edith Kopf

Meine Schägerin war 48 Jahre alt, ihre Tochter war 18. Sie wohnten in der Kantstraße 121. Meine Schwägerin und deren Tochter wurden am 26. Juni 1943 abgeholt, einen Tag vor meinem Geburtstag. Bis dahin konnten sie sich der Verhaftung entziehen. Wochenlang fuhr täglich ein Lastwagen der Gestapo vor ihrem Haus auf, um sie abzuholen; aber wir sorgten dafür, daß die beiden den ganzen Tag über nicht zu Hause waren. Sie kamen nämlich am frühen Morgen zu uns und blieben tagsüber auch dort. Abends um 9 Uhr mußten sie dann jeweils wieder zu Hause sein - wegen der Sperrstunde.

Aber am 26.6., als ich gerade beim Backen für die Geburtstagsfeier war, kam die Untermieterin meiner Schwägerin: "Die Gestapo war schon wieder da. Sie haben gesagt: 'Das ist ja unmöglich, die müssen ja mal zu Hause sein! Wir bleiben heute abend bis 9 Uhr hier, und wenn sie bis dahin nicht kommen, dann setzt der Fahndungsdienst ein!'"

Jetzt wollte meine Schwägerin aufgeben; meine Nichte dagegen schrie laut: "Nein, ich will nicht sterben!" Sie klammerte sich an mich und schrie immer wieder: "Hilf mir, rette mich, ich will nicht sterben!" Ich begleitete sie zum Trost nach Hause.

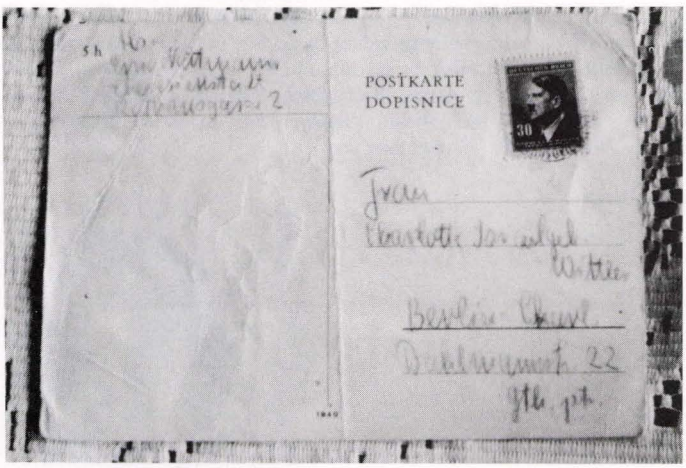
Kurz vor 9 Uhr waren wir in der Kantstraße. Die Gestapo war da: "Geheime Staatspolizei! Wir warten schon den ganzen Tag!"

Die Wohnung war fast ausgeräumt: Alle Bilder waren abgehängt, alle Kleinmöbel waren weg, der Schlafanzug aus dem Bett war verschwunden.

Alles hatten sie mitgenommen, auch das Geschirr und die Gardinen. Nur die schweren Möbel blieben stehen. Nachher wurde die Wohnung versiegelt.

Die beiden Frauen kamen zuerst in die Große Hamburger Straße, von dort nach Theresienstadt.

Ich schickte meiner Schwägerin und ihrer Tochter jeden Monat zwei, manchmal auch drei, Päckchen nach Theresienstadt. Es waren 4-Pfund-Päckchen.



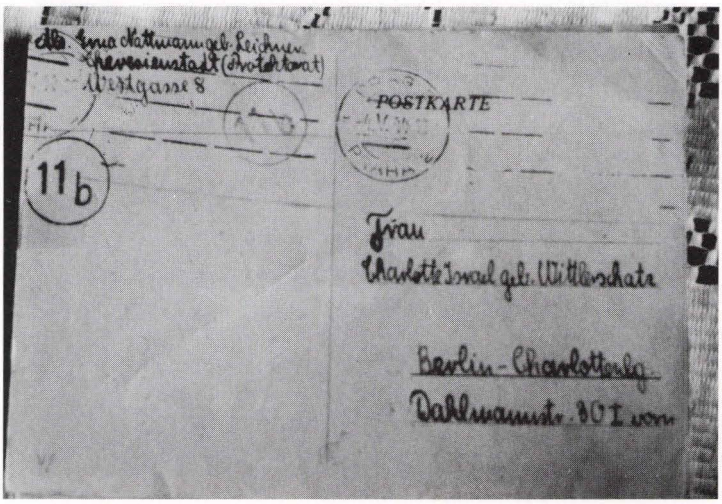
Die beiden bestätigten mir den Empfang auf vorgedruckten Karten; nur an der Unterschrift sah ich, daß sie noch lebten.

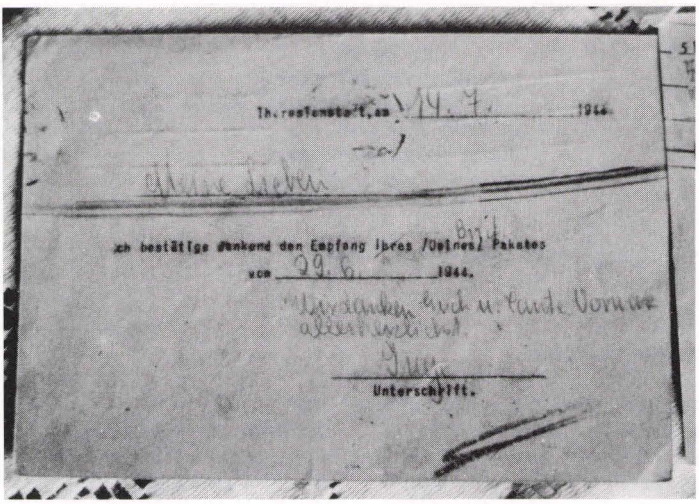
Mir fiel aber auf, daß in der Adresse mein Mädchenname angegeben war und zwar falsch! Außerdem stand auf jeder Karte ein anderer falscher Mädchenname, z.B.: "Charlotte Israel, geb. Schröder". Ich bin gar keine geborene Schröder!

Da mußte ich selbst heraustüfteln, was das bedeuten sollte. "Schröder" war ein Kurzwarengeschäft in der Nähe. Sie brauchten also Kurzwaren im KZ! Es handelte sich also um einen Code, den wir aber vorher nie verabredet hatten.

Auf einer anderen Karte bin ich eine geborene Wittler, weil sie Brot wollten. Da sie sehr oft "Wittler" geschrieben hatten, mußten sie einen an-

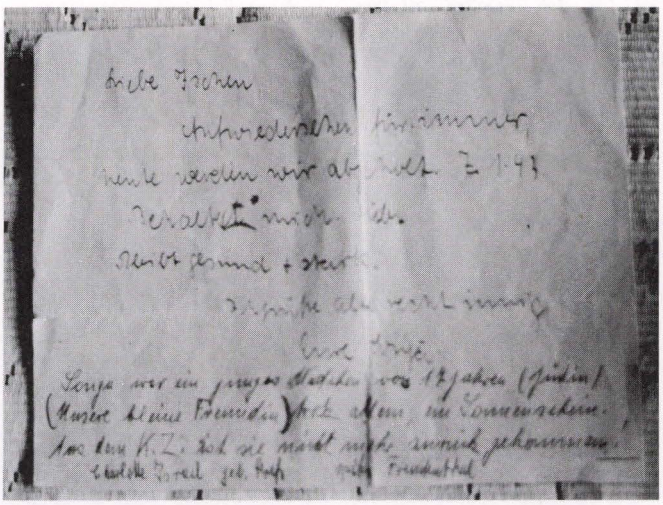
deren Namen nehmen. Eines Tages schrieben sie "Vorwerk": Das war ein Bäckerladen in der Kantstraße. Andere Beispiele: "Leichner" - eine Kosmetikfirma; "Schatz" - eine Kartoffelhandlung.
Ich habe noch einen Teil dieser Karten. Die beiden Frauen überlebten das KZ. Es war für mich nicht immer leicht, die Lebensmittel für die Päckchen zu beschaffen, weil wir doch selbst nichts hatten. Ich mußte zum Teil bei Bekannten und Verwandten in Charlottenburg um die Lebensmittel betteln. Eine Lebensmittelhändlerin setzte ich unter Druck, weil ich wußte, das sie Butter abzweigte und in die eigene Tasche wirtschaftete. So konnte ich 56 Pakete nach Theresienstadt schicken.





Sonja war ein junges jüdisches Mädchen, die Freundin meiner Nichte. Da sie nicht zur Schule gehen durfte und auch keine Lehrstelle bekam, schlug ich ihr vor, bei uns das Nähen zu lernen. Das hat sie auch anderthalb Jahre lang getan. Sie wohnte nicht weit von uns, in der Gervinusstraße. Ihren Bruder holten die Nazis eines Tages ab, und sie bekam die Nachricht, daß er im KZ umgekommen

sei. Man schickte ihr die Asche zu. Die Urne wurde auf dem Friedhof in Weißensee in einem Sarg beigesetzt, weil die Mutter, eine strenggläubige polnische Jüdin, nicht wissen sollte, daß man den Sohn verbrannt hatte. Das war bei frommen Juden streng verboten.
Kurz nach der Beerdigung ihres Bruders kam Sonja eines Tages dann nicht mehr. Am nächsten Tag kam dieser Abschiedsbrief:



Liebe Ischen,
Aufwiedersehen für immer,
heute werden wir abgeholt. 7.1.43
Behaltet mich lieb.
Bleibt gesund und stark.
Ich grüße alle recht innig
Eure Sonja

(Ischen = Spitzname von Frau Charlotte Israel)

Hans-Peter Messerschmidt:

Mein Vater und meine Frau, die beide Gemeindeangestellte waren, wurden in die Große Hamburger Straße gebracht, und meine Mutter und ich, wir meldeten uns dann einen Tag später freiwillig. Wir dachten, wir könnten unseren Ehepartnern helfen, wenn wir mit ihnen zusammenblieben.
Wir wußten, daß es Vernichtungslager gab! Wir wußten in Berlin schon, daß es Brausen gab, aus denen Giftgas rauskam!
Ich habe im Lager Monowitz bei Auschwitz im Büro der Firma Beton- und Monier-Bau gearbeitet. Ich hatte dadurch die Möglichkeit zu schreiben. Die Briefe habe ich zuerst einem Lehrling der Firma Malchow mit nach Berlin gegeben - an Herrn Rothholz in der Gervinusstraße. Später haben mir dann die Zivilisten, die dort arbeiteten, meine Briefe mitgenommen. Ich habe ihnen sogar

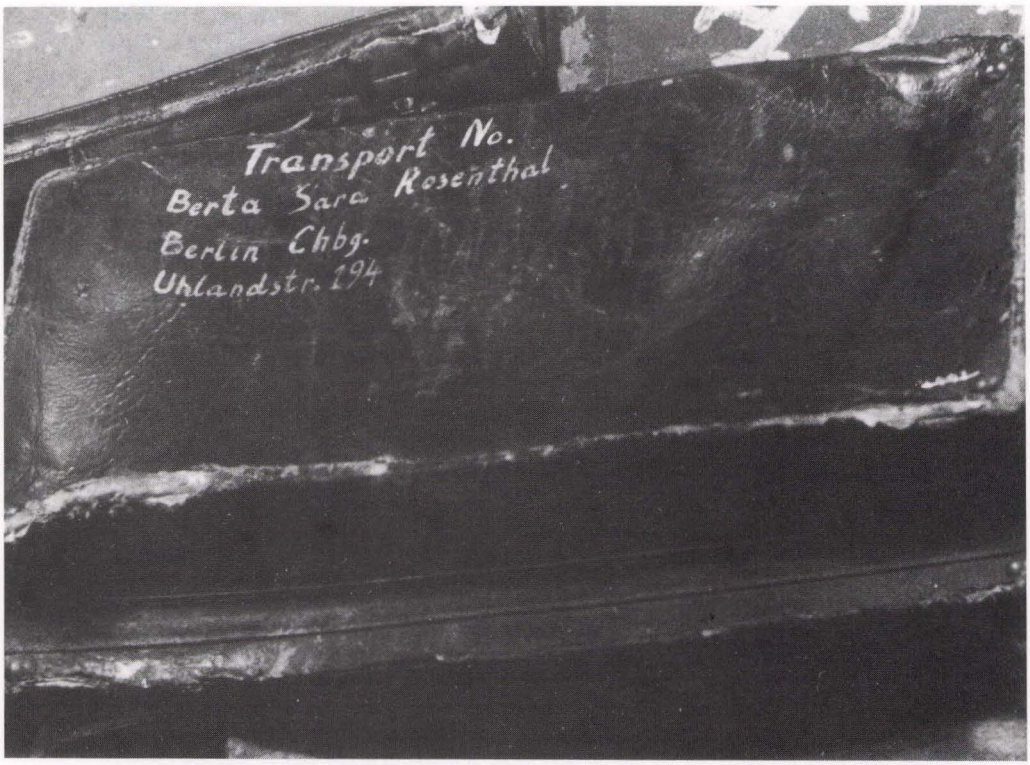
die Briefmarken bezahlt, habe mir das beschafft. Sie haben dann an weiteren Orten, die weiter weg waren, die Post eingeworfen. Ich habe genau Bericht gegeben, was in Monowitz los war, und diese Sachen wurden dann hier in Berlin für eine Widerstandsgruppe ausgewertet, so unter dem Titel "Wißt Ihr, was in Auschwitz passiert?"
Das hat Alexander Rothholz gemacht, der auch in der Gervinusstraße wohnte.
Herr Rothholz hat mir alle vierzehn Tage ein Paket nach Monowitz geschickt. Wir durften Pakete empfangen, wir durften aber keine Pakete bestätigen. Durch meine geheime Post erfuhr er regelmäßig, daß ich alles bekommen habe. Es war schön, wenn mal ein bißchen Marmelade drin war oder Zucker oder Traubenzucker usw.
Wo er das aufgetrieben hat, weiß ich auch nicht. Es waren immerhin Zwei-, Drei-Kilo-Pakete, und das hilft schon! Auf jeden Fall war mehr drin, als man sich mit einer Juden-Karte beschaffen konnte. Er hatte immer Beziehungen.

Lieber Alex! 20.5.1943

Hoffentlich hast Du meinen Brief (unter falschen Voraussetzungen)bekommen. Es ist uns, als wir ankamen, gleich alles abgenommen worden. Wir sind alle in verschiedene Lager gekommen. Wo die anderen 3 sind, weiß ich nicht, bestimmt nicht zusammen. Arbeitslager ist zuviel gesagt, einfacher: K.Z. Der Tag vergeht so: 4 Uhr Wecken. Betten machen (Strohsack mit 2 Decken), Anziehen: (1 Hemd, 1 Unterhose, 1 gestreifte Hose, 1 gestreifte Jacke, 2 Strumpffragmente, 2 Holzschuhe) sehr zum frieren. Dann Frühstück, stehend im Freien: 1/2 Brot = 350 gr. 1 Stückchen Wurst oder Margarine oder Käse. 2 x pro Woche je 1/2 Brot Langarbeiterzulage. (Fleich 200 gr./- Woche). 6 Uhr Appell von ca. 4000 Häftlingen (es gibt hier viele Lager) anschließend Abrücken zu den verschiedenen Arbeitsstellen auf dem Baugelände der Buna Werke der I.G. Farben (ca. 30 qkm groß). Seit 1 Woche arbeite ich in meinem richtigen Beruf. Sonst ist alles Massenarbeit mit Reiberei, Schippen, Schleppen, Karre schieben. Handwerker sind größtenteils fachlich eingesetzt. 12 - 1 ist Mittagspause: 1 l Suppe, nachher hat man mehr Hunger als vorher. Weiter Arbeit bis 18.00 Rückmarsch. 19 Uhr wieder Appell (ca. 1/2 Std. stehen), von Reichsdeutschen (Politische und Kriminelle) und Juden (Deutsche, Polen, Belgier, Italiener, Griechen, Norweger, Holländer). Dann Waschen, dann Essen - 1 l dickere Suppe oder Pellkartoffeln (4 - 5 Stk.) mit 1/4 l Soße oder auch mal Kartoffeln mit Gemüse zusammen, aber selten. 4 x die Woche mit Fleischstückchen drin. Hunger habe ich immer, habe bis jetzt 20 Pfund abgenommen.
Hoffentlich ist bald der ganze Zauber vorbei. Wir sind sehr zuversichtlich, Wann ich wieder schreiben kann, weiß ich nicht, habe durch Zufall die Briefmarke gefunden. Wenn Ihr mir schreibt und macht zum Schluß 2 Punkte, weiß ich, daß Ihr diesen Brief erhalten habt. Keinem zeigen, gleich verbrennen.
Viele Grüße, alles Gute

H/M

Ein Brief von H.-P. Messerschmidt aus dem Lager Monowitz
(Original: Berlin-Museum, Jüd. Abteilung)



Gesehen in Auschwitz: der Koffer von Berta Rosenthal aus Berlin-Charlottenburg, Uhlandstraße 194

"Erinnern Sie sich ...?"

Frau Lohmiller:

Ich wußte etwas von den Festnahmen und vom Abtransport der Juden, weil ein Vetter von mir vorübergehend Hilfspolizist war.
Genaueres über die Konzentrationslager haben wir erst nach 1945 erfahren. Aber mir fällt noch etwas ganz anderes ein. Ich habe bewußt miterlebt, wie der Geistliche Lichtenberg, der später auch ins Konzentrationslager kommen sollte, für die Juden gebetet hat. In der Hedwigskirche hielt er Gebete für die verfolgten Juden.
Wir wußten also schon, daß den Juden etwas geschah. Und ich habe als Katholikin die Briefe von Bischof Graf Galen zugeschmuggelt bekommen. Es gab also Andeutungen, daß man die Juden vernichten wollte.
Aber was dann tatsächlich genau mit ihnen passierte, wußten wir nicht. Vielleicht wollten wir auch nichts wissen! Man hatte mit dem, was war, mit den Bombennächten und mit der Rettung des eigenen kleinen Lebens so viel zu tun, daß man zwar etwas ahnte, aber nichts genau wußte.

Frau A.:

F: Erinnern Sie sich an die Reichskristallnacht?
A: Nein
F: Wußten Sie, daß Juden aus Charlottenburg abtransportiert wurden?
A: Davon hatte mir mal jemand erzählt, der das gesehen hatte, bei der Synagoge in der Levetzowstraße. Aber ich hatte keine Vorstellung davon, wohin die gebracht wurden. Es gab zu der Zeit viele Verlegungen zum Zwecke der Munitions- und Rüstungsarbeit.

Waltraud Gossow:

F: Haben Sie Abtransporte beoachtet?
A: Nicht direkt. Das geschah meistens in der Nacht. Ich habe nur gesehen, daß Menschen aus unserem Haus eines Tages nicht mehr da waren.

Herr Groth:

F: Später, im Krieg, mußten die Juden den Stern tragen. Ist Ihnen das im Straßenbild aufgefallen?
A: Ja, selbstverständlich! Sie waren durch den Stern gezeichnet, sie mußten ihn an der Jacke oder am Mantel aufgenäht tragen. Wir konnten die Leute nur bedauern. Ich weiß auch, daß Leute in meinem Haus Juden in den Wohnung betreuten.
F: Wissen Sie, ob jemand den Juden mit Lebensmitteln half?
A: Ich kann nur sagen, daß meine Kollegen, die bei Siemens arbeiteten, jüdischen Bürgern unter dem Tisch etwas zusteckten.
F: Wußten Sie, wohin die Juden dann später deportiert wurden, und was mit ihnen geschah?
A: Wir hörten Gerüchte und konnten es nicht fassen. Sie wurden mit grauen Lieferwagen abgeholt in der Sophie-Charlotte-Straße. Man konnte nichts dagegen tun!
F: War das SS, die die Leute abholte?
A: Zum Teil Polizei, auch SA.
F: Waren das Möbelwagen oder offene Wagen?
A: Es war ja meistens nachts, und wir konnten es nicht richtig beobachten.

Frau Meyer:

In der Cauerstraße muß eine Fabrik gewesen sein, in der Juden gearbeitet haben mit ihrem Judenstern. Die zogen immer die Leibnizstraße - Cauerstraße runter zu den Werken, bewacht von SA oder SS. Die mußten auf dem Bürgersteig gehen, eingeteilt in Trupps von ungefähr sechs oder acht elenden Gestalten. Ich versuchte, einem mal was zuzustecken, aber es ging nicht. Die Fabrik muß da oben am Ende der Cauerstraße gewesen sein, die kamen bei uns immer vorbei.

F: *Ob die nicht zum Tiergarten transportiert wurden, in die Levetzowstraße?*
A: *In der Levetzowstraße war die Synagoge. Da war ich eines Tages, weil Freunde von uns verschleppt worden sind. Ich bin vorbeigegangen. Es war alles ruhig, es war keiner da, bloß innen hörte ich furchtbares Weinen und Schreien.*
Es wäre auch möglich, daß die Leute, die durch die Cauerstraße gingen, nicht zur Arbeit, sondern zum Sammellager gingen. Es könnte Ende 1941 gewesen sein.

Waltraud Gossow:

Ich war damals noch verhältnismäßig jung. Ich kann mich persönlich nicht darauf besinnen, zu welchem Zeitpunkt ich von den Vergasungen erfahren habe. Ich glaube sogar, das ist sehr spät geschehen, und zwar auch gar nicht hier in Berlin, sondern als ich in Weichsel war. Da war ich zu Besuch. Dorthin waren Schulen evakuiert. Weichsel ist nicht weit ab von Auschwitz. Unter den Eingesessenen dort, unter der polnischen Bevölkerung, gingen Gerüchte um.

Edith Zabel:

F: *Wußten Sie denn, was die Nazis mit den abtransportierten Juden machen wollten?*
A: *Wir wußten von den KZs. Das andere ist zum Teil durchgesickert, und wir waren uns darüber klar, daß sie die Juden umbrachten. Wie - das wußten wir nicht. Aber daß sie vernichtet wurden, war uns vollkommen klar.*
F: *Sie wußten also, daß die Juden keineswegs nur zur Zwangsarbeit wegkamen?*
A: *Ja, das wußten wir, das war logisch! Siegmund, der doch Soldat war, kam einmal auf Urlaub und wirkte irgendwie merkwürdig. Ich fragte: "Junge, was hast Du denn?" - "Ich will nicht darüber sprechen!" Er muß auf seiner Fahrt in den Osten solche Transporte gesehen haben. Er hat aber nie darüber gesprochen.*

Frau Dubnack:

F: *Hatten Sie eine Ahnung, was mit den abgeholten Juden passierte?*
A: *Ja. An sich hat man etwas davon gehört. Ich wundere mich immer darüber, daß die Leute sagen, sie hätten nichts gehört und nichts gesehen!*
Daß ich etwas erfuhr, kam so:
Mein Bruder sollte zur Infanterie eingezogen werden, aber er hatte mit dem Magen zu tun, außerdem war er von Beruf Elektriker und als Fachmann sehr gefragt. So kam er nach Peenemünde, wo der Wernher von Braun war. Den Wernher von Braun kannte er gut. In Peenemünde waren Arbeiter, Fremdarbeiter und Häftlinge, auch Juden.

Bei einem großen Angriff der Engländer auf Peenemünde im Jahre 1943 oder 1944 wurde sehr viel zerstört. Auch mein Bruder wäre beinahe ums Leben gekommen. Danach wurde die ganze Produktion in den Harz verlegt, in ein Bergwerk bei Bad Sachsa, soviel ich weiß.
F: Sie meinen sicher das Lager Dora!
A: Ja. Er erzählte mir einiges über die Häftlinge dort: es waren Christen und Juden, sogar ein Professor, auch die beiden, die mal den Bankeinbruch gemacht hatten, die Gebrüder Sass. Viele von den Häftlingen sind draufgegangen, auch viele der Juden. Bewacht wurden sie von der SS. Mein Bruder gehörte keiner Organisation an, er war dort als Facharbeiter. Er mußte dort Leitungen verlegen, Lichtleitungen, und ihm wurden Gefangene zugeteilt, Franzosen und auch Juden. Mein Bruder hatte dort einen Extraraum mit der Aufschrift "Eintritt verboten! Lebensgefahr!" In dem Raum hat er die Leute immer mal für ein, zwei Stunden schlafen lassen. Das war so eine Art Hochspannungsraum. Anders konnte er es nicht machen, denn die Häftlinge mußten manchmal die ganze Nacht zum Appell und hatten gar nicht schlafen können.
F: Wußten Sie auch etwas von den Gaskammern?
A: Nein, davon habe ich nichts gewußt. Nur von Peenemünde und Dora.

Frau St.:

Karl, mein Bekannter, war bis zur NS-Zeit Privatchauffeur bei Ullstein.
Ihm war folgendes passiert: Mit ihm zusammen waren die Privatchauffeure der Ullstein-Familie entlassen worden. Ein ehemaliger Kumpel, der auch Chauffeur bei Ullstein gewesen war, besuchte ihn später einmal. Am nächsten Tag sagte Karl zu mir: "Komm mal mit rauf, ich muß dir was erzählen! Gestern besuchte mich ein Kollege, und ich freute mich, ihn wiederzusehen, und wir erzählten uns, was wir nach der Entlassung bei Ullstein gemacht hatten." (Karl wurde später Fahrer bei einem Wehrmachtsgeneral.)
Der Kollege erzählte: "Ich fahre Leichen!" - "Bist du denn bei einem Beerdigungsinstitut?" - "Nein, nicht beim Beerdigungsinstitut! Ich fahre mit meinem Wagen die Asche von Toten zur Post, in Päckchen wird sie an die Angehörigen geschickt!"
F: Er fuhr Leichen oder die Kartons mit der Asche?
A: Die Kartons mit der Asche. Nach diesem Gespräch war bei ihm der Traum von den Nazis aus, da verschwand die Fahne von der Wand über dem Bett!
Nach 45 sagte er noch: "Alle, die in der Partei waren, müßten sie aufhängen, auch mich selber, weil ich so idiotisch war, meinen eigenen Verstand nicht walten zu lassen!"

Frau Reuter:

Eine Jugendfreundin von uns war eingezogen worden zu einer Dienststelle, die ich jetzt nicht genau nennen kann, und wurde abgeordnet nach Auschwitz, dienstverpflichtet. Und die steht eines Tages vor uns.
Wir saßen dann alle zusammen, meine Mutter war dabei, die beiden anderen Schulfreundinnen hatte ich zusammengetrommelt und Margot erzählte:
"Ich mußte Judentransporte registrieren! Ich habe gesehen, wie die Juden sich ihr Grab schaufeln mußten! Und dann sind die Transporte gekommen, da haben sie denen schon auf dem Transport irgendetwas reingemacht, daß die Lungen sich aufblähten, so daß sie tot waren! Und dann sind die Wagen gekommen, sie haben sie aufgemacht, da sind die Juden schon tot rausgefallen und die anderen, ihre Leidensgenossen, mußten die Gräben immer zuschütten."
Da sagten wir zu Margot: "Margot, du spinnst ja! Erzähl das bloß nicht wei-

ter!" Sie sagte: "Ich kann sowieso nichts weitererzählen. Ich komme nur zu euch, weil ich weiß, daß ihr mich nicht verraten werdet. Ich gehe sofort weiter nach Dänemark."
Das war im Krieg. Sie ist dann nach Dänemark gegangen, es muß 42 gewesen sein.

Hans Scholz:

F: Wann haben Sie das erstemal von den Greueltaten erfahren?
A: In Rußland habe ich mich von der Truppe entfernt und habe Massenerschießungen angesehen, habe es meinem Kompaniechef und auch daheim meinen Eltern berichtet. Das war im Distrikt Orscha, wo unsere Ortsunterkunft war.

Versteckte und Verstecker

Edith Zabel:

Wir hatten seit 1938 ein Geschäft in der Kantstraße, in dem viele Juden verkehrten. Auch Kurt Lindenberg kannte ich schon lange, aber ich hatte nie darauf geachtet, ob er Jude war oder nicht.
Am 27. Februar 1943 ging plötzlich die Ladentür auf, und Kurt Lindenberg kam rein. Er war ziemlich abgehetzt und fragte, ob er mal telefonieren könne. Daß die Leute kamen und telefonierten, war bei uns gang und gäbe. Damals hatte eben nicht jeder sein Telefon!
Kurt Lindenberg sagte noch leise zu mir: "Ich bin nämlich Jude." - "Na, Mensch, dann machen Sie, daß Sie nach hinten kommen, weg aus dem Verkaufsraum! Es ist höchste Zeit!"
Er erzählte mir dann von seiner Flucht.

Kurt Lindenberg:

Am Morgen des 27.2.43 stand ich - wie gewöhnlich - an meiner Drehbank in der Judenabteilung unserer Fabrik in der Leibnizstraße.
Diese Abteilung, die einstmals aus 25 Leuten plus einem arischen Meister bestanden hatte, war infolge der Deportation auf bloß noch 9 Leute zusammengeschrumpft.
Etwa gegen 8 Uhr 15 kam der Meister in die Werkstatt heraus und teilte uns mit, daß soeben die Betriebsleitung von der Abteilung Turmstraße angerufen und durchgesagt hätte, daß keiner von uns seinen Platz verlassen dürfte, und daß die Betriebsleitung sofort herüberkäme.
Der Meister selbst hatte nicht die geringste Ahnung, was eigentlich los sei, und verschwand kopfschüttelnd wieder in seinem Büro. Die unter uns aufkommenden Vermutungen wurden innerhalb von zwei Minuten zur Gewißheit, als nämlich "der Dicke" wieder aus seinem Büro herauskam, um sich zu verwundern, daß anscheinend die ganze Abteilung Turmstraße wahnsinnig geworden sein müsse.
Soeben habe der Lagerverwalter aus der Turmstraße angerufen und bloß kurz gesagt: "Die Karabiner kommen". Worauf er sofort wieder abgehängt habe. Als der Mann endlich wieder im Büro verschwunden war, ging ich sofort in die Garderobe, wo ich aus meinem Mantel alles Mitnehmenswerte herausnahm und zu mir steckte. Der Lagerverwalter aus der Abteilung "J" war als ein überaus anständiger Mensch bekannt, und es bestand für mich gar kein Zweifel über das, was jetzt geschehen sollte.
Es war tragisch zu sehen, wie die Leute dennoch versuchten, gleichmütig auszusehen. Es hatte ihnen ja noch niemand gesagt, daß sie jetzt abgeholt werden sollten. Keiner erwähnte mit nur einem Wort, was ja allem Anschein nach in den nächsten Minuten eintreffen sollte; als wenn sie es damit zurückzwingen könnten.
Nachdem ich Portemonnaie, Brieftasche, Füllfederhalter usw. in meinen Hosentaschen untergebracht hatte, ging ich zunächst an meine Maschine zurück und arbeitete weiter, daß heißt, ein großes Tempo legte ich dabei nicht mehr vor, denn ich achtete hauptsächlich darauf, daß der Toilettenraum freiwurde. Der Toilettenraum befand sich an dem Korridor, an dem auch die Eingangstür von der Treppe lag, so daß man von diesem Raum aus überwachen konnte, wer durch die Eingangstür kam. Außerdem führte vom Toilettenraum eine Feuerleiter an der Hauswand entlang zum Hof. Diese Leiter sah ich aber nur als letzten Ausweg an, da man auf ihr von den Bewohnern der gegenüberliegenden Häuser gesehen werden konnte, die evtl. eine Flucht verhindern würde.
Keine drei Minuten, nachdem ich endlich im Toilettenraum "Posten beziehen"

konnte, ging die Türklingel.
Der Meister öffnete, und ich hörte eine Stimme: "Heil Hitler, sind alle Leute auf ihrem Platz?" - "Ja!" sagte der Meister ziemlich überrascht. "Gut" sagte die Stimme. "Wir müssen abholen!" - "Wen?" fragte der Meister - "Alle" kam die knappe Antwort. Und weiter: "Sie kommen jetzt mit mir ins Büro, wir müssen telefonieren!" Ich hörte die Schritte mehrerer Leute, die im Büro verschwanden, und dann war es still auf dem Korridor - und totenstill in der Werkstatt.
Als man nun im Büro jemanden geräuschvoll telefonieren hörte, sagte ich mir, das "es" jetzt losging. Unwiderruflich. Der Unverdächtigkeit halber zog ich die Wasserspülung, öffnete die Tür und - stand einem unverkennbaren Gestapobeamten gegenüber.
Der Mann hatte deutlich die Eingangstür zu bewachen. Er schrieb dabei in einem Notizbuch, ließ aber den Bleistift sinken bei meinem Erscheinen und sah mich prüfend an. Ich ging an ihm vorbei, wie eben ein Mensch geht, der durchaus keine übermäßige Eile verrät, wieder an seine Arbeit zu kommen.

Als ich die Werkstattür öffnete, erschrak ich fast über den Ausdruck in den Gesichtern meiner Kameraden. Sie hatten die Tür gehen hören, hatten aber nicht verstehen können, was gesprochen wurde und starrten mich mit fragenden, entsetzten Augen an.
Ich dachte an den Mann im Korridor und sagte kein Wort, sondern ging an meine Drehbank und schaltete den Motor ein. Im Büro sollte der Eindruck entstehen, daß draußen alles in Ordnung war. Dann ging ich um die laufende Maschine herum und zog meinen Schlüssel zur Hintertür aus der Tasche.
Da wußten es alle. 'Wenn L. seinen Schlüssel zieht, dann ist es soweit!'
Im Vorübergehen sah ich, wie mich einer von ihnen mit einem Lächeln ansah.
Ich weiß bis heute nicht, warum er so gelächelt hat, aber der Eindruck ist ja unauslöschlich.
Ich ging in den angrenzenden Raum, der leer war und schloß die Tür hinter mir.
- Bis jetzt war ich langsam gegangen, nun begann ich zu laufen. In Sekunden war ich an der Hintertür, schloß auf und verschloß die Tür von der Treppenseite wieder. Die Treppe lief ich nicht hinunter - ich sprang.
Ich mußte damit rechnen, daß, wenn meine Flucht bereits entdeckt war, die Verfolger den kürzeren Weg über die Vordertreppe genommen hätten, um mich abzufangen. Ich lief über den sogenannten 2. Hof, auf den die Hintertreppe mündete, passierte eine Durchfahrt, vorbei am unbesetzten Ausgang der Vordertreppe, lief über den 1. Hof und wollte eben in die Durchfahrt zur Straße einbiegen, als mir ein Auto, das ebenfalls auf die Straße wollte, den Weg versperrte und mich so zum Langsamgehen zwang.
Im gleichen Augenblick sah ich, daß das mein Glück war. Vor der Durchfahrt - auf der Straße - stand ein Lastwagen, bewacht von zwei SS-Sturmmännern mit Karabiner und aufgepflanztem Bajonett. Das hätte ich vorher nicht wissen können. Die Ehre einer derartigen Bewachung bei der Deportierung hatte man den Juden bisher noch nicht erwiesen. Die Mitteilung des Lagerverwalters, daß "die Karabiner kommen", hatte ich lediglich für eine Warnung in der nächstbesten deutlichen Form gehalten und sie daher nicht wörtlich genommen. Wäre ich durch die Durchfahrt gelaufen, wäre ich wohl kaum heil auf die Straße gekommen. Ich mußte mich wohl oder übel entschließen, langsam vor mich hinpfeifend, eine Hand lässig in der Rocktasche auf die Straße hinauszuschlendern, etwa so, wie einer der während der Arbeitspause mal kurz telefonieren gehen will. Die SS-Leute sahen mich prüfend an, aber da ich keinen "Stern" trug und ihnen sonst weiter nicht verdächtig vorzukommen schien, ließen sie mich passieren.
Im Vorübergehen sah ich meine jüdischen Kollegen aus der Abteilung Turmstraße im Inneren des Wagens hocken. Sie alle sahen mich. Wenn einer von ihnen ein Wort gesagt hätte, wäre ich verloren gewesen. Ich hatte nun noch etwa 100 Meter bis zur nächsten Straßenecke zu

gehen. Die 100 Meter war ich in klarer Sicht für die SS-Leute und mußte daher genau so langsam gehen, wie ich aus dem Haus gekommen war. Wenn meine Flucht da bemerkt worden wäre ... ein bequemeres Schußziel wie mich hätte man sich schwer vorstellen können.
Aber es geschah nichts, ich kam heil um die Ecke. Dann begann ich zu laufen, und plötzlich kam es mir zum Bewußtsein, daß ich jetzt kein Zuhause mehr hatte, daß es jetzt keine Eltern mehr gab und daß jetzt ein scharfer Kampf mit Gangstermitteln gegen Gangster beginnen würde, der, wenn alles gut ging, bis zum Ende des Krieges dauern würde, das nach meiner Ansicht noch in so weiter Ferne lag, daß es Energieverschwendung war, darüber nachzudenken. Es war merkwürdig - anstelle, daß ich mich bedrückt gefühlt hätte, hatte ich das befreiende Gefühl, Fesseln gesprengt zu haben.
Um eventuelle Verfolger abzuschütteln, schlug ich zweimal einen Haken durch Seitenstraßen und lief zum Stadtbahnhof Savignyplatz. Ich erwischte einen Zug im Augenblick des Ausfahrens, fuhr mit ihm eine Station weiter bis Bahnhof Zoo und rief von dort einen alten "arischen" Freund an. Ein paar harmlose und vorher verabredete Worte am Telefon genügten, und 20 Minuten nachdem ich die Fabrik verlassen hatte, wusch ich mir bei meinem Freund den letzten Maschinenschmutz von den Fingern.

Edith Zabel:

Nun war Kurt Lindenberg vogelfrei, lebte illegal. Er hatte einen gefälschten Ausweis auf den Namen Kurt Welsch. Woher er ihn hatte, weiß ich nicht. Er wechselte mehrfach sein Versteck. Ich wußte damals aber nicht, wo er sich - außer bei uns - noch aufhielt. Mit solchen Informationen wollte er uns nicht belasten. Bei uns war er öfter in der Wohnung nahe am Bahnhof Charlottenburg oder im Geschäft. Wir haben dann zusammen gegessen.
Wir hatten noch ein Grundstück außerhalb Berlins, auf dem wir uns manchmal aufhielten.
Wenn wir dort waren, stellten wir dem Untergetauchten die leerstehende Wohnung in Charlottenburg zur Verfügung.
Den Hausobmann schmierte ich an. Ich sagte: "Ich habe da einen jungen Mann wohnen, der aus Staaken kommt. Seine Lebensmittelkarten bekommt er auch in Staaken, er ist dort ausgebombt und hält sich nur vorübergehend hier auf!" Der Hausobmann glaubte das. Das ging gut, bis die anderen Hausbewohner mißtrauisch wurden. Meine bei mir wohnende Schwägerin, die mit der Portiersfrau sprach, warnte mich davor. Ich sagte K. Lindenberg natürlich sofort Bescheid und dann verschwand er.
Das war im Herbst 1943. Anfang Dezember kriegten wir schon eine Weihnachtskarte von ihm. Da war er schon in Schweden.

Hans Löwenstein:

Wir kannten den Leiter einer kleinen illegalen jüdischen Widerstandsgruppe. Wir waren selber an dieser Gruppe beteiligt und versuchten, für die illegal lebenden Jungen und Mädels zu sorgen, die alle zwischen vierzehn und zweiundzwanzig Jahre alt waren, aus Hachschara-Lagern stammten und deren Eltern deportiert worden waren. Die Jugendlichen hatten - von der Zwangsarbeit nach Hause gekommen - die versiegelte Wohnung vorgefunden.
Manchmal waren solche Illegalen auch ein, zwei, drei Nächte bei uns. Das war für unsere Familie, eine "Mischehe", sehr gefährlich. Ende 1944 mußten wir deshalb selber in die Illegalität gehen. Das kam so:
Wir hatten für zwei oder drei Tage einen Jungen bei uns wohnen, der dann zu

einer Berliner Prostituierten am Alexanderplatz übersiedelte. Nebenbei: Die ganz, ganz wenigen Deutschen, die uns aus Humanismus und Anstand geholfen haben und nicht gegen hohe Geldbeträge, waren zum Teil Außenseiter der Gesellschaft! Die Prostituierte jedenfalls hatte gesagt: "Ach, bei mir gehen so viele Männer ein und aus, da fällt ein achtzehnjähriger Junge gar nicht auf!"
Nach einem großen Fliegerangriff brannte das Haus am Alex halb aus, und da haben sie den Jungen geschnappt. Die Gestapo hat ihn sofort auf offener Straße halbtotgeschlagen. Da lief diese Frau, diese Prostituierte, nachts durch das brennende Berlin vom Alexanderplatz bis zum Kurfürstendamm und klingelte bei uns in der Waitzstraße. Wir wachten auf und dachten erst, daß es wieder die Gestapo sei. Die Frau sagte: "Um Gottes Willen! Man hat vor drei Stunden den Kurt verhaftet und halbtotgeschlagen! Machen Sie bloß, daß Sie wegkommen!"
Wir packten schnell die wichtigsten Sachen und versteckten uns zunächst in Potsdam - bei meiner Tante mit dem goldenen Parteiabzeichen. Als meine Mutter am nächsten Morgen zurückkehrte, um noch ein paar Sachen aus der Wohnung zu holen, war diese schon von der Gestapo versiegelt.
Die Gestapo kannte also unsere Adresse schon, und wir hatten unser Leben dieser Berliner Prostituierten zu verdanken, die uns gewarnt hatte.
Ende 1944 wurde ich dann gefaßt und kam in das Sammellager Schulstraße. Zu dem Zeitpunkt gab es keine Transporte mehr nach Auschwitz, weil Auschwitz schon in russischer Hand war.
In der Schulstraße saßen wir dann bis zur Befreiung durch die Russen.

Erna Dubneck:

Meine jüdische Freundin Hildegard Naumann kannte ich schon seit 1935; vor dem Kriege hatten wir zusammen mit einer ganzen Clique von jungen Leuten oft unsere Freizeit mit Fahrradtouren oder Wanderungen verbracht.
Hilde mußte während des Krieges bei Cassirer am Gustav-Adolf-Platz (heute Mierendorff-Platz) arbeiten - bis sie zu mir kam, um unterzutauchen. Das war ungefähr Ende Januar 1943, nachdem man ihre Schwester abgeholt hatte; ihre Mutter hatte sich das Leben genommen.
Ich brachte Hilde in meiner Wohnung in der Krummen Straße 44, dann in der Wielandstraße unter. Natürlich lebten wir gefährlich. Im Hause wohnte z.B. ein SS-Mann. Ich hatte auch Angst, daß mein kleiner Sohn sich verplappern und etwas verraten könnte. Während ich arbeitete, war er im Werkskindergarten von Siemens untergebracht. Wenn er nun dort etwas von der "Tante" erzählte, die immer bei uns im Hause war!
Ich verheimlichte dem Jungen, daß Hilde bei uns schlief. Daß sie am Tage bei uns war, das war ja noch nicht verdächtig. Aber nachts! - Ich richtete es so ein, daß er Hildes Bett nicht zu sehen bekam. Morgens, bevor wir zum Kindergarten loszogen, zog ich ihn immer sehr schnell an, damit der Hilde nicht sah. Wenn er sie am Abend in der Wohnung antraf, war es egal: Dann war es eben "Tante Hilde", eine von vielen Besuchern aus meinem großen Bekanntenkreis.
Hilde war auch immer noch dabei, wenn wir im Sommer rausfuhren. Den Stern hatte sie abgelegt. Bis zum Kriegsende gehörte sie noch zu der Clique. Meine Freunde hielten eisern zu ihr. Leider sind später verschiedene von ihnen gefallen!
In den letzten sechs Wochen des Krieges wurden wir im Hause stärker beobachtet. Deshalb brachte ich Hilde zu einer Freundin nach Moabit. Dort überlebte sie das Kriegsende.

Klara Bloch:

Erich Bloch, mein späterer Mann, war Jude. Er lebte in "Mischehe" und wohnte am Siegmundshof. Seine damalige Frau wurde wegen der immer größeren Belastungen, wegen der Fliegeralarme, der Bombenangriffe, auch wegen der Judentransporte, krank, und sie verließ Berlin.

Da nahm ich ihn bei mir auf. Das war Ende 42/Anfang 43. Am hellichten Tag brachte ich ihn in meine Wohnung im Horstweg. Er hatte unterwegs furchtbare Angst: "Sehen die Leute nicht, daß ich Jude bin?" Ich war couragiert: "Wieso? Wir gehen beide zusammen! Das sieht dir keiner an!" Im Kriege war es durchaus gefährlich, als Mann auf der Straße herumzugehen; Männer wurden sofort nach Ausweisen gefragt, weil es damals schon sehr viele Desserteure gab.

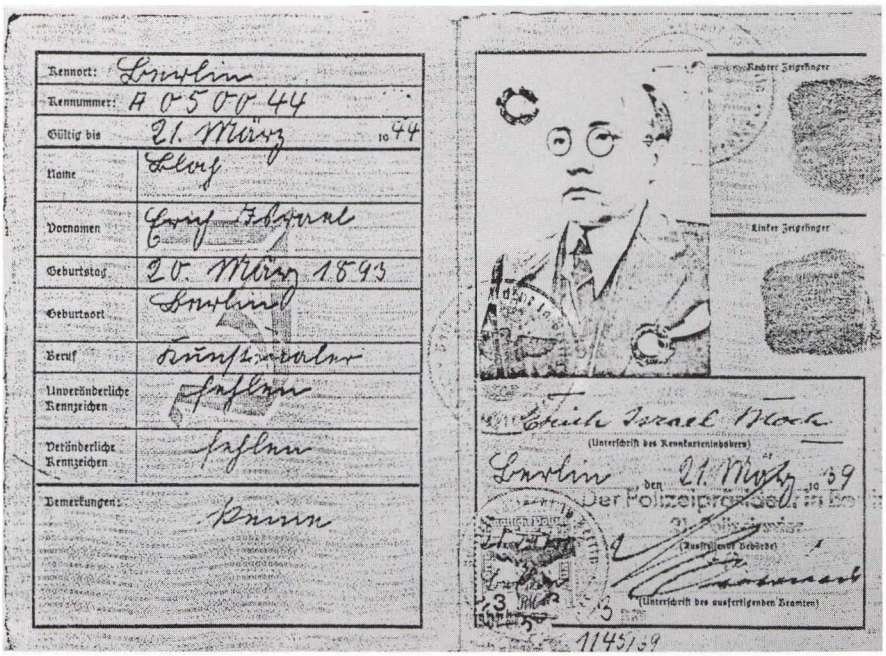
Mein Freund Erich Bloch war körperbehindert, er hatte eine Wirbelsäulenverkrümmung, aber gehbehindert war er nicht.

Für den Rest des Krieges versteckte ich Erich in meiner Wohnung. Für alle Fälle hatte ich ein Notversteck für ihn: eine große Truhe in der Diele. Wir hatten verabredet, wenn nachts die Gestapo klingelt, dann solle Erich in die Truhe steigen, und ich würde dann die Betten darüberwerfen. Die Gestapo hätte sonst sicher die Truhe untersucht. Zum Glück kam es nicht dazu.

Sehr schwer war es, Lebensmittel zu beschaffen. Er hatte eine Schwägerin, die ein Geschäft hatte. Von ihr bekam ich oft Nährmittelkarten, Fett war so gut wie ausgeschlossen. Außerhalb Berlins hatte Erich Bloch noch Teppiche, Brücken, Fotoapparate. Wir haben das - soweit möglich - verkauft, um schwarz Lebensmittel zu kaufen.

Für die erste Zeit hatte er noch Judenkarten. Ich hatte sie von der für ihn zuständigen Kartenstelle abgeholt - zitternd, damit nicht auffiel, daß er verschwunden war. Für diese Karten gab es nicht viel.

Außerdem konnte man mit diesen Marken nur eine Stunde vor Geschäftsschluß einkaufen. Zuletzt haben wir die Karten nicht mehr geholt.



Wenn Bombenalarm war, ging Erich zum U-Bahnhof Sophie-Charlotte-Platz, um sich dort unterzustellen. In meinen Keller im Horstweg sollte er nicht so oft gehen, weil dort eine Menge Nazis wohnten. Den Nachbarn hatte ich nur gesagt, daß ich einen Ausgebombten ab und zu aufnähme.

Später wurde ich aber doch verdächtigt, einen Juden zu verstecken. Einmal kam der Hauswart, der nationalsozialistisch eingestellt war, zu mir mit einem Schreiben und sagte: "Frau Jung, das Schreiben wurde mir eben durchgesteckt. Sie sollen einen jüdischen Mann versteckt haben, der öfter bei ihnen ist!" Das war für uns so entsetzlich, daß wir mit Freunden beratschlagten, wie wir uns verhalten sollten. Sollte auch ich untertauchen? Ich wußte: Wenn man in die Klauen der Gestapo fällt, dann prügeln die einen so lange, bis man redet! Andererseits: Meine Wohnung war für uns von unschätzbarem Wert, denn in Berlin war schon so viel kaputt. Auch hatte ich gerade damals nach einem Krankenhausaufenthalt eine Venenentzündung bekommen. Als Alarm war, beschlossen wir, ich müsse mich im Keller zeigen.

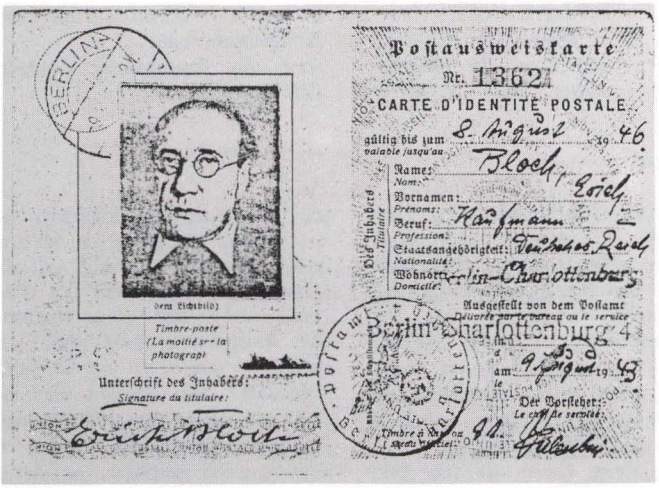
Ich nahm den Brief, den mir der Hauswart gegeben hatte, mit in den Keller und schrie mit kreischender Stimme: "Ich habe einen anonymen Brief bekommen, und diese Beschuldigungen weise ich weit von mir weg! Ich bin eine deutsche Frau, wie würde ich einen Juden in mein Haus lassen?!! Ich lasse alle Schreibmaschinen, die von jemand aus dem Haus benutzt werden, untersuchen. Ich werde den Schuldigen verklagen!" Die Reaktion war ein betretenes Schweigen. Am nächsten Tag kam der Hauswart zu mir und sagte: "Frau Jung, das mit dem Brief war reiner Quatsch! Ich habe das Ding verbrannt."

Sie hatte also nur "auf den Busch geklopft"! Danach war dann Ruhe.

Über die Massenmorde an den verschleppten Juden erfuhren wir durch den englischen Sender. Wir hörten regelmäßig, fast jeden Tag, BBC. "Tamm-tamm-tamm-ta!" ging das Pausenzeichen. Die Zeichnung aus dem Jahre 1944 zeigt den versteckten Erich Bloch beim Radiohören.



Zeichnung von einer Bekannten



gefälschter Ausweis von E. Bloch

Klara Bloch:

Später versteckte ich außerdem noch zwei jüdische Frauen. Hilla und ihre Mutter hatten sich abgesetzt, als sie abgeholt werden sollten. Zunächst versteckten sie sich in einer Laube in Neukölln. Aber dann wurde es sehr kalt und sie konnten am Tage nicht heizen und nicht kochen, denn der Rauch hätte sie verraten. Auf Bitte von Erich, mit dem sie entfernt verwandt waren, nahm ich sie zunächst ein paar Wochen zu mir in die Wohnung, bis sie einen neuen Unterschlupf fanden. Nachdem ihnen auch dort die Polizei auf die Spur kam, nahm ich sie wieder bei mir auf. Ich habe ihnen auf dem Fußboden ein Bett gemacht. Später bekam ich von einer Kriegerwitwe aus dem Nebenhaus den Wohnungsschlüssel: Ich sollte auf die Wohnung aufpassen, solange sie aus Berlin evakuiert war. In diese Wohnung setzte ich die beiden jüdischen Frauen. Im Hause erzählte ich: "Ich habe von Frau K. den Schlüssel bekommen und die Erlaubnis, die beiden ausgebombten Frauen reinzusetzen!" Das war 1943.

Eines Tages meinte der Obmann: "Hören Sie mal! Da leben zwei Frauen, mit denen Sie befreundet sind, die müssen doch Lebensmittelkarten kriegen! Ich bin für alle verantwortlich, die hier wohnen!" - "Das leuchtet mir auch ein! Aber die sind in Moabit ausgebombt, und sie haben Angst, dort ihr Wohnrecht zu verlieren. Tagsüber gehen sie nach Moabit, dort kennen sie ein paar Leute, die ihnen die Möbel sichern wollen. Sprechen Sie doch mal selbst mit Ihnen!"

Ich warnte dann die beiden Frauen: "Macht nicht mehr die Tür auf!" Der Obmann klingelte dort - ohne Erfolg. Nach ein paar Wochen noch einmal dasselbe. Auch diese Gefahr ging an uns vorbei - der Obmann gab sich damit zufrieden.

Die eine der beiden jüdischen Frauen hatte einen strohblonden Freund, der bei der Kriegsmarine war. Wenn er auf Urlaub kam, haben wir eine große Show abgezogen. Dann ging er mit ihr Arm in Arm und ich rief aus dem Fenster: "Ach, Hilla und Heinz! Sowas Schönes!" Alles guckte aus den Fenstern.

Nun sahen die Nachbarn, daß ein deutscher Soldat mir ihr ging. Ein deutscher Soldat! - Eine Jüdin konnte sie also nicht sein; es kam gar kein Verdacht auf. Ich winkte und rief immer wieder, damit es alle sahen.

Bei Fliegeralarm gingen die beiden

Frauen in den U-Bahnhof Sophie-Charlotte-Platz. Eines Abends kam Hilla zu mir und sagte: "Die Leute im U-Bahn-Keller haben gesagt: 'Hier stinkt's nach Juden!'" So hing unser Leben immer am seidenen Faden.
Aber die Versteckten überlebten das Dritte Reich.

Erika Büngener:

Wir haben in Charlottenburg in der Grolmanstraße 36 gewohnt. Mein Mann hatte dort ein Möbelgeschäft mit modernen Möbeln. Das Möbelgeschäft war mit unserer Wohnung kombiniert: Unten war das Ladengeschäft mit einem kleinen Büro. Eine Treppe führte nach oben. Dort waren drei große Ausstellungsräume, dann kam ein Korridor, und dann schloß sich die Privatwohnung an.
In unseren Räumen haben wir von 1943 bis zum 1. Mai 1945 vier Juden versteckt:
Max Mandel (geb. 1807), seinen Sohn Gert Mandel (geb. 1929), seine Schwester Erna Kantorowicz (geb. 1898) und seinen Schwager Kurt Kantorowicz (geb. 1898).
Mein Mann, der Innenarchitekt war, kannte Max Mandel sehr gut - schon vor dem Kriege.
Eines Tages während des Krieges kam Max Mandel zu uns. Er sagte, seine Frau sei nach Sao Paulo/Brasilien gefahren. Sie wolle ihn, den gemeinsamen Sohn, Max' Schwester und seinen Schwager nachkommen lassen. Aber später rief Herta Mandel an und sagte, sie müsse in Brasilien für alle vier Personen eine Bürgschaft leisten und dazu habe sie die Mittel nicht.
Anfang 1943 wurde die Lage für die Juden sehr kompliziert. Da kam Max Mandel zu uns und fragte, ob die vier Personen bei uns unterkommen könnten, bis seine Frau die Genehmigung bekomme, sie nach Brasilien nachkommen zu lassen.
Die vier kamen am 11.3.43. Zuerst das Ehepaar Kantorowicz, etwas später Max Mandel mit seinem Sohn.
Wir haben sie in den Ausstellungsräumen untergebracht. Wir hatten drei große Ausstellungsräume, entsprechend auch eine Toilette mit Waschbecken. Sie hatten einen Teil ihres Bettzeugs, und da wir Liegen und Couches hatten, konnten wir die Familie aufnehmen. Außerdem hatte unser Geschäft unten einen eigenen kleinen Keller, so daß sie schnell bei Gefahr oder bei einem Bombenangriff in den Keller konnten.
Die Ausstellungsräume waren einigermaßen vor dem Blick der Öffentlichkeit geschützt; das Geschäft war geschlossen, weil mein Mann 1941 zur Wehrmacht einberufen worden war. Wir hatten alles mit Gardinen verhängt, so daß man von außen nicht hineinsehen konnte. Im Keller hatten wir noch ein Sonderversteck. Aber wenn Großalarm gegeben wurde, dann ging Max Mandel mit seinem Sohn in den öffentlichen Keller oder in die Untergrundbahn, genau wie Herr Kantorowicz - solange er noch hier war. Frau Kantorowicz ging mit mir in den Keller. Alle vier hatten den Stern abgelegt und die jüdische Kennkarte versteckt.
Die ganze Verantwortung lag praktisch auf meinen Schultern, auch für die Lebensmittelversorgung der Versteckten. Was wir von unseren Lebensmittelkarten abzweigen konnten, haben wir selbstverständlich den Juden gelassen. Wir hatten zwei Kinder, 43 und 44 geboren, für die ich Sonderkarten bekam. Da ich beide Kinder stillte, konnten wir von diesen Karten etwas abgeben. Außerdem hatten Mandels Beziehungen außerhalb und brachten Brot, Mehl, Zucker und Schmalz von Freunden mit. Einmal in der Woche konnten sie sich mit diesen Freunden treffen.
Im Versteck haben sich die Mandels und Kantorowiczs beschäftigt: Sie haben gelesen, auch hin und wieder mit meiner zweijährigen Tochter gespielt. Mein Vater kam öfter aus der Mommsenstraße. Er unterhielt sich mit ihnen.
Meine Eltern wußten, daß wir vier Juden aufgenommen hatten. Sie waren besorgt deswegen und dachten an die möglichen Konsequenzen. Insgesamt wußten immerhin

ca. zehn Personen von den Versteckten. Bei dem großen Luftangriff vom 22./23. November 1943 wurde auch unser Haus getroffen und beschädigt. Alle Fenster wurden rausgedrückt. Wir konnten die kommenden Tage und Nächte dort nicht verbringen und zogen für acht Tage zu meinen Eltern in die Mommsenstraße. Während dieser Zeit haben wir das Geschäft und die Wohnung in der Grolmanstraße mit Holz und Pappe wieder hergerichtet. Die Juden wurden ebenfalls von meinen Eltern in dieser Zeit aufgenommen.
Frau Kantorowicz verließ das Versteck nicht, sie ging lediglich mit mir in den Keller. Sie mußte auch immer für die vierköpfige Familie kochen. Sie half mir auch bei der Betreuung meiner kleinen Töchter.
Herr Kantorowicz dagegen, ging ab und zu nach draußen. Bevor er bei uns untertauchte, war er Angestellter bei einer Apotheke, und er hatte die Möglichkeit, sich dort ab und zu Medikamente zu holen oder sich auch nur mal zu unterhalten. Bei dieser Gelegenheit wurde er am 19. Juli 1944 von jüdischen "Greifern" der Gestapo geschnappt. Wir haben das noch am selben Tag gegen Abend erfahren.
Wir waren erschrocken! Wir haben die ganze Nacht nicht geschlafen, befürchteten, daß er die Adresse preisgebe, wo er versteckt war.
Von Freunden Mandels und Kantorowiczs wurden wir dann beruhigt, daß er schon außerhalb Berlins sei.
Wir konnten nicht jedem trauen. Gegenüber von uns wohnte eine Familie, die genau aufpaßte, wieviel Besuch wir bekamen. Gott sei Dank wohnten meine Eltern in der Nähe - Mommsenstraße 65 - und sie kamen öfter und brachten auch Freunde mit. Dadurch fielen die versteckten Juden nicht so auf. Wenn Frau Kantorowicz mit mir in den Luftschutzkeller ging, erklärte ich, sie sei eine gute Freundin von mir, die mir bei Alarm helfe, den Kinderwagen und das Körbchen meiner zweiten Tochter runterzutragen.
Letzten Endes überlebten drei unserer vier Versteckten das Dritte Reich.

Frau Klein:

Meine jüdische Freundin Steffi Tischler wohnte in Berlin zunächst in der Essener Straße. Als ich sie einmal besuchte, kam gerade Fliegeralarm. Ich mußte mit ihr in den Judenkeller: Das war ein Verschlag, vielleicht zwei Meter lang und einen Meter breit, mit einer Bank.
Darin hat uns der Luftschutzwart eingesperrt. Nach der Entwarnung sagte der Luftschutzwart: "Zwanzig Hausbewohner und zwei Juden!" Als wir wieder oben waren, sagte ich zu Steffi: "Nehmen Sie alles mit, was Sie haben von Ihrem persönlichen Bedarf! Sie kommen zu mir!" Sie sagte: "Dann muß aber ein Stern an Ihre Tür!" - "Das Ding machen Sie ab!" Insgesamt hat sie dann zwei Jahre bei mir gelebt.
Zuerst kam sie zu mir in die Zietenstraße, aber das Haus wurde ausgebombt. Ich mußte dann in die Kant- Ecke Leibnizstraße ziehen, wo mein Mann wohnte. Meine jüdische Schwiegermutter hatte man inzwischen abgeholt. Steffi kam mit in die Kantstraße. In der Wohnung waren wir nicht etwa allein, sondern mit noch einem "arischen" Ehepaar. Wenn ein Zimmer frei war, wiesen die Behörden Mischehen bei uns ein.
Eine Frau, die dort wohnte und mit einem jüdischen ehemaligen Schulrat verheiratet war, bedrängte mich immer: "Schaffen Sie das Mädchen weg! Die gefährdet uns alle!"
Aber ich habe Steffi Tischler behalten, wenn es klingelte, und wir dachten, es könne Gestapo sein, schickte ich Steffi zur Hintertür und die Treppe rauf, damit sie nicht abgefangen wurde, wenn sie runterging.
Das ging auf diese Weise immer gut.
Einmal kam ein Mann von der Kriminalpolizei mit noch einem Kollegen zu uns.

Sie sprachen mit meinem Mann. Der setzte ihnen alles vor, was er an Schnaps zur Verfügung hatte.
Sie haben geredet und geredet. Der Kripomann sagte später zu uns: "Schicken Sie sie mal für eine Weile weg!" Nach dieser Warnung schickten wir Steffi für ein Vierteljahr nach Hamburg.
Steffi blieb auch später noch bei uns, als das Haus in der Kantstraße ebenfalls ausgebombt wurde. Das war zwar auch noch in Berlin, aber nicht in Charlottenburg.

Herr Jogmin:

In der NS-Zeit war ich Hauswart im Hause Wielandstraße 17/18. Während des Krieges brachte ich in meiner Wohnung und in Kellern der beiden Häuser untergetauchte Juden unter, um sie vor der Verschleppung zu bewahren. Zeitweilig waren es acht bis zehn Personen.
Ich bemühte mich ständig, neue Unterbringungsmöglichkeiten für illegal lebende Juden zu finden und Essen für sie heranzuschaffen. Dabei half mir eine Zeitlang Dr. Tietjen, Direktor des Schuhhauses Leiser. Er nahm mir mehrere Untergetauchte ab und brachte sie außerhalb Berlins unter. Leider starb er 1943.
Fast jeden zweiten Monat fuhr ich auf eigene Kosten nach Mecklenburg und kaufte dort auf eigene Gefahr und Rechnung Lebensmittel für die in Berlin Versteckten. Ich erhielt trotz meiner Schwerarbeit als Heizer in den beiden großen Häusern keine Lebensmittelzulage, denn meine Einstellung war den Blockwarten der NSDAP bekannt.
Unter meinen Versteckten war z.B. Herr Meyerstein; sein Deckname war Willi Reich. Er war blond und ungefähr Mitte vierzig.
Trotz meiner wiederholten Warnungen besuchte er oft seinen Freund, einen jüdischen Zahnarzt am Olivaer Platz. Eines Tages wurde er dort von der Gestapo gefaßt, kam ins Sammellager Große Hamburger Straße, von dort nach Auschwitz.
Im Januar 1942 zeigte das Thermometer etwa -17°C an. Eisiger Wind wehte durch dunkle Straßen. Auf der gegenüberliegenden Seite unserer Straße sah ich eine magere, bibbernde Frau - scheinbar in schwerem Kampf gegen das Umfallen.
Ich nahm die Frau, Margarete Asch, mit in die warme Wohnung und gab ihr zu essen und zu trinken. Sie war eine Jüdin, die knapp der Verhaftung durch die Gestapo entgangen war. Ich versteckte sie dreieinhalb Jahre lang bei uns als meine "Tante" unter dem Decknamen "Lehmann". Selbstverständlich wurden im Laufe der Zeit allerlei Vermutungen über Frl. Asch angestellt, und es bedurfte aller Raffinesse, um sie durch die Zeit hindurchzulavieren.
Eine andere versteckte jüdische Frau, die im Sanitätsraum des Luftschutzkellers schlief, hatte einmal aus Versehen Zahnbürste, Zahnpasta, Trinkglas usw., liegen lassen. Mißtrauische Hausbewohner bemerkten das sofort, und das "Kellergeflüster" registrierte:
"Im Luftschutzkeller und Sanitätsraum schlafen Juden". Das Kellergeflüster wurde zum Straßen- oder gar Blockgeflüster, als Folge gab es vermehrte Gestapokontrollen.
Ende Februar 1945, als sich die russische Armee schon Berlin näherte, saßen Frau Asch und ich in meiner Wohnung nach dem Mittagessen am Tisch, als es an der Wohnungstür stark klopfte. Als ich öffnete, trat ein Polizist mit einer Aktentasche in die Wohnung. Er trat an den Tisch und sagte in hartem Ton: "Sie beherbergen seit Jahren viele Juden, darunter auch seit über drei Jahren eine Jüdin, die unter dem Namen "Lehmann" in Ihrem Haushalt wohnt."

Ich leugnete alles ab. Der Polizist: "Streiten Sie nicht erst ab, sondern geben Sie es zu. Sie wissen, wir machen jetzt kurzen Prozeß!"

Ich verlangte den Namen des Denunzianten. Da holte der Polizist ein Blatt Papier aus der Aktentasche. Mit verstellter Kinder-Schulschrift stand geschrieben: "Der Hauswart Jogmin, Chlbg., Wielandstr. 18, hält seit Jahren viele Juden in seinem Haus versteckt, darunter auch seit über drei Jahren eine Jüdin unter dem Namen Frau Lehmann."

Die Unterschrift fehlte. Mir war klar, daß nun mein Heil wahrscheinlich nur noch in einer heftigen Attacke lag. Ich verwahrte mich gegen die Schmutzigkeit, kleine Streitereien im Hause auf das politische Gebiet zu verlagern. Ich tat so, als wüßte ich, wer der Denunziant sei und drohte ihn zu verklagen. Jetzt wurde der Polizist etwas unsicher, erklärte aber dann, er kenne den Schrei-



Blick auf das Gartenhaus Wielandstr. 18 - die Tür rechts neben dem Torbogen führte in die Wohnung des Hauswarts.
(Das Foto entstand während der NS-Zeit)

ber der Zeilen und wisse, daß die Angaben auf Wahrheit beruhten. Er werde in Kürze mit dem Beweis zurückkommen, sagte er - und ging. Unsere Chance!
Nur ein paar Minuten später verließen auch Frl. Asch und ich das Haus. Sie verbrachte die letzten Kriegswochen bei Bekannten, ich verschwand für einige Tage in einer unbewohnten Wohnung eines höheren Offiziers in Berlin, zu der ich Zugang hatte. Nach Kriegsende kehrte Frl. Asch zu mir zurück.

Widerstand

Martin Fränz:

Die Mitglieder unserer Widerstandsgruppe waren junge Leute aus verschiedenen Kreisen. Drei von uns hatte man als sogenannte "Halbjuden" oder "Mischlinge" eingestuft. Wir wollten etwas gegen das Regime tun und hatten gar keine Ahnung vom Widerstand.

Zuletzt waren in der Gruppe siebzehn Personen. Ende August 1939 kam es zum Pakt zwischen Hitler und Stalin, und darüber waren viele Kommunisten furchtbar empört.

Einer davon, der 1934 in Rußland für die illegale Arbeit ausgebildet worden war und dann nach Deutschland zurückgekehrt war, stellte sich nun uns zur Verfügung. Sein Deckname war "Erwin".

"Erwin" besorgte die Flugblätter; er brachte uns bei, wie wir uns beim Transport von Flugblättern zu benehmen hatten, wie Flugblätter verteilt wurden. Er lehrte uns auch, auf den richtigen Fluchtweg zu achten.

"Erwin" war ein hervorragender Widerstandskämpfer. Alle Vorsichtsmaßregeln hat er bis zum Erbrechen immer wieder und wieder mit uns durchgesprochen. Er fiel uns manchmal sogar auf die Nerven, denn er hat uns regelrecht abgefragt und examiniert. Er benahm sich wie ein Lehrer, so wie man ihm das selber in der Sowjetunion beigebracht hatte. Letztlich hat sich diese Vorsicht auch bewährt; aber wie sehr er recht hatte, das ist uns erst später aufgegangen.

Unser Treffpunkt war das "Café Wien" am Kurfürstendamm und zwar der Billardsaal. Eine kleine Gruppe von Menschen fällt dort am wenigsten auf, wo viele Menschen zusammentreffen und auch noch laut sind. Genau das war im Billardsaal der Fall.

Der Leiter des Billardsaals war auf unserer Seite.

Unsere Flugblätter richteten sich an die Arbeiter mehrerer Betriebe. Sie enthielten die Aufforderung, die Rüstungsproduktion zu sabotieren, um den Krieg zu verkürzen.

Im "Café Wien" traf sich nie die ganze Widerstandsgruppe auf einmal, sondern nur Untergruppen, z.B. unsere Untergruppe, die für das Stahlwerk Hennigsdorf eingeteilt war. Wir wußten daher nur von unseren Aktionen, nicht aber überflüssige Einzelheiten von den anderen Untergruppen. Das hätte nur gefährlich werden können.

Im "Café Wien" waren auch viele andere Leute. Wir haben uns geschickt von ihnen abgesondert. "Erwin" hatte uns schon beigebracht, wie wir uns unauffällig zu verhalten hatten. Wir taten so, als ob wir Billard spielten. Dabei unterhielten wir uns halblaut über die Widerstandsarbeit. Ab und zu ließen wir laute Bemerkungen fallen, die zum Billardspiel gehörten. Außerdem stand doch der Leiter des Billardsaals auf unserer Seite, das ergab einen zusätzlichen Schutz. Wenn wir im "Café Wien" der Gestapo oder dem Sicherheitsdienst aufgefallen wären, dann wären wir alle hochgegangen.

Bei einer Aktion wäre ich fast geschnappt worden.

Wir fuhren mit der S-Bahn nach Hennigsdorf. Jeder von uns setzte sich mit den Flugblättern, die er bei sich hatte, in ein anderes Abteil. Wäre bei einer Kontrolle einer gefaßt worden, dann hätten die beiden anderen noch entkommen können.

An diesem Tag herrschte ein Sauwetter, den ganzen Tag über nieselte es leicht. Wir waren darüber ganz froh, denn wir sagten uns: "Heute Nacht wird der Werkschutz nicht draußen sein!"

In Hennigsdorf machten wir uns nun ans Auslegen der Flugblätter auf dem Werksgelände: Einer von uns blieb unten vor der Mauer des Geländes, einer stieg auf die Mauer, und ich stieg über die Mauer, um die Blätter auszulegen.

Da stand plötzlich - trotz des Nieselwetters - ein Werkschutzmann vor mir - mit Hund. Der Mann leuchtete mir ins Gesicht. Ich war starr vor Schreck!

Jetzt rief mein Kamerad oben auf der Mauer: "Wenn Sie den Hund loslassen, schieß ich Sie über den Haufen!"
Der Werkschutzmann war starr vor Schreck und wir konnten entkommen.
"Erwin" hatte uns immer wieder eingehämmert, daß wir in einem solchen Falle nicht etwa zum S-Bahnhof zurückkehren sollten (dort hätte sicher die Gestapo auf uns gewartet), sondern einen anderen, vorher festgelegten Fluchtweg einschlagen sollten.
Unser Fluchtweg ging über Heiligensee und Spandau, und am Morgen gelangten wir dann nach Ruhleben und sind mit der U-Bahn nach Hause gefahren.
Gefaßt wurde ich später, weil ich nicht auf "Erwin" gehört hatte. Obwohl er uns eingeschärft hatte, bei unseren Aktionen keine auffälligen Taschen zu benutzen, hatte ich bei der Hennigsdorf - Aktion eine nagelneue Aktentasche dabeigehabt. Der Werkschutzmann erinnerte sich an diese Tasche, und deshalb gelang es der Gestapo, mich zu verhaften.
Ich verriet keinen Kameraden, aber ich selbst kam ins Konzentrationslager, u.a. nach Auschwitz.

Klara Bloch:

In meinem Hause wohnte Frau Ullmann, die beim Rundfunk in der Masurenallee angestellt war. Ihr Mann war Soldat und sie war dienstverpflichtet; sie mußte die täglichen Programme vervielfältigen.



Wunschkonzert im Großen Sendesaal des Funkhauses an der Masurenallee

Eines Tages bekam sie ein Pamphlet gegen Hitler und Göring zugespielt, das sie abziehen sollte. Mir brachte sie auch eine Kopie.
Nach einem Dreivierteljahr erzählte sie mir, daß sie wegen dieser Sache zum

Volksgerichtshof müsse, in die Bellevuestraße. Sie sei angezeigt worden. Sie fragte, ob ich die Kopie noch hätte. Aber die hatte ich längst verbrannt.
Damals war ihr Mann gerade auf Urlaub. Er bat mich, als Zuhörerin am Prozeß teilzunehmen, ganz anonym.
So erlebte ich diesen Prozeß. U.a. war der Kellner des Funkhauses angeklagt. Freisler schrie ihn und mehrere andere Angeklagte an; er zitierte das mir bekannte Pamphlet.
Im Zuhörerraum fing eine junge Frau an zu schreien und zu weinen: Ihr Mann war einer der Mitangeklagten.
Der angeklagte Kellner hieß Bräutigam. Er hatte eine Frau und sechs Kinder. Das Todesurteil gegen ihn wurde - soweit mir bekannt - nicht vollstreckt, und er überlebte den Krieg. Zum Tode verurteilt wurde aber auch jener andere Mann, dessen Frau im Gerichtssaal geschrien hatte. In der Verhandlungspause konnte er noch einmal raus zu seiner Frau.
Zwei der Angeklagten wurden später hingerichtet. Mehrere beteiligte Frauen kamen für mehrere Jahre ins Lager.
Meine Nachbarin, Frau Ullmann, wurde freigesprochen, denn man konnte ihr nicht nachweisen, daß sie den Text des Pamphlets gelesen hatte. Sie sagte zu Freisler: "Ich drehe immer die Texte für die Leute des Funkhauses durch die Kopiermaschine und dann gebe ich sie gleich weiter! Ich lese sie nicht, und ich habe auch nicht gemerkt, daß etwas Verbotenes dabei war!"

Lucie Schulz:

Während des Krieges hatte ich zwar keinen organisierten Kontakt mehr zur KPD, aber völlig untätig war ich nicht.
Unser Sohn hörte abends immer "Bum-bum-bum-bum" - den englischen Sender. Dabei zog er sich eine Decke über den Kopf und über das Gerät. Dadurch erfuhr auch ich die neuesten Nachrichten.
Wenn ich morgens zur Arbeit bei Heliowatt ging, sprach ich dort ungefähr fünf bis sieben Frauen an: "Kommt mal mit auf die Toilette!"
Dort erzählte ich ihnen, was wir gerade vorher im Radio gehört hatten. So machte ich "Flüsterpropaganda".
Es waren Kolleginnen, denen ich vertrauen konnte. Sie waren zwar nicht Mitglieder der KPD, aber sie standen politisch alle ein bißchen links.
Mein Sohn gehörte zu einer Clique von Jugendlichen, die sich öfter mit der HJ anlegten. Am Hebbelpark, wo die Pimpfe aufmarschierten, befand sich ein Hydrant. Das nutzte unser Junge, um die Pimpfe mit Wasser vollzuspritzen.
Während des Krieges wurden die Jungen verhaftet. Sie spielten im Hebbelpark englische Platten und tanzten dazu; das war verboten. Außerdem hatte der eine Junge zum Spaß eine Nazi-Armbinde, die ihm "aus Versehen" herunterrutschte und zu Boden fiel. Auch auf dieser Armbinde haben die Jungen getanzt.
Der Vater eines Jungen war Hilfspolizist. Er meldete den Vorfall.
Eines Morgens klingelte es überall in den Häusern, bei unserem Jungen auch. Alle beteiligten Jungen wurden abgeholt.
Mein Mann war damals schon Soldat. Wir wußten gar nicht, wo die Jungen waren. Nach Tagen der Suche fanden wir sie dann in der Oranienburger Straße. Sie waren dort in Haft, in einem Gebäude, das der Jüdischen Gemeinde gehört hatte.
Einen Polizeioffizier mit viel "Lametta" an der Uniform fragte ich nach meinem Jungen. Er sagte: "Beruhigen Sie sich, gehen Sie nach Hause, Ihr Sohn kommt heute nachmittag nach Hause,!"
Und er kam auch zu der angekündigten Zeit. Er war zwar schon fünfzehn Jahre geworden, setzte sich aber zu mir auf den Schoß und sagte: "Muttichen, Muttichen, ich möchte da nie mehr rein!"
Ich weiß bis heute nicht, was dort geschehen ist; geschlagen haben sie ihn zwar nicht, aber er hat nie darüber gesprochen.

Aufzeichnungen nach einem Gespräch mit Isa Gruner:

Isa Gruner war von 1928 bis 1934 Dozentin am Sozialpädagogischen Seminar (Verein Jugendheim Charlottenburg e.V.) in der Goethestraße 22, dessen Gründerin und Leiterin Anna von Gierke war. In diesem Seminar wurden Sozialarbeiterinnen, Fürsorgerinnen, Kindergärtnerinnen und Jugendleiterinnen ausgebildet.

Zu dem Verein gehörten auch mehrere Kindertagesstätten in Charlottenburg.

Den Nationalsozialisten war Anna v. Gierke ein Dorn im Auge, weil ihre Mutter Jüdin war, und im Herbst 1933 wurde das Jugendheim (ein fünfstöckiges Haus!) beschlagnahmt. Anna v. Gierke wurde entschädigungslos enteignet und mußte 1933 auch ihre Wohnung im Jugendheim räumen. Sie zog in das Haus Carmerstraße 12, das ihrer Familie gehörte. Bei der Gelegenheit bot sie auch Isa Gruner an, in die Carmerstraße 12 einzuziehen. Frau Gruner stimmte erfreut zu.

Das Jugendheim selbst existierte unter nationalsozialistischer Leitung nicht einmal mehr ein Jahr lang. 1934 wurden die noch verbliebenen Schülerinnen vom Pestalozzi-Fröbel-Haus übernommen. Die Verantwortung für die Kindertagesstätten übernahm das Jugendamt Charlottenburg.

Anna v. Gierke ließ sich nicht entmutigen. Sozialarbeit zu leisten, Bedrängten zu helfen, war weiterhin ihr Anliegen, und so mancher Verfolgte erhielt in der Carmerstraße 12 Rat und Hilfe. Durch Anna v. Gierkes Verbindung zu den Quäkern konnten bis zum Kriegsbeginn jüdische Kinder und Jugendliche nach England vermittelt werden; die Kinder wurden dort in Familien oder auch in einem Internat untergebracht. Zwei ehemalige Dozentinnen der Charlottenburger Jugendheim-Seminare, Dr. Hilde Simons und Dr. Emmy Wolff, hatten 1934 in der Nähe von London eine Schule mit Internat gegründet, die hundert Kinder und Jugendliche aufnahm. 1938 konnten Anna v. Gierke und Isa Gruner diese Schule einmal besuchen. Die Eltern einiger dort untergebrachter Kinder befanden sich im KZ. Isa Gruner begleitete noch 1939 ein junges jüdisches Mädchen nach England.

Anna v. Gierke machte außerdem das Haus in der Carmerstraße 12 zu einer Art Insel, auf der Menschen ohne ideologische Bevormundung über sozialpädagogische, historische, religiöse, weltanschauliche und literarische Fragen diskutieren konnten.

Alle vierzehn Tage - immer mittwochs - trafen sich im Hause Gierke etwa 40 bis 50 Leute zu einem Bibelkreis der Bekennenden Kirche. Der Kreis wurde zunächst von Pfarrer Jacobi von der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche geleitet, später von Dr. Friedrich Smend, dem Bibliothekar und bekannten Bach-Forscher.

Die Besucher trafen stets etwa um 18 Uhr ein, und die Versammlung dauerte dann ungefähr bis 22 Uhr. Zu Beginn wurde jeweils über die Lage der Verfolgten, über die Möglichkeit ihnen zu helfen und über den Kampf der Bekennenden Kirche berichtet, dann folgte die Bibelarbeit.

Neben den Bibelabenden organisierte der Kreis in der Carmerstraße noch Vortragsabende mit Diskussionen, v.a. über sozialpädagogische, religiöse und literarische Themen. Die Referenten waren nicht immer feste Mitglieder des Kreises um Anna v. Gierke. Zu ihnen gehörten u.a. die Sozialpädagoginnen Gertrud Bäumer und Marie Baum, der spätere Bundespräsident Theodor Heuss, seine Frau Elly Heuss-Knapp, Helmut Gollwitzer und der katholische Theologe Romano Guardini.

Einmal kamen zwei Gestapo-Beamte. Sie hatten den Auftrag, die Zusammenkunft zu kontrollieren, und sie verlangten, zuhören zu können.

Frau v. Gierke und Frau Gruner konnten den Gästen noch rechtzeitig zuflüstern: "Die Gestapo ist da!"

Redner des Abends war Oberschulrat Schlemmer. Er verzichtete auf seinen vorbereiteten Beitrag und improvisierte

rasch den Vortrag über "die Eingliederung der evangelischen Jugend in die Hitlerjugend".
Beim Verlassen der Wohnung sagte ein Gestapo-Mann zu Isa Gruner: "Das war sehr interessant für mich, denn mein Junge ist auch in der evangelischen Jugend. Ich verstehe gar nicht, warum unsere Dienststelle uns hierher geschickt hat!"

Die meisten Besucher der Carmerstraße 12 waren sehr vorsichtig. Sie sprachen immer mit gedämpfter Stimme, weil man nie ausschließen konnte, daß unter den vielen Menschen Spitzel waren. Ziemlich unvorsichtig und viel zu laut redete dagegen die Pädagogin Elisabeth v. Thadden, die erst während des Krieges zum Kreis um Anna v. Gierke gestoßen war und nun auch in der Carmerstraße



Anna von Gierke

12 wohnte.
Frau v. Thadden wurde 1943 wegen einer unbedachten Äußerung von einem Spitzel denunziert, einige Zeit danach verhaftet, von der Gestapo verhört, vor den Volksgerichtshof gestellt, zum Tode verurteilt und schließlich in Plötzensee hingerichtet.
Isa Gruner wundert sich noch heute darüber, daß Anna v. Gierke (sie starb 1943) und sie selbst nie von der Gestapo verhaftet wurden, obwohl der Kreis in der Carmerstraße ziemlich bekannt war und obwohl Isa Gruner selbst 1933 durch ihr Auftreten gegen die neu eingesetzte nationalsozialistische Leitung des Jugendheims aufgefallen war.
Frau Gruner wurde nur wenige Male von der Gestapo vernommen, und sie blieb auch nach der Festnahme Frau v. Thaddens auf freiem Fuß.

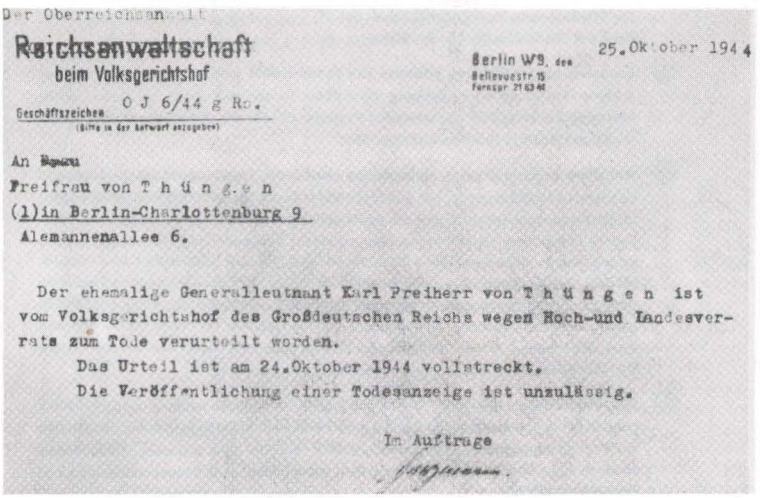
Klara Bloch:

In meinem Hause wohnte - in Untermiete bei einem Ehepaar H. - eine junge Frau. Sie war verheiratet und hatte einen kleinen Sohn. Eines Tages sagte diese Frau zu dem Hauptmieter der Wohnung, wo sie untergebracht war: "Der Krieg geht verloren! Diese Verbrecher an der Regierung werden alle noch erleben, daß sie dem Ende zugeführt werden." Dieser Hauptmieter zeigte die Frau an, sie wurde verhaftet und kam ins Untersuchungsgefängnis in der Kantstraße 79.

In dieser Zeit ging ich manchmal in einen Laden am Stuttgarter Platz, wo ich für viel Geld Tabak schwarz kaufte. In demselben Laden holte eine Frau ihre Zigaretten, die Aufseherin im Gefängnis Kantstraße war. Ich fragte die Gefängniswärterin: "Sagen Sie mal: Haben Sie eine Gefangene Sowieso?" - "Ja, die ist bei uns drin!" Ich versuchte, das Vertrauen der Wärterin zu gewinnen. Sie beklagte sich, daß sie wenig verdiene und es ihr eigentlich nicht gut gehen. Da sagte ich: "Ich kann Ihnen doch helfen! Nehmen Sie mal die hundert Mark! Geben Sie mir mal Ihre Adresse! Ich besuche Sie dann und kann Ihnen helfen!" Ich traf sie dann auch wieder und erreichte, daß sie mich an einem Sonntagabend in das Gefängnis reinließ. Sie rief die Frau Sowieso heraus, und ich konnte mich mit der Inhaftierten unterhalten. Ich sagte: "Ich kümmere mich um Ihren Sohn."

Später kam es noch zu einem Prozeß. Ich sagte dort zwar zu ihren Gunsten aus, aber ich war die einzige Entlastungszeugin. Sie wurde verurteilt. Letztlich kam sie nach Brandenburg in ein KZ, aber sie überlebte.

Das interessante an dieser Geschichte war, wie man für Geld noch Leute umstimmen konnte. Daß ich in dieses Gefängnis reinkam, war doch sonst unmöglich im Rahmen dieser grausigen, festgefügten Gesetze der Nazi-Zeit! Aber manchmal gab es doch noch Hoffnung.



Der Oberreichsanwalt

Reichsanwaltschaft
beim Volksgerichtshof

Berlin W 9, den 25. Oktober 1944
Bellevuestr. 15
Fernspr. 21 63 46

Geschäftszeichen: O J 6/44 g Ro.
(Bitte in der Antwort anzugeben)

An Bewacht
Freifrau von T h ü n g e n
(1)in Berlin-Charlottenburg 9
Alemannenallee 6.

Der ehemalige Generalleutnant Karl Freiherr von T h ü n g e n ist vom Volksgerichtshof des Großdeutschen Reichs wegen Hoch- und Landesverrats zum Tode verurteilt worden.

Das Urteil ist am 24. Oktober 1944 vollstreckt.

Die Veröffentlichung einer Todesanzeige ist unzulässig.

Im Auftrage

"Die ganze Nacht dröhnten die Kanonen" -
Charlottenburg während der Schlacht um Berlin

Merkblatt
für die Hausratsschäden

Das Reich gewährt für Schäden, die durch Kriegsereignisse an Hausrat (Möbeln, Kleidung, Wäsche, Gebrauchsgütern u. ä.) entstanden sind, eine Entschädigung. Die volle Entschädigung der durch Kriegsereignisse Betroffenen kann in der Mehrzahl der Fälle erst nach Beendigung des Krieges durchgeführt werden. Zur Zeit findet eine Erstattung von Wiederbeschaffungskosten in Geld nur statt, soweit die Wiederbeschaffung und der dafür zu zahlende Preis unter den augenblicklichen Verhältnissen noch zu rechtfertigen sind.

Für die Geschädigten sind folgende Merksätze hierbei von Wichtigkeit:

1. **Bei der gegenwärtigen Lage ist es nicht möglich, für den zerstörten Wohnraum auch nur annähernd Ersatz zu erhalten, der dem früheren Besitzstande des einzelnen entspricht. Bei dem Umfange des durch die Terrorangriffe zerstörten Wohnraumes ist es notwendig, in den verbliebenen Unterkunftsmöglichkeiten noch mehr als bisher zusammenzurücken.**

2. **Die auf die Rüstungswirtschaft umgestellte Kriegsproduktion vermag für den Bedarf der bombengeschädigten Bevölkerung Möbel, Kleidung, Wäsche und sonstige Bedarfsgegenstände augenblicklich nur zu einem geringen Teil herzustellen, so daß damit nur der notwendigste Bedarf des einzelnen Betroffenen gedeckt werden kann. Die Wiederbeschaffungsmöglichkeiten der Fliegergeschädigten sind daher mit Rücksicht auf die Bedingtheiten der Kriegsproduktion nur noch begrenzte.**

3. **Im kriegswirtschaftlichen Interesse des Reiches muß vermieden werden, daß der erhöhte Bedarf zu einer Zahlung überhöhter Preise und damit zu einer Durchbrechung des sorgfältig abgewogenen Preisniveaus für die Gegenstände des lebenswichtigen Bedarfs der Bevölkerung führt.**

4. **Auf diese kriegsmäßigen Gegebenheiten muß jeder Bombengeschädigte Rücksicht nehmen. Auszahlungen in bar auf den entstandenen Schaden können daher augenblicklich nur insoweit erfolgen, als der Geschädigte in der Lage ist, unter Zugrundelegung eines engen Maßstabes für das zu seiner Lebenshaltung Notwendige Ersatz zu beschaffen. Hierzu gehören Kleidungsstücke, Wäsche, auch Möbel usw., grundsätzlich in dem durch die ausgegebenen Bezugsberechtigungen bestimmten Umfange, darüber hinaus nur, soweit es sich um Altkäufe handelt, die die Kriegsproduktion nicht zusätzlich belasten. Die Beschaffung von Möbeln wie auch die Menge und auch der Umfang der zu beschaffenden Möbel kann nur zugelassen werden, sofern der Geschädigte im Besitze einer entsprechenden Wohnung ist.**

5. **Barauszahlungen, die über diesen Umfang hinausgehen, müssen augenblicklich unterbleiben. Die Geschädigten werden dadurch auch nicht benachteiligt, weil ihnen ihr Entschädigungsanspruch gewahrt bleibt und sie kein Interesse daran haben können, Geld zu erhalten, das sie zur Zeit zur wirklichen Schadenbeseitigung nicht verwenden können.**

6. **Über die Verwendung der zum Zwecke der Ersatzbeschaffung gewährten Vorauszahlung auf die Entschädigungsleistung des Reichs muß der Geschädigte dem Kriegssachschädenamt Rechnung legen. Hierzu muß er die Belege über Ersatzkäufe (Quittungen, Kassenzettel u. dgl.) vorlegen. Die von ihm gezahlten Preise müssen**

sich bei Gegenständen, für die eine Preisregelung besteht, im Rahmen der Preisvorschriften halten. Unangemessene Überpreise können nicht erstattet werden.

7 Bei dem hohen Kulturstande unseres Volkes sind vielen Geschädigten auch Gegenstände mit künstlerischem oder kunstgewerblichem Wert verloren gegangen. Soweit es sich hier um Luxusgegenstände: Sammlungen oder andere hochwertige Sachen, die nicht dem Gebrauch dienen, handelt, muß die Ersatzbeschaffung auf die Zeit nach dem Kriege zurückgestellt werden. Bei Gebrauchsgegenständen von künstlerischem oder kunstgewerblichem Wert wird eine Ersatzbeschaffung ähnlicher Art in einzelnen Fällen möglich sein. Jedoch kann auch bei diesen Gegenständen, für die Preisvorschriften in der Regel nicht bestehen, der Wiederbeschaffungspreis nur bis zur Höhe des anderthalbfachen Preises erstattet werden, den diese Gegenstände im Jahre 1939 erzielt haben.

8 Um für die endgültige Erstattung der Kriegssachschäden nach Beendigung des Krieges schon jetzt eine einwandfreie Beweisunterlage zu erhalten, ist es zweckmäßig, den Umfang des eingetretenen Schadens schon jetzt festzustellen. Dies kann nur auf Grund eingehender Angaben der Geschädigten selbst erfolgen. Die ziffernmäßige Schadensfeststellung wird zur Zeit auf der Grundlage der Preise des Jahres 1939 errechnet. Die Höhe des endgültigen Ersatzanspruches, der nach Beendigung des Krieges festgestellt wird, wird hierdurch nicht beeinflußt; sie richtet sich nach den alsdann für die Wiederbeschaffung aufzuwendenden Kosten.

Berlin, im Februar 1944

Der Oberbürgermeister der Reichshauptstadt Berlin

Hauptamt für Kriegssachschäden

Wo melde ich mich am Sonntag zum Volkssturm:

Verwaltungsbezirk Charlottenburg: Im Bereich der Ortsgruppen: Bismarck: Reservelazarett Scharrenstraße 23 - Branitzer Platz: Branitzer Platz 2.- Lützow: Cauerstr. 12.- Charlottenburg - Mitte: Lokal Lukas, Krumme Str. 32.- Charlottenburg - Nord: Freisenschule, Kamminer Straße.- Danckelmann: Lokal Kemlein, Friedrich-Katl-Platz 6.- Goslaer Platz: Ilsenburger Str. 21.- Heerstraße: Olympischer Platz, Südhaus.- Kaiserdamm: Kaiserdamm 98, Ecke Riehlstr. 20.- Kant: Restaurant Korn, Steffeckstraße 5.- Knobelsdorffstraße: Restaurant Rau, Sophie - Charlotte-Straße 35.- Lietzensee: Windscheidstraße 29.- Mommsen: Mommsenstraße 12.- Plötzensee: Kaserne Standarte Speer, Karlshof, Bunker 6.- Richard - Wagner-Platz: Restaurant Deutsches Opernhaus, Bismarckstraße.- Savignyplatz: Münchner Hof, Leibnizstraße 87.- Sybell: Kurfürstendamm 67, Ecke Clausewitzstraße.- Tauentzien: Bötzow - Bräustübl, Rankestraße 1.- Westend: Restaurant Boemke, Königin-Elisabeth-Straße 45 I (Bücherei).

21.10.1944

Die Vereidigungen in West-Berlin
Kreis I: Charlottenburg-Spandau

Über dem großen Platz auf dem Reichssportfeld hingen am Sonntagmorgen dichte Regenwolken herab, aber den Tausenden von Männern des Volkssturms des Kreises I Charlottenburg-Spandau, die hier zum erstenmal gemeinsam antraten, leuchtete Begeisterung und feste Entschlossenheit aus den Gesichtern. Sollten sie doch jetzt den Treueeid auf den Führer leisten. Zu seiten der aufmarschierten Volkssturmbataillone und sonstigen Verbände hatten Grenadier- und Landesschützen-Kompanien Aufstellung genommen. Marschmusik klang auf, mit Musikkorps und Spielmannszug marschierte eine Ehrenkompanie des Wachbataillons der Luftwaffe auf und nahm vor den Fronten Aufstellung. Rechts und links von der Rednertribüne standen die Standarte I und die Fahnenabordnungen des Kreises. Ein scharfes Kommando "Stillgestanden", die Ehrenkompanie präsentiert das Gewehr, und der Kreisstabsführer Framke, Standartenführer der Standarte I, meldet Kreisleiter Skoda die zur Feier angetretenen Formationen.
Mit "Heil Volkssturm!" begrüßte der Kreisleiter die angetretenen Männer. Er erinnerte in seiner Ansprache an das erste der sechs Gebote für den Volkssturm, die Treue zu dem Führer. Der Führer sei der treueste Freund des deutschen Volkes, und diese Treue müßten sie ihm vergelten.
Laut sprachen dann die Volkssturmmänner die Worte der Eidesformel nach. Nach Übertragung der Rede des Gauleiters, Reichsminister Dr. Goebbels, formierten sich die angetretenen Verbände und Volkssturmbataillone zum Vorbeimarsch vor Kreisleiter Skoda, Kreisstabsführer Framke und den Ehrengästen. Im festen Schritt kamen sie heran, die Volkssturmmänner, gut ausgerichtet und mit entschlossen Gesichtern, Alte neben Jungen, alle ohne Unterschied der Stellung oder des Berufs, im gleichen Schritt und Tritt. Eine geballte Kraft des deutschen Volkes.

14.11.1944

Volkssturm der HJ. im Lager Bann 198

Um die jungen Volkssturmangehörigen aus den Reihen der Hitler-Jugend für ihre spätere Aufgabe auszubilden und um sie ohne langfristige Rekrutenzeit zu einsatzfähigen Volksgrenadieren heranzubilden, sind von den einzelnen Bannen der Hitler-Jugend Ausbildungslager eingerichtet worden. In ihnen wird allmonatlich in viertägigen Lehrgängen den zukünftigen Volkssturmsoldaten von fronterfahrenen Hitler-Jugend-Führern und Wehrmachtsausbildern eine umfassende Ausbildung in der Handhabung der Handfeuerwaffen, panzerbrechenden Waffen und Nahkampfwaffen vermittelt. Mitten im schönsten Teil unserer märkischen Heimat liegt, von hohen Bäumen umgeben, eine Jugendherberge, die nun Ausbildungslager des Bannes 198 geworden ist. Die Hitlerjungen, die eben angekommen sind, treten mit vorbildlicher Disziplin, die

dem Banne 198 eigen ist, in Linie an. Der Lagerführer begrüßt die Jungen und richtet ein paar kurze Worte über den Zweck ihres Hierseins an sie. Dann treten die Jungen weg, und schon beginnt der Dienst.
In Gruppen aufgeteilt geht es unter Anleitung der Ausbilder an die Waffenausbildung. Eine Gruppe erhält Ausbildung an der "Panzerfaust", die zweite Gruppe beginnt mit dem Maschinengewehr. Sie lernt die Einzelteile kennen, wie man eine Ladehemmung beseitigt, und noch am gleichen Tage darf sie auch selber schießen. Am Nachmittag geht der Dienst weiter. Es folgt die Ausbildung an der Handgranate und am Gewehr. Mit großem Eifer sind die Jungen dabei; denn jeder von ihnen hat ja den Wunsch, einmal ein guter Soldat zu werden. Im übrigen zeugen die Schußergebnisse im Schießen mit dem Gewehr, die durchweg sehr gut sind, für die gute Vorarbeit, die der Bann 198 durch seine Wehrertüchtigung im KK.-Schießen geleistet hat.
Nach dem Dienst am Nachmittag schmeckt den Jungen das Abendbrot noch einmal so gut. Bis zum Zapfenstreich wird noch ein wenig gesungen und musiziert. Vor dem Einschlafen denkt jeder noch einmal an den schönen Tag, der ihnen so viel Neues gebracht hat, doch bald schläft auch der Unentwegteste, und alles ist still. Nur auf dem Korridor, der vom Mond in ein fahles Licht getaucht ist, hallen zuweilen die Schritte der Nachtwache.

24.12.1944

Bei unserem Charlottenburger Volkssturm

"Augen rechts!". Gut ausgerichtet steht die Charlottenburger Volkssturmkompanie angetreten. Keine Bewegung im Glied bei der Meldung des Kompaniefeldwebels an den Kompanieführer. Feste Entschlossenheit, sich für die Verteidigung Deutschlands einzusetzen, leuchtet aus den Gesichtern. "Heil Hitler, Volkssturm", und wie aus einem Munde klingt es zurück "Heil Hitler". - "Rührt Euch!"
Die Kompanie ist zur sonntäglichen Übung angetreten. Der 16jährige steht neben dem 60jährigen, der Offizier neben dem ungedienten Mann, der Lehrling neben dem Betriebsführer eines großen Werkes. Sie alle sind in echter Kameradschaft verbunden, der Kameradschaft, die aus dem Fronterlebnis entstanden ist, und die sich nun auf alle überträgt, die bereit sind, sich selbst für das Volksganze, für die Freiheit Deutschlands einzusetzen. Der eine tritt für den anderen ein, und aus dieser Kameradschaft wird auch die große deutsche Volksgemeinschaft erstehen, auf der sich unsere Zukunft aufbauen wird.
An diesem Übungstage soll nun die offene und geschlossene Marschordnung, der Dienst im Felde, geübt werden. Gespannt folgt alles den Ausführungen des Leiters der Übung. Es weht ein frischer Wind, und so manchem der Kameraden, der wohl ausgebombt ist, fehlt die richtige Winterkleidung, aber das macht nichts, stramm ist von jedem die Haltung.
Ein kurzes Kommando, die Spitze

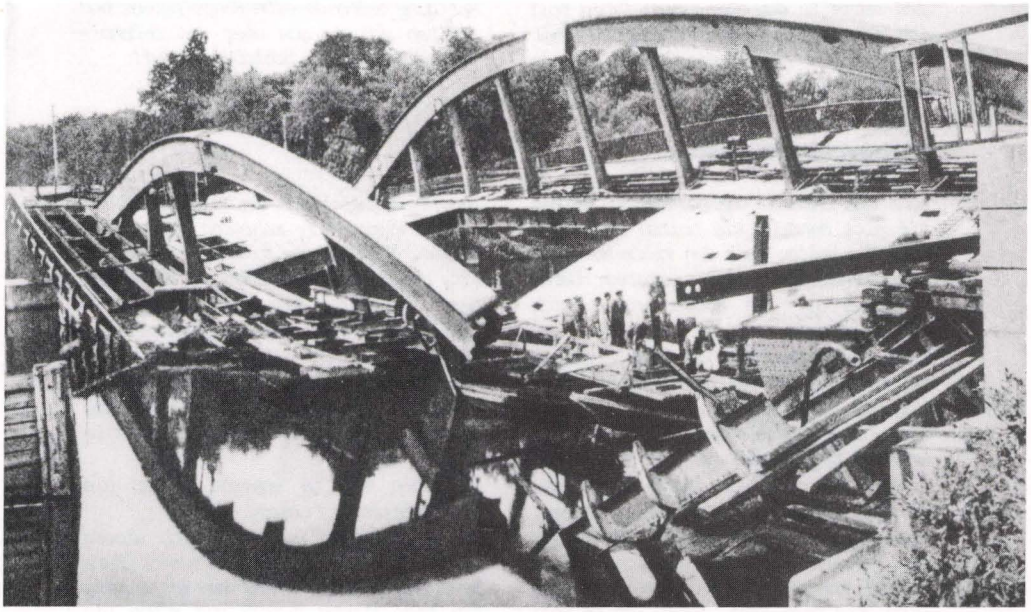
tritt an, die Verbindungsleute folgen, und dann kommt ohne Tritt die Kompanie. Es geht in den Wald.-
"Fliegeralarm!" - Schnell spritzt alles auseinander und sucht rechts und links der Straße unter den Bäumen Deckung. Weiter geht der Marsch. Es wird Halt gemacht, und die Ausbildung in einzelnen Gruppen beginnt.
Hier werden Stoßtrupps gebildet und ihnen gezeigt, wie sie ihr Vorgehen ansetzen sollen. Andere Gruppen lernen Entfernung schätzen. Zuerst geht es nicht so leicht, denn ohne Übung glaubt man manchen Gegenstand viel näher heran oder weiter fort, als er wirklich ist. Aber bald sind auch diese Schwierigkeiten überwunden, und die Resultate werden besser und besser.
Kann man die richtige Entfernung festlegen, dann heißt es auch richtig schießen können. Also müssen Zielübungen Auge und Hand schulen. Eine Gruppe ist ausgeschwärmt und hat Deckung genommen. Dort in den Kuscheln sind feindliche Schützen. Ruhig wird das Gewehr in Anschlag gebracht, Druckpunkt genommen und abgezogen. Schneller als man denkt, gewöhnt sich der Schütze daran, das Ziel richtig anzusprechen und aus der Deckung liegend zu schießen.
Andere Gruppen üben das Werfen der Handgranaten, auch das will gelernt sein, nicht nur den richtigen Schwung zu bekommen, sondern auch das Ziel zu treffen und zur rechten Zeit zu werfen.
Mit Eifer sind alle Volkssturmmänner dabei. Mit der größeren Beherrschung der einzelnen Übungen wächst das Interesse mehr und mehr, und so mancher will das Gewehr oder die Handgranate gar nicht dem Nebenmann weitergeben. Doch der Befehl zum Sammeln kommt.
Schnell ist die Kompanie wieder in Reih und Glied angetreten. Und nochmals geht es in richtiger geschlossener Ordnung weiter. Marschieren gehört nun mal zum Grenadier, denen doch jeder Volkssturmmann es gleich tun will.
Zum Heimmarsch gehört auch das Lied, und kräftig klingt es bald zum Marschtritt. Die Gesichter haben in der frischen Luft ordentlich Farbe bekommen. Ein kurzes Kommando - "Halt!" Noch einmal ordentlich ausrichten, und dann heißt es "Weggetreten!", und die sonntägliche Übung ist zu Ende. In der Woche ist ein Appell im geschlossenen Raum, da finden Instruktionen im Waffengebrauch und in der Zusammensetzung der Waffen statt.
Sie alle, die dieser Volkssturmkompanie angehören, haben sich bei dem Aufruf des Führers sofort freiwillig gemeldet. So manche unter ihnen, es sind verschiedene, die schon im 70. Lebensjahr stehen, sind nicht mehr voll einsatzfähig. Aber auch sie tun ihren Dienst, wenn sie auch nicht mit ausmarschieren können, so werden sie doch auch mit der Waffe ausgebildet oder wieder vertraut gemacht, denn die meisten sind ja Soldat gewesen und haben im Weltkrieg genau so an der Front gestanden wie unsere Grenadiere jetzt. "Volkssturm" - in seinen Reihen sind sie alle angetreten, die nicht bisher mit der Waffe dem Vaterland dienen konnten, die geballte Kraft unserer Volkes zum Schutze des Vaterlandes.
G. Drahn

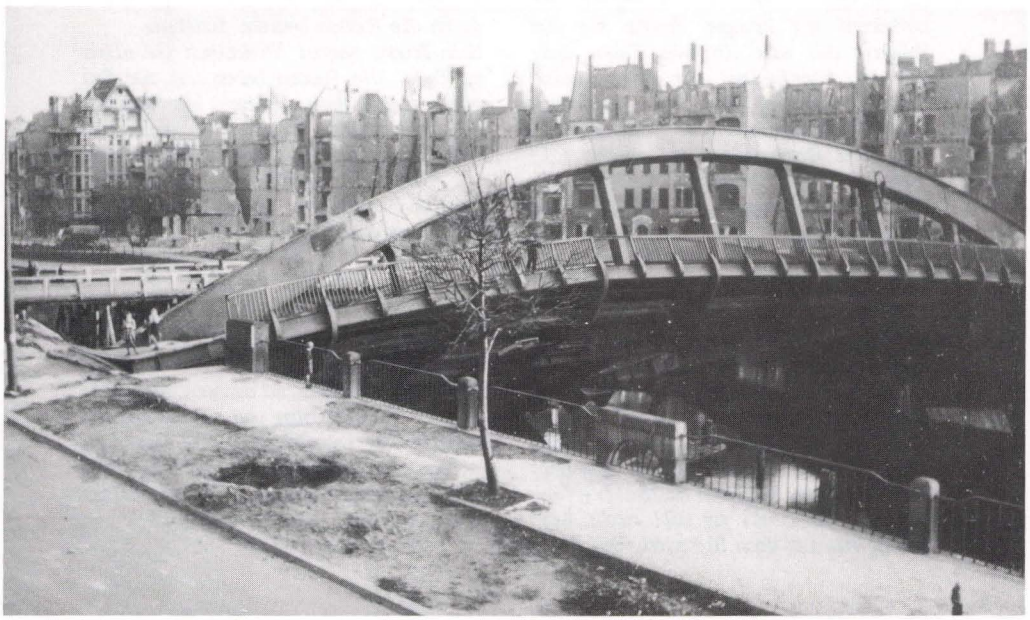
7.12.1944

Alle Beiträge aus: "West-Berlin", Kriegsgemeinschaft: Charlottenburger Zeitung. Steglitzer Anzeiger. Der Westen. Lichterfelder Anzeiger.

Herr Jost:

Im Schloßgarten war die HKL. Als die Russen über die Spree setzen wollten, war meine Befehlsstelle im Schinkel-Pavillon. Mir unterstand der Volkssturm. Am 27. April abends rückte hier bei uns die SS ein. Sie sagten zu mir: "Sie un-





terstehen jetzt unserem Kommando! Sie sind ab sofort Sturmführer!"
Ich bekam von der SS den Auftrag, die Schloßbrücke zu sprengen. Da ich Techniker war, wußte ich: Die ganze Brücke liegt auf Rollenlagern. Wenn sie gesprengt wird, sackt sie bloß ab!
Ich sagte zu den SS-Leuten: "Wozu soll ich denn meine Brücke sprengen?!!Über diese Brücke kommen die Russen sowieso nicht! Denken Sie, die Russen sind so dämlich? Da müssen sie doch mit rechnen, in die Luft zu fliegen!"
Zu meinen Leuten sagte ich: "Haut ab, bevor morgen früh die Russen kommen!"
Genau das, was ich gesagt hatte, trat ein: Die Russen setzten neben der Schloßbrücke über; sie hatten am Bahnhof Jungfernheide eine Rampe gebaut und rollten von da aus über die S-Bahn-Gleise den ganzen Schloßpark rauf!

Ingeborg Schneider-Lüschow:

Auch aus unseren Nachbarhäusern holten sie alte Männer; sie holten auch Jungen. Sie holten auch den vierzehn- oder fünfzehnjährigen Sohn unseres Luftschutzwartes, die Mutter regte sich furchtbar auf.
Kurz vor Kriegsende kam ein deutscher Offizier zu uns in den Keller: "Heil Hitler! Volksgenossen, alle mal herhören! Suche noch Männer für den Volkssturm!" Er sah auch meinen Bruder und fragte, warum er dort im Keller sitze. Er sollte mal seine Papiere zeigen. Mein Bruder zeigte seinen Wehrpaß, in dem vermerkt war, daß er nicht Soldat werden konnte. Meine Mutter mischte sich noch ein: "Ach, jetzt ist er wohl gut genug?!!" Der Offizier sagte: "Mal herhören! Wir kriegen Ersatz aus dem Westen, die sind in zwei Tagen spätestens hier! Das ist aber keine Scheißhausparole! Das ist eine echte Mitteilung! Und wenn Sie jetzt mitkommen, Herr Lüschow, und uns siegen helfen, dann kann das für Sie nur gut sein! Dann vergessen wir auch, daß Sie Halbjude sind!"
In diesem Augenblick ertönte ein lautes Hohngelächter von mehreren Leuten im Keller. Mein Bruder ging auch wirklich mit, obwohl wir versuchten, ihn zu hindern. Vielleicht war jetzt der Mann in ihm angesprochen, der nicht feige sein wollte.
Mein Bruder kam nach ca. zwei Stunden wieder mit Freßpaketen in der Hand, die er hinstellte. Wir hatten doch alle Hunger.
So haben wir in unserem Keller die Wehrmachtspakete aufgegessen.
Am nächsten Tag mußte er sich wieder melden und kam in einen Panzer. Kurz bevor die Russen kamen, kam er zu mir. Ein paar Frauen hatten uns schon ein bißchen versteckt, weil wir Mädchen uns durch die Russen bedroht fühlten.
Mein Bruder sagte: "Praktisch ist alles zu Ende. Die Russen haben uns zur Sau geschossen. Mein Panzer ist kaputt. Ich, mit meinem üblichen Schwein, bin oben rausgeflogen, die anderen sind tot." So blieb er auch bei uns im Keller, und kurze Zeit später kam dann das "Krieg kaputt!".

Lucie Schulz:

Da war ein alter Herr, der war schon sechzig Jahre. Er war im NSKK und bekam einen Gestellungsbefehl. Er sollte zu den Kradmeldern. Die Frau kam zu mir nach oben und sagte: "Um Gottes Willen, Frau Schulz! Was soll ich den machen?!! Der will doch durchaus da hin!" - "Sagen Sie ihm bloß, er soll nicht hingehen! Das ist doch Blödsinn, der Krieg ist doch zu Ende! Was will er denn da noch?!!"
Aber es war nichts zu machen; sie hatte Angst - er ging hin; und an der Stößensee-Brücke haben sie ihn dann geschnappt. Die Russen haben ihm die Uniform ausgezogen und gesagt: "Alter Mann, geh nach Hause!"

Edith Fleischer:

Weil wir in den Häusern kein Wasser mehr hatten, mußten wir zu den Straßenbrunnen. Der nächste Brunnen für uns war in der Potsdamer Straße.
Als wir mit einer weißen Fahne zum Brunnen liefen, schossen in der Danckelmannstraße die Hitlerjungen von oben auf uns herunter. Sie waren von der Idee besessen, Hitler werde den Krieg doch noch gewinnen. Außerdem ging das Märchen von der Armee Wenck um, die uns noch befreien wolle.
Wir haben diese jungen Menschen auch gesehen. Sie waren eigenartig kostümiert, von den Nazis in irgendwelche Phantasieuniformen gesteckt worden. Das war kein normaler "Volkssturm", das waren fanatisierte Angehörige der Hitlerjugend, die man "Werwölfe" nannte.
Ich weiß auch noch, daß zum Schluß die Läden all das ausgegeben haben, was sie als Reserve gestapelt hatten. Wir standen vor diesen Läden Schlange, als Flugzeuge im Tiefflug kamen und uns unter Beschuß nahmen. Wir warfen uns in Hausflure, um nicht von den Bomben getroffen zu werden.
Daß die feindlichen Flieger uns beharkten, das war für uns klar. Aber das schrecklichste Erlebnis war für uns, daß unsere eigenen jungen Menschen von sechzehn, siebzehn Jahren aus dem dritten oder vierten Stockwerk von gegenüber regulär auf uns runterschossen! Das war immer ein Angsterlebnis, ein bißchen Wasser zu holen oder ein bißchen was einzukaufen!
Die Hitlerjungen, die da oben saßen, wußten ganz genau, daß die Menschen unten auf den Straßen ihre eigenen Volksgenossen waren. Da schossen also Deutsche auf Deutsche, egal, ob wir mit oder ohne Fahne gingen. Manchmal hatte man nicht einmal mehr einen Fetzen weißen Stoffes, um damit herumzulaufen!
Sie wollten uns mit diesen Schüssen zum Widerstand aufstacheln. Weil sie glaubten, die Armee Wenck werde kommen, wollten sie uns wohl zwingen, noch die Straßen gegen die Russen aufzureißen. Das hat aber keiner getan.

Lucie Schulz:

Am Tage sollte mein Sohn nicht weggehen, er hatte aber eine Freundin. Ich sagte zu ihm: "Wölfchen, geh nicht raus! Die greifen Dich auf!" - "Ach wo! Ich bin so vorsichtig! Wenn ich die Kettenhunde sehe, dann springe ich immer gleich ins Haus rein!"
Sie haben ihn dann ohne Kette gegriffen.
Er kam nach Spandau in die Kaserne.
Ohne eine Ausbildung wurde er dann als regulärer Soldat eingesetzt. Er kam sofort an die Front. Ich bin mit meiner Tochter noch nach Spandau zur Kaserne gegangen und wollte ihn besuchen. Da traf ich ihn auf dem Wege zur S-Bahn. In Charlottenburg stieg er in die S-Bahn und kam dann nach Strausberg. Er stand auf der Lokomotive.
Er hat uns noch zugewinkt. Seitdem habe ich ihn nicht mehr gesehen.
Er ist in Halbe bei Horstwalde beerdigt.



Der Bezirksbürgermeister
des Verwaltungsbezirks Charl.
der Reichshauptstadt Berlin
— Kriegssachschädenamt —
Gesch.-Z.: KS. Z/1

Berlin-Charl., den 10.1.1945

Kriegssachschaden.

Der Eingang Ihres Antrages vom 20.7.44 auf Entschädigung für einen Kriegssachschaden wird bestätigt.

Sie werden aufgefordert, alle erreichbaren Beweismittel für Entstehung und Umfang des Schadens sicherzustellen oder zu beschaffen.

Das Verfahren kann jedoch zur Zeit nur nach Maßgabe der verfügbaren Kräfte gefördert werden. Ich bitte um Verständnis dafür, daß bei der Zahl der vorliegenden Anträge die Bearbeitung Ihres Antrages vielleicht längere Zeit in Anspruch nehmen wird. Rechtliche Nachteile entstehen Ihnen dadurch nicht.

Von nicht unbedingt gebotenen schriftlichen Anfragen oder persönlichen Rücksprachen bitte ich bis zu einer weiteren Nachricht oder einer etwaigen Vorladung abzusehen.

Im Auftrage
Jerger

Lesen und weitergeben!

Der Panzerbär

29. April 1945

KAMPFBLATT FÜR DIE VERTEIDIGER GROSS-BERLINS

Heroisches Ringen

Bei Tag und Nacht neue Eingreifkräfte herangeführt

Der Kampf um den Stadtkern entbrannt

Entlastungsangriffe laufen

Aus dem Führerhauptquartier, 28. April.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In dem heroischen Kampf der Stadt Berlin kommt noch einmal vor aller Welt der Schicksalskampf des deutschen Volkes gegen den Bolschewismus zum Ausdruck.

Während in einem in der Geschichte einmaligen grandiosen Ringen die Hauptstadt verteidigt wird, haben unsere Truppen an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von außen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten.

In dem inneren Verteidigungsring ist der Feind von Norden her in Charlottenburg und von Süden her über das Tempelhofer Feld eingedrungen. Am Halleschen Tor und am Alexanderplatz hat der Kampf um den Stadtkern begonnen. Die Ost-West-Achse liegt unter schwerem Feuer.

Fliegende Verbände unterstützen die Kämpfe unter aufopferndem Einsatz der Besatzungen. Trotz stärkster Jagd- und Flakabwehr wurden bei Tag und Nacht Eingreifreserven gelandet und Munition abgeworfen. Unsere Jagd- und Schlachtfliegerverbände vernichteten in den letzten vier Tagen 143 Flugzeuge, 58 Panzer und über 300 Fahrzeuge.



Zu Barrikaden zusammengeschobene Straßenbahnwagen am Knie (heute: Ernst-Reuter-Platz)

Wally Grodka:

Während wir am 23. in die Keller ziehen, verzieht sich Pgn. Filtmann ins Unbekannte. Im Keller ca. 100 Erwachsene und 25 Kinder jeden Alters. Fast den ganzen Tag im Dunkeln, nur beim Essen werden Kerzen angesteckt. Nachts werden Wachen eingeteilt, um das äußere Geschehen zu beobachten. Auch ich stelle mich jede Nacht für zwei Stunden zur Verfügung.

Die Kinder müssen im Keller bleiben, dürfen nicht mal mehr auf den Hof, es ist zu gefährlich. Drei Wohnungen sind durch Beschuß zerstört.

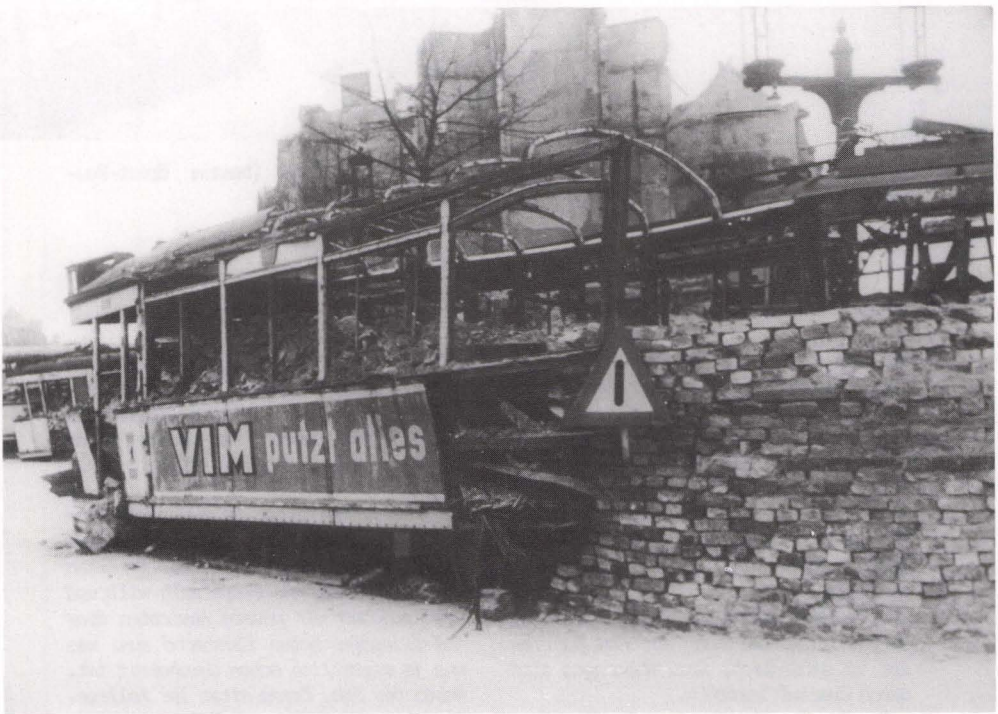
Anfangs wagen wir uns noch für kurze Augenblicke vor die Tür und sehen, wie Kampfflieger Bomben abwerfen an der Front, die in Moabit ist. Doch müssen wir oft in Deckung gehen, da die Tiefflieger über uns sind.

Des Nachts finden wir keinen Schlaf und gehen wiederum auf die Straße und mit Grauen sehen wir, daß der Feuerschein täglich näher kommt. Den anderen sagen wir nichts davon, um sie nicht zu beunruhigen.

Komischerweise sitzt in unserem Keller die Pgn. Brase, die sich und andere immer von uns fern hielt. Wir vermuten stark, daß sie uns bespitzeln will, und nun tauschen wir unsere Ansichten über das Kriegsgeschehen flüsternd aus, was uns ja eigentlich schon Gewohnheit ist. Neben der Pgn. Brase sitzt ihr Kollege, er mimt den biederen Mann, der ausnahmsweise dem Volkssturm angehört.

In den ersten Tagen des Kelleraufenthalts geht er mit Gewehr, Volkssturmmütze und Hakenkreuzbinden hin und wieder auf die Straße, dann bleibt das Ge-

wehr weg, später die Binde und die Mütze und anschließend bleibt der tapfere Nationalsozialist lieber im Keller bei Frau Brase sitzen.
Wir wohnen im Erdgeschoß, und so stelle ich meine Wohnung zur Verfügung, damit sich die Menschen wenigstens - solange sie etwas haben - etwas kochen können. Es klappt alles ganz prima, bis auf die Unterbrechungen (Beschuß), wo wir es vorziehen, schnellstens in den Keller zu gehen. Gegessen wird im Keller.
Da - ein kleiner Hoffnungsstrahl. Die Bäcker Hoft und Möhring backen Brot. Im Morgengrauen machen sich die Männer fertig, setzen Stahlhelme auf und ziehen mit Waschkörben ab, um für alle Brot zu holen. Es ist ein großes Wagnis, denn so mancher hat sein Leben lassen müssen. Mit großer Sorge warten wir auf die Männer, die, als sie endlich da sind, freudig empfangen werden. Ab und zu hasten deutsche Soldaten, fast noch Kinder, durch die Keller und Straßen und wissen nicht wohin, da die sauberen Vorgesetzten sie ihrem Schicksal überlassen haben. Sie bitten um Zivil. Wer hat, der gibt - aber immer noch heimlich, weil einer dem anderen nicht traut.
Sie wissen nicht, was los ist und fragen uns, aber auch wir können nicht viel sagen. Es gibt eine schöne Musik für die Nazis, und Freude und Hoffnung steht in ihren Augen. Irreführende Berichte von Soldaten werden gebracht, "Ersatztruppen" sind unterwegs.
Wir haben nur ein Lächeln für solche Gerüchte und warten sehnsüchtig auf das Ende.



Ingeborg Schneider-Liischow:

Es war in der Nacht zum 2. Mai. Wir hatten gerade kurz vorher durch den Volksempfänger gehört, daß der "Führer und Reichskanzler gefallen" sei. Meine Mutter jubelte noch: "Hurra!" Da sagte diese alte Nazisse: "Wie können Sie

nur?!!" Darauf meine Mutter: "Falls Sie es nicht gewußt haben: Ich bin nämlich Jüdin!"
Bevor die Russen kamen, hatte man uns vorher noch gewarnt: Ringe abnehmen, verstecken! Uhren abnehmen, verstecken! Ich hatte wegen der Propaganda ein bißchen Angst um mein Kind, aber man sagte uns: "Keine Angst, Kindern tun sie nichts!"
Nun saßen wir da und warteten und waren auf alles gefaßt, irgendjemand spähte auch immer.
Ganz plötzlich wurde unsere Eisentür aufgerissen und zwei große Männer erschienen: Russen europäischen Typs. Möglicherweise waren es Offiziere. Sie trugen Lederkappen.
Sie kamen rein und sagten: "Guten Morgen! Krieg kaputt! Hitler kaputt!" Sie sprachen deutsch und grüßten uns ziemlich freundlich. Bei uns im Keller hingen noch ein paar alte Blätter, Luftschutzplakate oder so etwas Ähnliches. Die Russen versuchten, sie zu lesen und lachten sich tot, weil darauf auch der Name "Hitler" stand. Sie sagten: "Weg! Weg!" Sie sagten auch: "Wir nix tun. Aber nach uns Russki - schlimm, schlimm!"
Sie waren kaum wieder weg, da ging es los: Dauernd ging die Tür auf, Besoffene kamen rein: "Wodka her!" Das waren die einfachen Russen. Immer wenn ein Trupp raus war, kam der nächste. Sie nahmen auch ein paar Leute mit, die aber dann wiederkamen, vor allen Dingen Frauen. Sie wissen ja, was denen passiert ist.

Erika Liebetrau:

Zuerst, als die kämpfenden Truppen der Russen kamen, passierte noch nichts. Aber später kam es zu Vergewaltigungen. Allerdings ist es nicht bei uns passiert. Aber gegenüber in der Herderstraße 3 - 4, in dem Gartenhaus. Jemand sagte zu meiner Mutter: "Paß auf Deine Erika auf!"
Ich war damals fünfzehn Jahre alt und entsetzlich dünn. Die Russen haben mich, Gott sei Dank, als Kind anerkannt.

Ilse Baumgart:

Und dann erlebte ich die abziehende deutsche Armee. Diese Soldaten sind teilweise auch durch die U-Bahn gegangen und in Richtung Olympiastadion gelaufen, um sich dort in russische Gefangenschaft zu begeben. Zerlumpt, zerfetzt, völlig ausgemergelt, ich habe es nie begriffen und werde es bis heute nicht begreifen, daß nicht ein großer Teil einfach getürmt ist, in irgendwelche Häuser reingegangen ist, ihre Klamotten ausgezogen hat und Zivilist wurde!

Charlotte Israel:

Nachmittags haben die Frauen mit den Russen getanzt, die haben da Ziehharmonika gespielt. Gleich am selben Tag, an dem die Russen kamen.
Ich hatte Angst. Und abends mußten sie dafür büßen. Die Russen waren inzwischen besoffen. Ich blieb immer bei meinem Mann. Ich hatte mir noch ein Kopftuch umgebunden und mir mit Asche noch Falten ins Gesicht gemacht. So habe ich mich alt und häßlich gemacht. Man hat alles versucht, um zu überleben und um davonzukommen.

Erika Liebetrau:

Als die Kämpfe vorbei waren, hatte ich noch ein furchtbares Erlebnis.
Die Wasserversorgung war damals wieder nicht in Ordnung, und wir mußten das Wasser von den Pumpen auf der Straße holen.
Mein Bruder Rolf und ich liefen mit dem Wassereimer los. Aber an der Pumpe in der Leibniz- Ecke Bismarckstraße standen so viele Menschen; darum gingen wir weiter zur Berliner Straße (heute Otto-Suhr-Allee).
Lauter Trümmer lagen dort. Als wir dort entlangliefen, kam ein endloser Zug von deutschen Kriegsgefangenen. Ein endloser Zug. Der Zug ging durch die Berliner Straße über das Knie (heute Ernst-Reuter-Platz) in Richtung Brandenburger Tor. Bis zum Knie sind wir mitgelaufen. Das war ein unübersehbarer Zug von Menschen in grauen Uniformteilen mit Krücken und Stöcken.
Sie hatten Durst. Der Mai 45 war in meiner Erinnerung ein unerhört schöner, warmer Monat. Die Gefangenen wollten Wasser haben, aber wir hatten doch keine Gefäße außer unserem Eimer. Bei dem Gefangenenzug waren gar nicht viele Russen als Bewachung; es waren immer nur ein paar, aber die waren unerhört scharf.
Mit "Dawai, dawai!" haben sie die Leute angetrieben, manche humpelten nur noch oder gingen am Stock. Es waren alles Wehrmachtsangehörige. SS hat man auf der Straße nicht mehr gesehen.

Auszüge aus dem Tagebuch von **Oberschwester Norberta Oblöser**, der Oberin der Schwestern im Hause des Katholischen Frauenbundes, Wundtstr.:

Ich will versuchen, die Tage, die uns jetzt bevorstehen, kurz festzuhalten. Wenn wir nur nicht so müde wären, um auch die Begebenheiten, die noch die verschiedenen Situationen würzen, hier aufzuzeichnen ...
Freitag, 20.4.:
Wir haben den ganzen Tag kein Licht. Alarm und wieder Alarm. Es dröhnt ordentlich, und wir hören den Donner rollen.
In den Vororten sind die Russen eingedrungen. Des nachts war Alarm und Angriff wieder mit Abwurf im Osten und in der Nähe von uns. Bis 3 Uhr mußten wir unten bleiben ... Den ganzen Tag hörten wir schon das Artilleriefeuer. Es dröhnt und kracht. Wir sind Front geworden ...
Samstag, 21.4.:
Das Feuer hält an, und die Tiefflieger sind ganz in unserer Nähe. Verschiedentlich werfen sie Bomben ab, die aber nicht so starke Durchschlagskraft haben, wie die der Tommys. Gauleiter sprach, daß Berlin verteidigt werden muß. Abends erfuhren wir, daß wir alle die "Eiserne Ration" bekommen. Bestehend aus: 30 gr. Bohnenkaffee, 1 Dose Gemüsekonserven, 250 gr. Hülsenfrüchte, 250 gr. Nährmittel, 500 gr. Fleisch, 1 kg Zucker und eine kleine Packung Kaffee-Ersatz ...
Sonntag, 22.4.:
Heute war ein bewegter Tag. Unentwegter Beschuß. Vom Flakturm (Zoo) wird fleißig geschossen, wir hören das Gedröhn, und die Tiefflieger sind über uns ... Die ganze Nacht dauerte der Flakbeschuß und Kanonendonner. Es war, als ob die Welt aus den Fugen gehen müßte ...
Montag, 23.4.:
Uns gegenüber lagern einige Soldaten mit ihren Fuhrwerken, um so getarnt zu sein, vor den Tiefflegern. Denn von jeder Seite sind sie bedroht. Verschiedene Gerüchte tauchen auf: Waffenstillstand mit den Engländern und Amerikanern und man weiß nicht, ob das amtlich ist ...

Brot ist heute nicht erhältlich, auch kein Fleisch. Die Fleischer können nicht mehr auf den Viehhof, und der gesamte Bahnverkehr ist seit Samstag eingestellt ... Gestern wurde in der Königin-Elisabeth-Straße die Kaserne mit Phosporbomben beworfen und brannte - so wie auch die Deutschlandhalle. Im Osten sieht man mehrere Brände.

Dienstag, 24.4.:

Die ganze Nacht dröhnten die Kanonen, und die Granaten flogen, man hörte den Aufschlag ... Am Nachmittag erschien der Leiter des Roten Kreuzes und beschlagnahmte unsere Räume. Es soll Verbandsstelle und Notlazarett werden ... Tagsüber arger Beschuß. In unserer nächsten Nähe waren schon heute die ersten Toten durch Splitter und auch viele Verwundete ... Vierzehn- und fünfzehnjährige BDM-Mädels und HJ gingen heute mit Panzerfäusten zur Front. Verschiedene Leute sind noch getürmt. Wir haben noch Wasser und Gas, aber kein Licht.

Mittwoch, 25.4.:

Eine ganz schreckliche Nacht ist hinter uns ... Granaten schlagen ein, auf den Straßen gibt es viele Tote. Heute wurde die Turnhalle als Lazarett eingerichtet und wird von Rotkreuzschwestern und Sanitätern geführt ... Die halbe Sakristei wurde als Behandlungszimmer eingerichtet. Nachmittag ein ganz starker Beschuß.

Donnerstag, 26.4.:

Fest der Mutter vom guten Rat. Bis 12 Uhr war es halbwegs erträglich, aber dann wurde alles, was nur zur Verfügung stand, losgelassen. Zwei Salven wurden abgegeben. Um 1/2 5 Uhr plötzlich die Nachricht, die Russen seien in der Nähe ...

Freitag, 27.4.:

St. Canisius. Eine aufregende Nacht liegt hinter uns. Um 1/2 12 Uhr hieß es, daß der Feind bis zum Adolf-Hitler-Platz vorgedrungen sei. Das Lazarett wurde sofort evakuiert. Die Kanonen stehen im Lietzensee-Park, und die Mannschaft sucht einstweilen bei uns noch Schutz - nur vorübergehen, bis sie ihr Feuer loslassen können. Es kostete einen Kampf, die Soldaten hinauszubekommen, weil wir als Lazarett kein Militär beherbergen dürfen. Der Beschuß war endlos und ganz über uns ... Heute Nacht wollte mein Herz streiken, aber jetzt geht es wieder ...

V e r s p r e c h e n

In dieser schwersten Stunde, die wir ohne Gottes und seiner Mutter Hilfe allein nicht überstehen können, eilen wir unter den Schutzmantel Mariä der Himmelskönigin. Sie, die uns von Christus zur Mutter gegeben ist, flehen wir inständig an, um Schutz für Leib und Seele und rufen sie an, als Hüterin unserer Reinheit und Jungfräulichkeit.

Wir sind gewiß, daß wir keine andere gleich mächtige, gütige und liebreiche Schützerin haben, und vertrauen, daß die Himmelskönigin ihre Hände über uns breiten wird ...

Eben knattern die Tiefflieger über unser Haus. Der Feind nähert sich dem Bahnhof Witzleben, und in der Danckelmannstraße drängt der Feind ebenfalls schon vor ... Es dröhnt und kracht, unentwegter Beschuß. Verwundete werden hereingetragen und von uns versorgt. Ich mußte die Leitung des Lazaretts übernehmen. Wir haben zwei Ärztinnen im Hause und sind froh darum. Das Feuer hält an ...

Ich schreibe in Absätzen, weil man sich doch immer wieder in Sicherheit bringen muß. Bislang haben wir noch keinen Gebäudeschaden, bloß ein paar Scheiben und Schutt ... Kein Wasser, kein Licht, kein Gas. Ein paar Tage reichen die Lebensmittel noch. Der HL. Josef wird uns jetzt nicht im Stich lassen.

Am Abend kam wieder unser Lazarett zurück und wir hatten zu tun. Es kamen gleich 32 Verwundete. Nur Privatleute und ich halfen bis 1/2 2 Uhr beim Verbinden und Zureichen. Dann wankte ich nach einer Ruhestätte und es gelang mir, doch noch etwas zu schlafen. Beschuß war unentwegt mit 1/4-Stunden - Pausen ungefähr, aber man döst doch. Nachts um 12 Uhr haben wir einen 17 - jährigen Soldaten, der katholisch war, begraben und zwar im runden Rasen unseres Hofes. Das Grab wird noch mit

einem Kreuz versehen. Herr Pfarrer segnete ihn ein, und heute früh traten wir alle zu unserem ersten Grabhügel. Es packte uns gewaltig, hier ein junges, hoffnungsfrohes Leben, fern von den Angehörigen, unter der Erde zu wissen. Er stammte aus der Münchner Gegend.

Samstag, 28.4.:

Fortsetzung.

Die Morgenstunden waren von einer fürchterlichen Beschießung und wir meinten, bei uns stürze alles zusammen. Unsere Ecke Riehl/Wundtstraße ist noch nicht dran. Dies dürfte aber wohl heute noch arg unter Beschuß kommen. Hier ist jedoch ein starker Widerstand. Bis jetzt erfreuen wir uns noch des Schutzes und sind dankbar, daß das Haus so lange allen eine Heimat bieten konnte. Die Hl. Messe war heute etwas ruhiger, aber dafür ging jetzt schon wieder ein Spektakel los. Des Nachts liefen die Soldaten mit den Panzerfäusten durch, um so schneller zum Kaiserdamm zu kommen. Und jetzt geht es wieder weiter. Die letzte Brücke ist noch nicht gesprengt.

Am Friedrich-Karl-Platz soll auch gekämpft werden. Diese Häuserkämpfe sind fürchterlich. Auch von den Dächern wird geschossen - mit Maschinenrevolvern und dann kommen wieder die Panzer und die Tiefflieger. Front und Kriegsgebiet. Was müssen die armen Soldaten aushalten, und so wenig kann man ihnen bieten!

Beim Durchlaufen Tee oder stehend eine Suppe. Es ist gar keine richtige Führung da. Nachtmittags war ein ganz schwerer Kampf, und es geht immer noch so arg zu. Der Beschuß ging vom Park aus und verschiedene Splitter flogen ins Haus, so wurde die Leiste von einem Kapellenfenster abgerissen und viele kleine Splitter und Schutt mußten wir fegen. Die Straßenfront des Hauses hat auch etwas abbekommen, aber es ging nicht durch. Im 5. Stock ging doch eine Granate durch, ohne viel Schaden zu verursachen, da es der abgebrannte Flügel ist. Vor meinem Kanzleifenster liegen vier Granatsplitter, die nicht das Fenster trafen; nur das Küchenfenster wurde von einer Handgranate zertrümmert. Um die Ecke liegen viele tote Volkssturm-Männer; es ist Kriegsgebiet und so bleiben sie liegen. In einem Geschäft in der Nähe vom Bahnhof Witzleben soll es morgen Brot geben. Viele Damen haben nichts mehr zu essen. Unser Lazarett bekam heute auch eine Verpflegung zugewiesen, und so sorgten wir auch noch für sie. Auch morgen noch, und hoffentlich geht es am Montag schon besser ...

Sonntag, 29.4.:

Die erste Nacht, wo wie ein paar Stunden schlafen konnten, vielleicht auch deshalb, weil wir schon so sehr müde und an den Beschuß, wie der Soldat, gewöhnt sind. Flieger und Bomben, Granaten und Panzerfäuste, Geratter noch und noch, aber wir konnten uns doch hinstrecken ... Der Beschuß geht weiter immer noch vom Park, Kaiserdamm, unsere Ecke, linker Park und Danckelmannstraße ...

Montag, 30.4.:

Fest der Hl. Kath. Die Hl. Messe war wohl unter Gedröhn, aber doch so, daß man beten konnte. Der Tag war wohl etwas ruhiger, nachdem sich abenus noch ein ganz gewaltiger Beschuß abwickelte. Die Nacht dagegen war sehr unruhig und wir dachten, unsere letzte Stunde ist gekommen. Ich schlief eine halbe Stunde von 1/2 6 bis 6 Uhr früh. Die Leute können sich wenigstens ausruhen, aber wir haben mit dem Lazarett und Küchensorgen zu tun. Heute bekamen wir doch von einem Lager Marmelade und Saft für die Verwundeten.

Dienstag, 1.5.:

Sehr gespannte Stimmung. Das Toben des Kampfes in unserem Park und Kaiserdamm geht weiter. In verschiedenen Häusern sind schon die Feinde, und man hört unerfreuliche Dinge, die uns alle beängstigen. Abends ließ der Beschuß etwas nach, wir waren im Luftschutzraum und konnten uns etwas ausstrecken. Des Nachts setzten sich unsere Truppen ab, so wurde es ruhiger und wir erwarten mit Bangen die weiteren Ereignisse, denn 12 Uhr nachts kam die Mitteilung, daß der Führer tot sei und somit eine Wendung eintreten werde. Im Lazarett starben einige Soldaten. Große Unruhe

und doch auch wieder eine Befreiung.

Mittwoch, 2.5.:

Im Laufe des Tages kamen fünf- bis sechsmal die Russen in unser Haus, doch es ging gut ab. Die Herren mußten wohl einiges opfern, aber die anderen Sachen blieben verschont. An Arbeit kann man kaum denken, außer der Besorgung, die wir jedoch noch immer nicht vollständig verrichten können. Doch dürfen wir jetzt auf die Straße, und es bietet sich ein trostloses Bild: Tote, Verwundete, Schutt, Kanonen, Geschütze, Panzer, verkohlte Sachen noch und noch. Die Barrikaden dazu, die Bäume ganz oder halb abgebrochen und die Straßen kaum befahrbar. Wir müssen das Wasser holen, Licht gibt es natürlich auch nicht, und die Kocherei kostet viel Kraft und Geduld.



Joachimstaler Straße Ecke Hardenbergstraße

Sonntag, 6.5.:

Inzwischen war vieles über uns gekommen, aber immer wieder half uns die Güte Gottes. Freitag sollte durch das ganze Haus zwei Etagen an die Russen abgetreten werden. Dann sollten wir 200 russische Verwundete aufnehmen. Wir boten die Turnhalle und den Speisesaal an, der allerdings als Kapelle eingerichtet ist. Darauf erhielten wir die Antwort, daß sie keine Kirche für profane Zwecke verwenden wollen und so einstweilen von unserem Hause absehen. Deo gratias! Im Hause sind 49 Verwundete. Bis jetzt sind vierzehn oder fünfzehn Mann bereits gestorben. Die ersten wurden alle im Park beerdigt. Ab Freitag müssen jedoch die Leichen wieder nach den nächstliegenden Friedhöfen gebracht werden. - Am Freitag hatten wir uns das erste Mal nach fast vierzehn Tagen wieder ausgezogen und ins Bett gelegt. Wir glaubten, im Paradies zu sein. Keine Sirene, keine Bom-

ben, kein Kanonendonner - doch wohl des öfteren Russen im Hause. Auch des Abends kamen um 9 Uhr nur fünf Russen daher, aber das geistliche Kleid des Patres, die immer gleich erscheinen, macht Eindruck. - Meine Uhr bin ich auch losgeworden, wie so viele andere Damen und Herren. Es war eigentlich die Uhr von Sr. Pauline, denn meine wurde mir schon beim Brand gestohlen.
Wir sollten vom Finanzamt die Patienten bekommen, die dort nur im Keller lagen und für die wir vier Tage immer das Essen schickten, aber nun sind sie doch in das Westend-Lazarett gekommen. Auch im Post-Bunker liegen 23 Mann ohne Tageslicht. Es sind das sehr betrübliche Zustände. Schwestern und Ärzte mußten türmen.
Wir haben immer noch kein Wasser. Vom Kaiserdamm kommen die Leute und bitten uns, einen Eimer Wasser auf die Mauer zu stellen. Die Herren dürfen sich noch nicht sehen lassen. Unser Geschäftsmann vom Elek. kam und bat um ein Stück Brot und bot uns dafür ein Stückchen Wurst an. Es wird immer gegenseitig ausgeholfen. Eine Frau kam, um bei uns ihre Windeln zu waschen und das Kindlein zu baden. Die Russen kommen immer wieder ins Haus. Aus der Garage sind fast alle Autos fort, das war eine gute Ablenkung.

Donnerstag, 10.5.:

Christi Himmelfahrt. Die im Park lagernden Russen sind gestern abgezogen und so sind wir etwas ruhiger. Wir sangen heute schon im Gottesdienst die Schubert-Messe, gleichzeitig beginnen wir die Novene zum Hl. Geist. Wenn alles weiter so geht, wollen wir zu Pfingsten unsere Dankwoche mit einer feinen Einführungs- und Schlußandacht halten. Der Schutz, den wir hatten, ist einmalig dastehend. Wie waren wir beschützt, alle sind erfüllt von der unendlichen Güte und Behütetsein, das wir bisher erfahren durften.
Unsere Damen knieen täglich, beten den Rosenkranz und gehen eifrig zur Maiandacht. Der Raum ist voll besetzt, täglich kommen mehr Leute. Gestern abend kamen wieder zwei Russen und blieben dann stehen, als sie den Pater am Altare sahen. Ich wollte schon hinauseilen, aber da machten sie kehrtum und wir atmeten wieder auf. Im Hause sind die Damen wieder in ihre Zimmer gezogen und wir versuchen, das Haus zu putzen und zu besetzen, damit kein Raum leersteht. Vor acht Tagen wurde der leitende Arzt vom Lazarett festgenommen, doch gestern kam er wieder an. Herr P. Schulze besuchte uns auch schon zweimal kurz. Er hat fürchterlich viel miterlebt. Das Haus sieht fürchterlich aus ... unsere Vorräte schmelzen.
Gestern mußten alle registrieren gehen, angeben, ob man in der Partei war. Heute bekamen wir die neuen Lebensmittelkarten mit russisch-deutschem Aufdruck. Tagesration ist: 200 gr. Brot, 400 gr. Kartoffeln, 10 gr. Zucker, 10 gr. Salz, 20 gr. Kaffee, 25 gr. Fleisch und kein Fett. Ausländer (ob wir auch dazu gehören), KZ-Leute und Juden erhalten doppelte Karten, und dafür ist ein separater Raum eingerichtet.
Es fährt noch keine Bahn, alle Wege müssen zu Fuß zurückgelegt werden. Wer seine Angehörigen weiter entfernt hat, muß sich gedulden. Post verkehrt keine ... Im Park blüht der Flieder.

Dienstag, 15.5.:

Am Freitag stiegen zwei Russen um 11 Uhr durch ein Fenster ins Haus. Dadurch, daß ein Mädchen gerade auf der Toilette war, wurden sie sofort bemerkt und Krach geschlagen, so daß sie nach einigem Suchen nach Soldaten und Sonderanlagen verschwanden. Herr P. Kuratur, der gerufen wurde, und unser Heizer, der gut polnisch spricht, taten das Nötige, und so haben wir bis heute wieder Ruhe. Auch vom Park sind alle Russen abgezogen ... Die Lebensmittelkarten sind ein Kapitel für sich. Seit gestern haben wir schon die zweiten Karten. Als Ausländer bekamen wir die doppelten Marken - nur betrüblich - alles was daraufstand, war nicht erhältlich, somit die Freude umsonst. Die jetzigen Karten sind in 5 Gruppen geteilt und wir gehören zu den Arbeitern und sind Gruppe II. Tagesration: 65 gr. Fleisch, 15 gr. Fett, 400 gr. Kartoffeln, 60 gr. Nährmittel, 20 gr. Zucker und als Monatsration: 400 gr. Salz, 60

gr. Bohnenkaffee, 100 gr. Kaffee-Ersatz, 20 gr. echten Tee. Bis jetzt ist es noch schwierig, das Brot zu erhalten, aber es soll täglich mit der Heranlieferung besser werden.



Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche

Freitag, 18.5.:
Da kamen die Russen und stellten aufgrund des Einlieferungsbuches fest, daß alle angeführten Patienten des Lazaretts sofort in das große Russenlager gebracht werden müssen, und innerhalb zwei Stunden mußten wir alles fertig haben. Wir konnten doch noch

einige von den jungen Leuten als Privatpatienten angeben und so konnten wir sie retten. Die Armen mußten ja als Kriegsgefangene in das große Lager und manche davon wurden dann weiter nach Warschau gebracht. Auch aus dem Westend-Krankenhaus mußten alle Soldaten mit und dazu die Rotkreuz-Schwestern, die ebenfalls nach Warschau kamen ...

Samstag, 9.6.:
Leider mangelte es mir an Zeit, um wieder von unserem Erleben zu berichten. Am 18. Mai wurde innerhalb zwei Stunden das Lazarett aufgelöst. Die Privatpatienten, das heißt die Zivilisten, kamen ins Krankenhaus Westend, und die Soldaten mußten in das große Gefangenenlazarett nach Lichtenberg, über deren Schicksal wir nichts mehr erfah-



Kinder spielen auf den Wracks zerschossener Militärfahrzeuge, Kantstraße

ren konnten .. Die Pg. müssen schippen. Morgens um 7 Uhr bis nachmittags 5 Uhr. Auch wir mußten alle antreten. Die ganzen Häuser mußten bis zum Freitag von den Schutthaufen frei sein. Lebensmittel kommen nur spärlich herein und wir haben noch nicht alle Nährmittel, Gemüse fast keines, und unsere Vorräte sind erschöpft. Jetzt muß uns aber der Hl. Josef ordentlich helfen. Sonst stehen wir eines Tages da und können kein Mittagessen für unsere Leute bestellen.

Die Vergewaltigungen gehen immer noch am laufenden Band. In unserem Park hören wir dies täglich. Die G.o. Untersuchungen sind angeordnet, und die Resultate sind hoch.
Wir haben nun Wasser auf allen Etagen, aber kein Gas und kein Licht. Licht soll jedoch jeden Tag kommen, wir hatten auch schon zwei Stunden, doch nun ist wieder eine Stromstörung da.
Die Leute - sei es, wer es sei - jeder geht bepackt mit Abfallholz, entweder

aus dem Wald oder auch von den Ruinen. Türen werden geschleppt, Fensterrahmen und was so unter den Trümmern zu finden ist. Wir haben gegenwärtig das Holz von der Abstützung des Luftschutzraumes.
Täglich kommen Leute und fragen nach Angehörigen, und man kann so wenig Auskunft geben ...
Wir haben kein Licht, kein Gas, kein Wasser. Doch spärlich rinnt es in der Garage, so müssen wir nicht bis zum Kaiserdamm laufen. Auch in der Waschküche läuft es langsam. Wir kochen auf zwei Öfen, und es ist eine Anstrengung - mal rauf, mal runter.
Das auf den Lebensmittelkarten Angeführte ist nicht zu bekommen, Gemüse überhaupt nie da, mit Mühe und Not das Brot. Fett und Fleisch auch nicht. Aber immer wieder erhalten wir etwas von dort, wo wir gar nicht vermuten, und so können wir doch noch das Mittagessen für die Leute herstellen. Etwas hilft uns jetzt - das immer verschmähte Trockengemüse, das auch ein Teil noch aus dem Lager war.
Wie wohltuend: jede Nacht ungestört schlafen, keine Sirene, keine Bomben. Man kann des Tags ein Programm machen, wenngleich wir noch müde sind und nicht wissen, wo wir eigentlich anfangen sollen. Daß wir das alles leisten konnten und durchgehalten haben - menschlich genommen - unmöglich.

Nach Opfern des Widerstands gegen die NS-Diktatur benannte Straßen und Plätze in Charlottenburg

Bernhard-Lichtenberg-Straße
Bernhard Lichtenberg, Domprobst von St. Hedwig, starb am 5.11.1943 auf dem Transport in das Konzentrationslager Dachau

Bonhoefferufer
Dr. theol. Dietrich Bonhoeffer, Vertreter der "Bekennenden Kirche" und bis 1931 Bezirksverordneter der Zentrumspartei, wurde am 9.4.1945 im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet.
Dr. jur. Klaus Bonhoeffer, am Widerstand aktiv beteiligt, wurde am 23.4.1945 in Berlin-Moabit von der SS durch Genickschuß ermordet.

Breitscheidplatz
Dr. Rudolf Breitscheid, bis 1933 Fraktionsvorsitzender der SPD im Reichstag, emigrierte nach Frankreich, starb am 28.8.1944 im Konzentrationslager Buchenwald.

Dahrendorfzeile
Gustav Dahrendorf, bis 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD, starb am 30.10.1954 an den Folgen seiner Haftzeit während des Nationalsozialismus'.

Delpzeile
Pater Alfred Delp, SJ, wurde am 2.2.1945 in Plötzensee als Mitglied der Widerstandsgruppe "Kreisauer Kreis" hingerichtet.

Friedrich-Olbricht-Damm
General Friedrich Olbricht wurde als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli am 20.7.1944 im Hof des Bendlerblocks erschossen.

Gloedenpfad
Dr. jur. Elisabeth-Charlotte Gloeden wurde zusammen mit ihrem Mann

und ihrer Mutter am 30.11.1944 in Plötzensee hingerichtet, weil sie in ihrer Wohnung den am Aufstand vom 20. Juli beteiligten General Fritz v. Lindemann versteckt hatte.

Goerdelerdamm
Carl Goerdeler, bis 1937 Oberbürgermeister von Leipzig, wurde am 2.2.1945 in Plötzensee als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli hingerichtet.

Habermannzeile
Max Habermann wurde am 30.10.1944 wegen illegaler Aktivitäten für die verbotenen freien Gewerkschaften verhaftet. Er beging in der Haft Selbstmord, um Freunde nicht zu verraten.

Haeftenzeile
Hans-Bernd v. Haeften, Mitglied der Widerstandsgruppe "Kreisauer Kreis", wurde am 15.8.1944 in Plötzensee hingerichtet.
Werner v. Haeften, Ordonnanzoffizier von v. Stauffenberg, den er während des Aufstands vom 20. Juli in das "Führerhauptquartier" begleitete, wurde am 20.7.1944 im Hof des Bendlerblocks erschossen.

Halemweg
Nikolaus v. Halem, Mitglied der Widerstandsgruppe "Solf-Kreis" und an der Planung eines Attentats auf Hitler beteiligt, wurde am 9.10.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Haubachstraße
Dr. phil. Theodor Haubach, bis 1933 Pressereferent im preußischen Innenministerium und Mitglied der Reichsleitung des "Reichsbanners", wurde am 23.1.1945 in Plötzensee hingerichtet, nachdem er seit 1933 wiederholt in Haft - u.a. im Konzentrationslager Esterwegen - gewesen war.

Heilmannring
Ernst Heilmann, seit 1933 in Haft, wurde am 3.4.1940 im Konzentrationslager Buchenwald bei medizinischen Versuchen umgebracht.

Hofackerzeile
Oberstleutnant Cäsar v. Hofacker wurde am 20.12.1944 in Plötzensee als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli hingerichtet.

Hüttingpfad
Richard Hütting, kommunistischer Leiter einer Häuserschutzstaffel in Charlottenburg, wurde am 14.6.1934 in Plötzensee hingerichtet.

Kirchnerpfad
Johanna Kirchner organisierte Fluchtmöglichkeiten für Verfolgte und half Verhafteten. Sie emigrierte 1935 nach Frankreich, wo sie deutsche Emigranten betreute. An die Gestapo ausgeliefert, wurde sie 1943 zunächst zu 10 Jahren Zuchthaus, dann zum Tode verurteilt und am 9.6.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Klausener Platz
Dr. Erich Klausener, bis 1933 Leiter der Polizeiabteilung im preußischen Innenministerium und der "katholischen Aktion" im Bistum Berlin, wurde am 30.6.1934 ermordet.

Klausingring
Oberleutnant Friedrich Karl Klausing, Adjutant von v. Stauffenberg, wurde am 8.8.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Letterhausweg
Bernhard Letterhaus, bis 1933 preußischer Landtagsabgeordneter und Verbandssekretär der westdeutschen "Katholischen Arbeitervereine", wurde am 14.11.1944 in Plötzensee als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli hingerichtet.

Leuningerpfad
Karl Leuninger, ehemals Generalsekretär der Vereinigung der christlichen Metallarbeiter, wurde am 1.3.1945 in Plötzensee hingerichtet.

Mierendorffplatz

Dr. Carlo Mierendorff, bis 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD, von 1933 bis 1937 in Konzentrationslager-Haft, gehörte der Widerstandsgruppe "Kreisauer Kreis" an. Er kam bei einem Luftangriff am 4.12.1943 in Leipzig ums Leben.

Nikolaus-Groß-Weg

Nikolaus Groß, bis 1933 in der Leitung der christlichen Bergarbeiter-Gewerkschaft, wurde am 23.1.1945 in Plötzensee als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli hingerichtet.

Popitzweg

Prof. Dr. Johannes Popitz, von 1933 bis 1944 preußischer Finanzminister, erhielt 1937 das "Goldene Parteiabzeichen" der NSDAP. Er reichte nach dem Pogrom vom November 1938 ("Reichskristallnacht") sein Abschiedsgesuch ein, das abgelehnt wurde. Danach nahm er Kontakt zu Widerstandsgruppen auf und wurde am 2.2.1945 in Plötzensee hingerichtet.

Reichweindamm

Prof. Dr. Adolf Reichwein, bis 1933 Professor für Geschichte und Staatsbürgerkunde sowie Referent im preußischen Kultusministerium, danach Dorfschullehrer, wurde als Mitglied der Widerstandsgruppe "Kreisauer Kreis" verhaftet und am 20.10.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Scheppenhorstweg

Ernst Scheppenhorst, bis 1933 Reichstagsabgeordneter der SPD, wurde am 24.4.1945 in der Haftanstalt Lehrter Straße ermordet .

Schwambzeile

Ludwig Schwamb, bis 1933 Staatsrat im hessischen Innenministerium, wurde im Zusammenhang mit dem Aufstand vom 20. Juli verhaftet und am 20.10.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Schwanenfeldstraße

Ulrich-Wilhelm Graf Schwerin von Schwanenfeld wurde am 20. Juli 1944 im Bendlerblock verhaftet und als Teilnehmer des Aufstand am 8.9.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Stieffring

Generalmajor Hellmuth Stieff wurde als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli am 8.8.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Strünckweg

Dr. jur. Theodor Strünck wurde am 9.4.1945 als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli im Konzentrationslager Flossenbürg hingerichtet.

Teichgräberzeile

Richard Teichgräber wurde wegen illegaler Aktivitäten für die verbotenen freien Gewerkschaften 1934 verhaftet und kam am 25.2.1945 im Konzentrationslager Mauthausen ums Leben.

Terwielsteig

Maria Terwiel nahm Kontakt zur Widerstandsgruppe "Schulze-Boysen/Harnack" auf, um u.a. die Predigten des Bischofs v. Galen gegen Euthanasie zu verbreiten und Juden zu helfen. Sie wurde 1943 zum Tode verurteilt und am 5.8.1943 in Plötzensee hingerichtet.

Wiersichweg

Oswald Wiersich, aktiv am Widerstand der verbotenen freien Gewerkschaften beteiligt, wurde im Zusammenhang mit dem Aufstand vom 20. Juli am 1.3.1945 in Plötzensee hingerichtet.

Wirmerzeile

Dr. Joseph Wirmer, bis 1933 Abgeordneter der Zentrumspartei, wurde als Teilnehmer des Aufstands vom 20. Juli am 8.9.1944 in Plötzensee hingerichtet.

Register

ADGB
Allgemeiner Deutscher Gewerkschaftsbund, Zusammenschluß der freien Gewerkschaften, von der NS-Regierung am 2.5.1933 aufgelöst

Affidavit
Bürgschaftserklärung für Einwanderer

BDM
Bund Deutscher Mädel, Organisation für 14 - 18jährige Mädchen innerhalb der HJ (s. dort)

DAF
Deutsche Arbeitsfront, von der NSDAP am 10.5.1933 gegründete Einheitsorganisation für alle deutschen Arbeiter, Angestellten, Handwerker und Gewerbetreibenden sowie Unternehmer

DJ
Deutsches Jungvolk, Organisation der 10 - 14jährigen Jungen ("Pimpfe") in der HJ (s. dort)

Fabrik-Aktion
Am 27.2.1943 in Berlin durchgeführte Massenverhaftungen von Juden zum Zwecke der Verschleppung

FKK
Freikörperkultur

Gestapo
Geheime Staatspolizei

Goebbels, Dr. Joseph
ehemaliger Bezirksverordneter von Charlottenburg und Berliner Gauleiter der NSDAP, ab 13.3.1933 "Minister für Volksaufklärung und Propaganda"

HJ
Hitlerjugend, Bezeichnung für die gesamte nationalsozialistische Jugendorganisation mit ihren verschiedenen Untergliederungen, die alle deutschen Jugendlichen im Alter von 10 - 18 Jahren erfassen sollte

HKL
Hauptkampflinie

IAH
Internationale Arbeiterhilfe, Organisation der "Kommunistischen Internationale"

Jugendwalter
Vertreter der NSDAP in den Schulen

Jungbanner
Jugendorganisation des Reichsbanner (s. dort)

KJ
Kommunistische Jugend

KLV
Kinderlandverschickung

Legion Condor
auf Befehl von Hitler zur Unterstützung der Faschisten im spanischen Bürgerkrieg eingesetzte Einheiten der deutschen Wehrmacht

NSDAP
Nationalsozialistische deutsche Arbeiterpartei, sie war von Juli 1933 bis zum Kriegsende im Mai 1945 die einzige in Deutschland zugelassene Partei und nach dem "Gesetz zur Sicherung der Einheit von Partei und Staat" vom 31.12.1933 "Trägerin des deutschen Staatsgedankens und mit dem Staat unlöslich verbunden". Die NSDAP wurde

1920 gegründet und nach dem Putschversuch vom 9.November 1923 verboten. 1925 durfte Adolf Hitler die Partei neu gründen, weil er versicherte, sie werde künftig nur mit den einer demokratischen Partei entsprechenden gesetzlichen Mitteln um die Macht kämpfen.

NSKK
Nationalsozialistisches Kraftfahrkorps, staatliches Aufsichtsorgan für alle Veranstaltungen und Aktivitäten des Kraftfahrsportes in Deutschland

OKW
Oberkommando der Wehrmacht

Organisation Todt
nach ihrem Leiter Dr. Fritz Todt benannte staatliche Organisation die 1938 für den Bau militärischer Anlagen eingerichtet wurde

Papen, Franz v.
Reichskanzler 1932, Vizekanzler 1933 - 34

Pg
Parteigenosse (der NSDAP)

Reichsbanner Schwarz-Rot-Gold
Wehrorganisation der SPD

RM
Reichsmark (Währungseinheit)

Rotfrontkämpferbund (RFB)
Wehrorganisation der KPD

SA
Sturmabteilung, seit 1921 bestehende, militärische organisierte und uniformierte "Kampf- und Schutztruppe" der NSDAP

SAJ
Sozialistische Arbeiterjugend, Jugendorganisation der SPD

SAP
Sozialistische Arbeiterpartei

SJV
Sozialistischer Jugendverband, Jugendorganisation der SAP

SS
Schutzstaffel, 1925 zum persönlichen Schutz des Führers der NSDAP, Adolf Hitler, gegründet. Der SS-Führung unterstanden u.a. die Geheime Staatspolizei und der Geheimdienst (SD). Die SS war zuständig für die Konzentrationslager und die Einsatzgruppen in den besetzten Gebieten, die politische Gegner und "rassisch" Verfehmte verfolgte.

Volkssturm
Durch Erlaß vom 25.9.1944 wurden alle männlichen deutschen Staatsbürger im Alter von 16 bis 60 Jahren verpflichtet, "den Heimatboden zu verteidigen." Die Angehörigen des Volkssturms galten während ihres Einsatzes als "Soldaten im Sinne des Wehrgesetzes", die Verweigerung des Dienstes war mit der Todesstrafe bedroht.

Weimarer Republik
Bezeichnung für das Deutsche Reich von 1919 - 1933, benannt nach der Stadt Weimar, in der am 31.7.1919 von der Nationalversammlung die Verfassung des Deutschen Reiches angenommen wurde. Vorausgegangen waren die Niederlage des Deutschen Kaiserreiches im I. Weltkrieg und die Abdankung von Kaiser Wilhelm II.

Zentrumspartei
1870 als Partei des politischen Katholizismus' gegründet, in der Weimarer Republik maßgeblich an den meisten Reichsregierungen beteiligt. Die Partei wurde im Juli 1933 aufgelöst (sie wurde nach 1945 wiederbegründet und war bis 1957 im Bundestag vertreten.

Bildnachweis

Landesbildstelle Berlin (S. 23, 25, 26, 27, 38, 41, 48, 52, 141, 157, 159, 220, 234, 240, 242)
Aktion Sühnezeichen (S. 203)

alle anderen Fotos stammen aus dem Heimatarchiv Charlottenburg sowie aus Privatbesitz

Lesen und weitergeben!

Der Panzerbär

29. April 1945

KAMPFBLATT FÜR DIE VERTEIDIGER GROSS-BERLINS

Heroisches Ringen

Bei Tag und Nacht neue Eingreifkräfte herangeführt

Der Kampf um den Stadtkern entbrannt

Entlastungsangriffe laufen

Aus dem Führerhauptquartier, 28. April.

Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

In dem heroischen Kampf der Stadt Berlin kommt noch einmal vor aller Welt der Schicksalskampf des deutschen Volkes gegen den Bolschewismus zum Ausdruck.

Während in einem in der Geschichte einmaligen grandiosen Ringen die Hauptstadt verteidigt wird, haben unsere Truppen an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von außen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten.

In dem inneren Verteidigungsring ist der Feind von Norden her in Charlottenburg und von Süden her über das Tempelhofer Feld eingedrungen. Am Halleschen Tor und am Alexanderplatz hat der Kampf um den Stadtkern begonnen. Die Ost-West-Achse liegt unter schwerem Feuer.

Fliegende Verbände unterstützen die Kämpfe unter aufopferndem Einsatz der Besatzungen. Trotz stärkster Jagd- und Flakabwehr wurden bei Tag und Nacht Eingreifreserven gelandet und Munition abgeworfen. Unsere Jagd- und Schlachtfliegerverbände vernichteten in den letzten vier Tagen 143 Flugzeuge, 58 Panzer und über 300 Fahrzeuge.

Im Raum südlich Königs Wusterhausen setzten Divisionen der 9. Armee ihre Angriffe nach Nordwesten fort und erwehrten sich während des ganzen Tages konzentrischer Angriffe der Sowjets gegen die Flanken. Die vom Westen angesetzten Divisionen warfen den Feind in erbittertem Ringen auf breiter Front zurück und haben Ferch erreicht.

Westlich Berlin wurde die Linie Brandenburg—Rathenau—Kremmen gegen alle feindlichen Angriffe behauptet.

Im Raume von Prenzlau warfen die Sowjets neue Panzer- und Infanterieverbände in den Kampf und erzwangen unter starkem Schlachtfliegereinsatz tiefe Einbrüche.

Im nordwestdeutschen Raum kam es gestern nur zu örtlichen Kämpfen. In Bremen hält der Kampfkommandant mit dem Rest der tapferen Besatzung den Nordostteil der Stadt.

An der Donau brach der Feind in Regensburg und Ingolstadt ein. Zwischen Dillingen und Ulm setzten die Amerikaner ihren Vorstoß nach Süden fort. Kämpfe sind in Mindel und im Guenztal im Gange.

Die Armeen in Italien setzten sich hinter dem Po und Tessin ab.

Während die Sowjets im Südabschnitt der Ostfront sich auf starke örtliche Vorstöße beschränkten, setzten sie ihre Angriffe im Raum Brüan mit starken Kräften fort und konnten trotz zäher Gegenwehr der Besatzung in die Stadt eindringen.

Nordwestlich Bautzen, wo bei Meißen die Verbindung mit der Westfront an der Elbe hergestellt wurde, sind unsere Truppen zum Angriff nach Norden angetreten.

Sicherungsfahrzeuge der Kriegsmarine versenkten östlich Gotenhafen ein sowjetisches Schnellboot und schossen ein weiteres in Brand.

Schwächere amerikanische Kampfverbände führten am Tage Angriffe gegen Orte in Süddeutschland. In der Nacht herrschte über dem Reichsgebiet nur geringe feindliche Kampftätigkeit.

Kleinstunterseeboote versenkten aus dem stark bewachten feindlichen Nachschubverkehr zwischen Themse und Schelde zwei vollbeladene Schiffe mit 9000 BRT.

Der längere Atem

Seit fünfeinhalb Jahren lodert die Fackel des Krieges in Europa. Ihr verzehrendes Feuer hat nach Polen ganz Europa, nach diesem Erdteil schließlich noch zwei weitere erfaßt, Asien und Amerika.

Deutschland mußte einerseits die Ketten abzustreifen versuchen, die ihm in Versailles auferlegt waren und ihm jede Lebensmöglichkeit nahmen. Es hat dies seit 1933 in dem denkbar engsten Rahmen getan und peinlichst vermieden, dabei den Kreis der unmittelbar betroffenen Gebiete, d. h. die deutsche Lebens- und Interessenzone zu überschreiten.

Wenn unsere Feinde behaupteten, Deutschland habe eigennützige Machtziele verfolgt und die Unabhängigkeit und Freiheit der kleinen Nationen bedroht, so haben England und Amerika sehr bald durch ihr Verhalten bewiesen, daß ihnen in Wirklichkeit nicht nur nichts an der Freiheit dieser kleinen Nationen gelegen ist, sondern daß sie selbst bereit waren und sind diese an Stalin zu verkaufen, ja, sie für ihre eigenen imperialistischen Ziele auszubeuten.

Mehr noch! Während die von Deutschland besetzten Feindländer durchaus auskömmlich leben konnten, zum Teil sogar einen fühlbaren wirtschaftlichen und sozialen Aufschwung nahmen, ächzen die „befreiten" Bundesgenossen unter der Hungersnot, Desorganisation und Ausbeutung durch die Engländer und Amerikaner. Besonders groß aber sind die Leiden der Neutralen und jener Völker, die sich den jüdisch-plutokratischen und bolschewistischen Drahtziehern auf Gedeih und Verderb unterwarfen.

Deutschland ist durch den Verrat klug geworden, dem es 1918 zum Opfer fiel. Es weiß, daß alle Versprechungen der Feindseite nichts anderes bedeuten als den Versuch, unser Volk wiederum völlig wehrlos zu machen und es damit der wirtschaftlichen Ausbeutung, persönlichen Versklavung und völkischen Vernichtung auszuliefern.

Zu verlieren haben wir nichts mehr. Wir haben alles verloren und würden durch Kapitulation uns selbst, unsere Zukunft, Frau und Kind preisgeben. Wohl aber haben wir die Chance, uns zu behaupten und einst dann Existenz, Familienleben und unseren sozialen Staat wieder aufzubauen, in dem wir einen noch größeren Wohlstand erreichen werden, als wir ihn vor diesem Kriege bereits genießen konnten.

Dies ist ein hohes, aber ein reales Ziel. Wir wollen es stets vor Augen behalten, wenn die Gegenwart heute Anforderungen an uns stellt, die uns fast unerträglich erscheinen mögen, wenn unser Todfeind uns Wunden schlägt, aus denen das Blut unserer Besten fließt.

In Berlin, in den rauchenden Ruinen der Reichshauptstadt